

Ehrenamtliche Sozialbegleitung
aus sozialpädagogischer Perspektive

Diplomarbeit

zur Erlangung des akademischen Grades
einer Magistra der Philosophie

an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät
der Karl-Franzens-Universität Graz

vorgelegt von

Christina JAKLITSCH

am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaften
Begutachter: **Univ. Ass. Mag. Dr. Arno Heimgartner**

Graz, 2002

Inhaltsverzeichnis

Theorieteil

1. Einleitung 1
2. Begriffe und Definitionen 2
 - 2.1 Begriffe 2
 - 2.2 Unterschiedliche Systematisierungen ehrenamtlicher Arbeit 2
 - 2.3 Unentgeltlichkeit
3. Wandel des Ehrenamtes 5
 - 3.1 Geschichtliche Aspekte des Ehrenamts 5
 - 3.2 Das Ehrenamt im aktuellen gesellschaftlichen Kontext 6
 - 3.2.1 Aktuelle Entwicklungen in Westeuropa 8
 - 3.2.2 Strukturwandel des Ehrenamtes 9
 - 3.2.3 Die neuen Freiwilligen/Das neue Ehrenamt 9
 - 3.2.4 Öffentliche Wahrnehmung, gesellschaftlicher Stellenwert, Wert und Rolle des Ehrenamtes 10
 - 3.2.5 Funktionen der ehrenamtlichen Arbeit im arbeitsmarktpolitischen Kontext sowie für die Erwerbsbiographien für Frauen 11
 - 3.2.6 Männer und Frauen im Ehrenamt 13
 - 3.3 Ehrenamtliche Arbeit in Österreich 15
 - 3.4 Zukunftsperspektiven 16
4. Zur Organisation ehrenamtlicher Arbeit 17
 - 4.1 Wie werden Freiwillige gewonnen 17
 - 4.1.1 Maßnahmen zur Förderung freiwilligen Engagements 17
 - 4.1.2 Geeignete Methoden zur Gewinnung Ehrenamtlicher 19
 - 4.2 Aus- und Weiterbildung sowie Supervision für Ehrenamtliche 21
 - 4.2.1 Verschiedene Gesichtspunkte zur Aus- und Weiterbildung Ehrenamtlicher 21
 - 4.2.2 Supervision für ehrenamtliche HelferInnen 22
 - 4.3 Ehrenamtliche und berufliche HelferInnen 24
 - 4.3.1 Professionelle und Ehrenamtliche: Ein schwieriges Verhältnis in der sozialen Arbeit 24
 - 4.3.2 Probleme zwischen ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen 24
 - 4.3.3 Professionelle aus der Sicht Ehrenamtlicher 25
 - 4.3.4 Ehrenamtliche aus der Sicht Professioneller 25
 - 4.3.5 Zusammenarbeit zwischen ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen 26
 - 4.3.6 Modelle der Zusammenarbeit zwischen ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen 27
5. Argumente für und gegen das Ehrenamt 29
 - 5.1 Was spricht für das Ehrenamt? 29
 - 5.2 Was spricht gegen das Ehrenamt 30
 - 5.3 Schwierigkeiten mit Ehrenamtlichen 32
 - 5.4 Hinterfragung einiger gängiger Urteile über Ehrenamtliche und die Krisen des Ehrenamtes 33
6. Motivation für ehrenamtliche Tätigkeiten 42
 - 6.1 Eine bunte Palette von Motiven 35
 - 6.1.2 Motivationstypologien 39
 - 6.2 Altruismus vs. Selbstbezogenheit – immer wieder Gegenstand heißer Diskussionen 41

- 6.2.1 Was versteht man unter Altruismus? 41
- 6.2.2 Gibt es "echten" Altruismus? 41
- 6.2.3 Gibt es ein Altruismus-Gen? 43
- 6.2.4 Korrelation zwischen Altruismus und Elternwärme 43
- 6.2.5 Korrelation zwischen Altruismus und Persönlichkeitskonstellationen 44
- 6.2.6 Zusammenfassung 44
- 6.3 Motivationsveränderungen im Laufe des ehrenamtlichen Engagements 45
- 6.4 Veränderungen und Sinnorientierungen des sozialen Ehrenamtes 45
- 7. Das soziale Ehrenamt 48
 - 7.1 Was versteht man unter sozialem Ehrenamt? 48
 - 7.2 Wert und Nutzen des sozialen Ehrenamts 48
 - 7.3 Soziales Ehrenamt als weibliches Ehrenamt? 49
 - 7.4 Differenzierungen des Helfens 49
 - 7.4.1 Formen zwischenmenschlicher Hilfe 49
 - 7.4.2 HelferInnen vs. Nicht-HelferInnen 52
 - 7.4.3 Das Helfersyndrom 52
- 8. Laienkompetenz im psychosozialen Bereich 54
 - 8.1 Entdeckung der Laienkompetenz im psychosozialen Bereich 54
 - 8.1.1 Laienkompetenz als Form des Alltagshandelns und die Stärke situativer Kompetenz 54
 - 8.2 Äquieffektivitätsthese 54
 - 8.2.1 Was besagt die Äquieffektivitätsthese? 54
 - 8.2.2 Hält die Äquieffektivitätsthese Überprüfungen stand? 55
 - 8.3 Ist das soziale Ehrenamt automatisch Laienarbeit? 57
- 9. Ehrenamtliche Sozialbegleitung 58
 - 9.1 Ist-Zustand der KlientInnen zu Beginn der Begleitung 58
 - 9.2 Grundpositionen des freiwilligen sozialen Engagements in der ehrenamtlichen Sozialbegleitung 59
 - 9.3 Erwartungen und Schwerpunkte in Bezug auf ehrenamtliche Sozialbegleitung 60
 - 9.4 Sozialbegleitung als Chance zur Selbstverwirklichung 61
 - 9.5 Sinnhaftigkeit der ehrenamtlichen Sozialbegleitung 62
- 10. Beziehung zwischen ehrenamtlichen SozialbegleiterInnen und KlientInnen 64
 - 10.1 Voraussetzungen einer guten Beziehung 64
 - 10.2 Basisfaktoren einer gelungenen Beziehung 64
 - 10.3 Belastungsfaktoren für die Ehrenamtlichen 65
 - 10.4 Umgang mit Nähe und Distanz 66
 - 10.4.1 Ausgewogenheit zwischen Nähe und Distanz finden 66
- 11. Wirkungen des sozialen Ehrenamtes 69
 - 11.1 Wirkungen der Sozialbegleitung auf die KlientInnen 69
 - 11.2 Wirkungen der Sozialbegleitung auf die Ehrenamtlichen 69

Empirischer Teil

- I. Pro humanis 72
 - 1. Entstehungsgeschichte von Pro humanis 72
 - 2. Aktuelle Situation von Pro humanis 72
 - 3. Einschulungsmodus/Aus- und Weiterbildung 73
 - 4. Zusammenarbeit zwischen Pro humanis und anderen Organisationen 73
 - 5. Anzahl der SozialbegleiterInnen 74

- 6. Unternehmenspolitik von Pro humanis 74
- II. Untersuchungsinteresse/Forschungsfragen 75
- III. Untersuchungsmethode 76
 - 1. Interviewleitfäden 76
 - 2. Interview-Setting/Interview-Ablauf 80
 - 3. Auswertung der Interviews mittels qualitativer Inhaltsanalyse 80
- IV. Auswertung und Interpretation der Interviews 82
 - 1. Forschungsfrage 1: Anbahnung und Erstkontakt zwischen ehrenamtlichen SozialbegleiterInnen, Pro humanis und KlientInnen 83
 - 2. Forschungsfrage 2: Einschulung, Weiterbildung und Supervision bei Pro humanis aus Sicht der ehrenamtlichen SozialbegleiterInnen sowie Feedback und Anregungen für Pro humanis 88
 - 3. Forschungsfrage 3: Motivation, Erwartungshaltungen und Ängste der ehrenamtlichen SozialbegleiterInnen und ihrer KlientInnen in Bezug auf die Sozialbegleitung 94
 - 4. Forschungsfrage 4: Beziehung der SozialbegleiterInnen und KlientInnen unter Berücksichtigung der Themen "Nähe und Distanz" sowie Belastungsfaktoren im Zusammenhang mit Krankheit und Krankenhaus sowie Begleitungsabbruch 99
 - 5. Forschungsfrage 5: Organisatorische Aspekte der Sozialbegleitung und der Verlauf der Treffen von BegleiterInnen und KlientInnen 109
 - 6. Forschungsfrage 6: Familie und Freunde der SozialbegleiterInnen und KlientInnen sowie deren Reaktionen auf die Sozialbegleitung und mögliche Auswirkungen auf dieselben 116
 - 7. Forschungsfrage 7: Professionelle und Laien im Vergleich/Vor- und Nachteile der ehrenamtlichen Sozialbegleitung/Unentgeltlichkeit 121
 - 8. Forschungsfrage 8: Auswirkungen der Sozialbegleitung für BegleiterInnen und KlientInnen 132
 - 9. Forschungsfrage 9: Wie stellen sich SozialbegleiterInnen und KlientInnen den weiteren Verlauf der Begleitung vor und würden sie noch einmal mit einer Sozialbegleitung beginnen? 140

Resümee 143

Literaturverzeichnis 144

Anhang

Theorieteil

1. Einleitung

In meiner Diplomarbeit zum Thema „Ehrenamtliche Sozialbegleitung aus sozialpädagogischer Perspektive“ interessieren mich die Fragen, wo die Kernelemente der ehrenamtlichen Sozialbegleitung liegen bzw. welchen sozialpädagogischen Beitrag die ehrenamtliche Sozialbegleitung leistet. Ich möchte mich zuerst mit allgemein wichtigen Aspekten zum Thema der Ehrenamtlichkeit auseinandersetzen und dann näher auf das Soziale Ehrenamt und die Ehrenamtliche Sozialbegleitung zu sprechen kommen. Im empirischen Teil geht es um 14 Interviews mit ehrenamtlichen Sozialbegleiterinnen und Klientinnen, die ich mittels einer qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet habe. Zuerst werde ich daher den Verein Pro humanis, der SozialbegleiterInnen einschult und begleitet und mir auch meine Interviewpartnerinnen vermittelt hat, beschreiben, danach die von mir verwendeten Methoden erläutern und schließlich versuchen, die Ergebnisse der Interviews mit der Theorie in Verbindung zu bringen, zu diskutieren und zu interpretieren.

Ich bin meinem Diplomarbeits-Betreuer Mag. Dr. Arno Heimgartner, Manuela Fritz vom Wissenschaftsladen und den Fachbereichsleiterinnen von Pro Humanis, nämlich Brigitte Maitzen, Pauline Leitner und Margareta Treichler dankbar für ihre Unterstützung bei meiner Arbeit. Weiters war mir auch das DiplomandInnenseminar und die Anregungen und Tipps daraus eine echte Hilfe für das wissenschaftliche Arbeiten und den inhaltlichen Aufbau meiner Arbeit.

An dieser Stelle möchte ich noch darauf hinweisen, dass ich versucht habe, jeweils die weibliche und die männliche Geschlechterschreibung anzuwenden. Sollte ich es jedoch aus irgendeinem Grund unterlassen haben, sind für mich automatisch beide Geschlechter angesprochen, es sei denn, es handelt sich in besagter Textstelle ausdrücklich nur um Männer oder Frauen.

2. Begriffe und Definitionen

2.1 Begriffe

In der aktuellen Debatte zum sozialen Ehrenamt sind vielfältige Begrifflichkeiten im Gebrauch, wie z. B.:

- Bürgerschaftliches Engagement
 - Ehrenamt/ehrenamtliches Engagement/ehrenamtliche Tätigkeit/ehrenamtliche Arbeit
 - Freiwilliges Engagement/Freiwilligenarbeit
 - Freiwilliges soziales Engagement
- (vgl. Nörber, Martin 1999, S. 22)

Warum gibt es wohl so viele verschiedene Begriffe nebeneinander?
Nörber (1999, S. 22) antwortet: „Die einen hängen an dem eingeführten Begriff Ehrenamt, die anderen wollen das Amt nicht und sehen schon lange keine Ehre mehr; sie stellen das Engagement der BürgerInnen ins Zentrum, die nächsten wollen mit Blick über die Grenzen eine Anpassung an international gängige Begrifflichkeiten.“

Auch in meiner Diplomarbeit fallen alle diese oben genannten Bezeichnungen und auch ich verwende sie synonym, ohne damit einen Unterschied schaffen zu wollen. Was ich jedoch für mich als wichtig erachte, ist die Unterscheidung vom allgemein verwendeten Begriff „Ehrenamt“ und dem Ehrenamt im sozialen Bereich, dem sog. „sozialen Ehrenamt“.

2.2 Unterschiedliche Systematisierungen ehrenamtlicher Arbeit

Es gibt unterschiedliche Versuche, die Freiwilligenarbeit zu systematisieren. Hess/Nadai (1996, S. 9) gehen von den unterschiedlichen Einsatzmöglichkeiten in Organisationen aus. Freiwilligenarbeit kann Basisarbeit oder die Wahrnehmung eines Ehrenamtes sein, wobei Basisarbeit Dienstleistungen (z. B. Fahrdienste, Besuchsdienste usw.) einschließt und ehrenamtliche Tätigkeiten die Mitarbeit in Gremien sowie Repräsentationsaufgaben beinhalten.

Müller (1995, S. 3-4) wählt einen anderen Zugang. Er sieht die Freiwilligenarbeit als eine Form nichtprofessioneller Hilfe in unserer Gesellschaft. Er beobachtet aus diesem Blickwinkel eine Vielfalt möglicher Formen freiwilligen Helfens, z. B. freundschaftliche Hilfe, Hilfe zwischen Menschen, die einander als Fremde beistehen, sowie Hilfe in Selbsthilfegruppen.

Zusammenfassend heißt es im Caritas-Positionspapier (1991, S. 12-14): „Nach all diesen Differenzen kann Freiwilligenarbeit also diskutiert und weiterentwickelt werden, das eine Mal als Substitut für bezahlte Leistungen des Sozialstaates, das andere Mal als Komplement zur spontanen und nicht organisierten Hilfe.“ In eigenen Worten

ausgedrückt heißt das, die Freiwilligenarbeit kann als Ersatz für bezahlte Leistungen gelten oder als Ergänzung der spontanen, nicht organisierten Hilfe dienen

2.3 Unentgeltlichkeit

Viele der nachfolgend zitierten Autoren sind der Meinung, dass ehrenamtlichen HelferInnen eine Bezahlung ihrer Tätigkeit nicht wichtig zu sein scheint, wobei Aufwandsentschädigungen als willkommen gesehen werden.

Otto-Schindler (1996) kommt nach ihren Interviews mit ehrenamtlichen HelferInnen zum Schluss, dass ehrenamtliche HelferInnen der Tendenz nach Aufwandsentschädigungen nicht ablehnen, aber für ihre Tätigkeit nicht tariflich entlohnt werden möchten. Bezahlungen führen zu arbeitsvertraglichen Vereinbarungen und Abhängigkeiten, die zu erfüllen sind. Vermutlich wollen ehrenamtliche Mitarbeiterinnen bestimmbarer Vorgaben und Zwängen, die sich aus diesen Verträgen ergeben können, entgehen. Eine festgelegte Bezahlung hätte den Verlust einer ehrenamtlichen Autonomie zur Folge. In der Sprache der freiwillig Tätigen heißt das also ungefähr folgendes: Die selbständige Zeiteinteilung wolle auf keinen Fall verloren werden. Auslagen sollten erstattet werden, Zeitaufwand jedoch nicht! (vgl. Otto-Schindler 1996, S. 123)

Auch Jakob (1993) meint, dass die Unbezahltheit ehrenamtlicher Arbeit für die Ehrenamtlichen als Selbstverständlichkeit scheine. Erst wenn Probleme im Zusammenhang mit den eigenen Lebensunterhalt auftreten, wird die nicht geleistete Bezahlung zum Thema, wie z. B. bei Berufsverlust und Ehescheidung. Auch dann ist jedoch keine Forderung nach Bezahlung zu beobachten. Die Unbezahltheit ehrenamtlich geleisteter Arbeit wird selbst von selbstbezogenen Typen als Prinzip gesehen, das Freiräume und Handlungsmöglichkeiten eröffnet. Unentgeltlichkeit wird auch als Aufwertung des eigenen ehrenamtlichen Handelns gesehen und stellt deshalb einen konstituierenden Bestandteil ehrenamtlicher Arbeit dar. (vgl. Gisela Jakob 1993, S.235)

Olk (1987, S. 86) meint, dass die freiwillige Tätigkeit nicht zum Zweck der Einkommenserzielung ausgeübt wird, aber unter Umständen durch Fahrtkostenerstattungen, Aufwandsentschädigungen, Anerkennungs-Pauschalen, Tagegeldern etc. honoriert werden kann. Nichts desto trotz müssen gewisse Voraussetzungen für unbezahlte freiwillige Tätigkeit gegeben sein, worüber Rauschenbach/Müller/Otto (1992) keinen Zweifel aufkommen lassen: „Unbezahlt für andere arbeiten kann nur, wer erstens materiell gesichert ist und wer zweitens über Zeit verfügt. Zeitsouveränität und Existenzsicherung sind die grundlegenden Voraussetzungen des Ehrenamtes und die entscheidenden Selektionskriterien an der Schnittstelle zwischen der Bereitschaft des Engagements und den Möglichkeiten seiner Verwirklichung. Basis der unentgeltlichen Arbeit ist die individuelle, familiale oder sozialstaatliche Absicherung der eigenen Existenz. Zeit zur falschen Zeit ist wertlose Zeit. Erst die Verfügungsmöglichkeit über die Zeit macht sie zu einem nutzbaren Gut.“ (Rauschenbach/Müller/ Otto 1992, S. 225 u. 226)

Auch Otto-Schindler (1996, S. 166) hat die Voraussetzung der materiellen Existenzsicherung im Auge, wenn sie schreibt: „Eine Voraussetzung zur Übernahme einer ehrenamtlichen Tätigkeit ist, dass der Lebensunterhalt der ehrenamtlichen HelferInnen

Zum Schluss dieses Kapitels sei noch erwähnt:

Unentgeltlichkeit gilt weithin als das markanteste Kriterium für das soziale Ehrenamt. Rauschenbach/Müller/Otto (1992) sind jedoch der Meinung, dass aus mindestens drei Gründen diese Trennlinie von unbezahltem Ehrenamt und bezahlter Erwerbsarbeit an unscharf zu werden beginnt:

Erstens nimmt die Bedeutung monetärer Gratifikationsangebote im sozialen Ehrenamt, wie z. B. Auslagenersatz, Aufwandsentschädigungen und geringfügige Bezahlungen zu.

Zweitens weiten sich die Spielarten „ungeschützter Arbeitsverhältnisse“, wie z. B. marginale Beschäftigungen in Teilzeitarbeitsverhältnissen unter 20 Wochenstunden, stundenweise Beschäftigungen, Werkverträge, befristete Projekte und ABM-Stellen im sozialen Sektor immer mehr aus.

Drittens schieben sich zwischen das unbezahlte Ehrenamt und die bezahlte Erwerbsarbeit weitere Formen der Mitarbeit, wie sie z. B. von Zivildienern, Personen im Freiwilligen Sozialen Jahr, Praktikantinnen und dem weit gespannte Netz von ABM-Stellen geleistet werden. (vgl. Rauschenbach/Müller/Otto 1992, S.232-234)

3. Wandel des Ehrenamts

3.1 Geschichtliche Aspekte des Ehrenamts

Der Begriff des "Ehrenamts" verweist auf die gesellschaftlichen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts. Mit der Reform der Preußischen Städteordnung (1809) gewann das Ehrenamt im Sinne eines Amtes in der kommunalen Verwaltung Bedeutung. Mit den Ehrenämtern wurde den Bürgern eine Partizipation an kommunalen Aufgaben ermöglicht. Die Geburtsstunde des „sozialen Ehrenamts“ lässt sich etwas später datieren. Das "soziale Ehrenamt" gewann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit der Verbreitung des "Elberfelder Systems", Kontur. Das "Elberfelder System" entstand 1853 als die neue Armenordnung Elberfelds und wurde von zahlreichen Städten und Gemeinden übernommen. Hierbei übernahmen ehrenamtliche Armenpfleger die Durchführung der Armenfürsorge als Teil der kommunalen Verwaltung. Ehrenämter wurden angesehenen und wohlhabenden Bürgern übertragen; ein ehrenhaftes Leben, das sich auf die Prinzipien von "Verdienst" und "Leistung" gründete, war die Voraussetzung für die Vergabe eines solchen Amtes. Aber zum Glück gab es auch ohne „Amt“ Wege des ehrenamtlichen Handelns. Eine andere Tradition ehrenamtlichen Handelns, die nicht mit einem Amt in der Verwaltung verbunden war, bildete sich in den zahlreichen Vereinen im 19. Jahrhundert heraus. Das persönliche Engagement wurde als Möglichkeit zur Beseitigung sozialer Not gesehen. Die Assoziationen und Vereine der öffentlichen und privaten Fürsorge waren Ausdruck des sozialen Engagements. Ehrenamt und ehrenamtliches Engagement sind auch mit christlichen Traditionen verknüpft. Die "Nächstenliebe" verpflichtet die Gläubigen zur Teilnahme und Hilfe für die in Not und Armut lebenden Menschen. Dies findet auch im ehrenamtlichen Tun seinen Ausdruck. Im Zuge einer Reformbewegung im Umfeld der Kirchen gewannen im 19. Jahrhundert die konfessionellen Vereine, in denen Laien ehrenamtlich tätig wurden, an Bedeutung. Die Vereine des 19. Jahrhunderts boten auch ein wichtiges Betätigungsfeld für Frauen, denn diese konnten durch ehrenamtliches Engagement in Vereinen und Kirchengemeinden Partizipationsmöglichkeiten an gesellschaftlichen Abläufen erlangen. Dies geschah mit den Hinweis auf ihre "Mütterlichkeit" und "Weiblichkeit" als Werte, die über Haushalt und Familie hinausgehend in anderen gesellschaftlichen Bereichen wirksam werden sollten. In den "Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit" Ende des 19. Jahrhunderts wurde das soziale Engagement von Frauen organisiert. Soziales Engagement stellte eine "Bürgerpflicht" dar, bedeutete jedoch auch eine "Rettung aus einem sinnentleerten Leben", brachte den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen Lebenszweck und -inhalt! Das ehrenamtliche Engagement wird hier also zur Sinnressource, wobei eine Sinnstiftung in der Deutung des Engagements als "Arbeit" vorgenommen wird. Mit Entstehung der beruflichen Sozialarbeit wird das ehrenamtliche Engagement schließlich legitimationsbedürftig. Der Begriff der "Ehre" verlor im Zusammenhang mit sozialem Engagement an Bedeutung. Heute sind ehrenamtliche Aktivitäten nicht mehr selbstverständlicher Ausdruck eines Empfindens von Verantwortung für die Gemeinschaft, sondern werden reflexionsbedürftig und stehen im Hinblick auf die eigene Person zur Disposition. Es wird von einer "Erosion des Ehrenamtes" und einer Auflösung seiner Konturen gesprochen und die Einführung neuer Begrifflichkeiten wird vorgeschlagen. (vgl. Gisela Jakob, 1993, S. 9-15)

3.2 Das Ehrenamt im aktuellen gesellschaftlichen Kontext

Seit Mitte der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts steht das Ehrenamt im Mittelpunkt zahlreicher Publikationen. Das Ehrenamt wurde als Ressource nach der Institutionalisierung und Professionalisierung der sozialen Dienste wiederentdeckt. Es wird auch von einem "neuen Ehrenamt" gesprochen, nachdem sich neue Formen sozialen Engagements in Selbsthilfebewegungen, Gruppen, Bürgerinitiativen und Projekten herausgebildet haben. Welche Trends und Entwicklungen sowie Merkmale werden von den verschiedenen Autoren, die sich mit dem Thema Ehrenamtlichkeit auseinandergesetzt haben, nun beobachtet?

Olk (1987, S. 98) beispielsweise sieht die zunehmende Qualifizierung und Verfälschung ehrenamtlichen Engagements sowie die Tendenz monetärer Gratifikation für das Ehrenamt als Anzeichen für die "Quasi-Verberuflichung und Rationalisierung sozialer Ehrenamtlichkeit". Arbeitsfelder dafür finden sich außerhalb oder am Rande der Wohlfahrtsverbände in selbstorganisierten Gruppen, Initiativen und Projekten. Zusätzlich ist eine sinkende Bindung an traditionelle religiöse und politische Milieus sowie eine Veränderung der Werte zu beobachten. Schlagworte hier sind also Verberuflichung, Rationalisierung sowie eine sinkende Bindung an Traditionen und eine Veränderung der Werte.

Olk schreibt weiters: "An die Stelle der bedingungslosen Hingabe an die soziale Aufgabe unter Verzicht auf die Befriedigung eigener Bedürfnisse und Interessen tritt heute der Wunsch nach einem freiwillig gewählten Engagement, das sich zeitlich den eigenen sonstigen Bedürfnissen und Interessen anpassen lässt und die eigenen Kräfte und Möglichkeiten qualitativ nicht übersteigt." (Olk 1997, S. 90)

Schlagworte wären die Freiwilligkeit, die Anpassung des Engagements an eigene Bedürfnisse und Interessen sowie die Rücksichtnahme auf eigene Kräfte und Möglichkeiten. Die Ehrenamtlichen wollen also selber entscheiden, was sie wollen und ihnen gut tut.

Rauschenbach/Müller/Otto (1988, S. 226) gehen von der Selbstbestimmung der Ehrenamtlichen noch einen Schritt weiter: Als Kennzeichen eines modernisierten ehrenamtlichen Engagements wird der Aspekt eines "persönlichen Nutzens", den die Ehrenamtlichen von ihrem Einsatz erwarten, gesehen.

Worin dieser Nutzen liegen kann, führt Gisela Jakob (1993, S. 15-17) an: Das ehrenamtliche soziale Handeln soll ihrer Ansicht nach mittels eines utilitaristischen Denkmodells erklärt werden und wird als Ergebnis einer Kosten-Nutzen-Rechnung gesehen, wobei der Nutzen nicht nur in monetären Leistungen, sondern auch im Herstellen vertrauter sozialer Beziehungen liegen kann.

Der Meinung, dass sich generell die Erwartungen an das soziale Ehrenamt verändert haben, ist Christiane Wessels (1994). Es wird vermehrt nach Möglichkeiten der Selbsterfahrung und der Reflexion gesucht. Ehrenamt als Ersatzkarriere, mehr Sachlichkeit statt Emotionalität, neue hierarchische Strukturen - dies wären z. B. Charakteristiken eines neuen Begriffs von Ehrenamt. Individualisierung, Pluralisierung, Institutionalisierung des Lebenslaufes, das Lösen von Biographien aus vorgegebenen Mustern setzen v. a. Frauen von traditionellen Rollen frei. So kommt es zu einer Neudefi-

inition des Arbeitsbegriffes. Kranke, Kinder, Jugendliche und alte Menschen gelten als Hauptgruppen der ehrenamtlichen Arbeit. Der ehrenamtliche Bereich gilt v.a. im Bereich der Altenhilfe, Familienhilfe, im Krankenhausbereich sowie in der Arbeit mit Behinderten als Frauendomäne, wobei Männer hauptsächlich in Sanitätsdiensten bzw. organisatorischen Tätigkeiten zu finden sind. Ehrenamtliche von heute gelten als selbstbewusster und scheinen klarere Vorstellungen in Bezug auf ihre Tätigkeit zu haben. (vgl. Christiane Wessels 1994, S. 87)

Wessels (1994, S. 109) sieht als Trends im sozialen Ehrenamt u. a. mehr formale Qualifikationen, Kenntnisse und Fähigkeiten. Auch hier finden sich Schlagwörter wie Selbsterfahrung, Reflexion, Sachlichkeit, Selbstbewusstsein und klare Vorstellungen sowie mehr formale Qualifikationen, welche die Ehrenamtlichen unserer Zeit charakterisieren. Es wird ersichtlich, dass sich gewisse Tendenzen des Ehrenamts bei den zitierten Autoren abzeichnen. Eine Tendenz scheint jene zu sein, dass heutige Ehrenamtliche wissen, was sie wollen bzw. nicht wollen und nicht mehr bereit sind, sich ausnutzen zu lassen.

Dass das Interesse am Ehrenamt in allen europäischen Ländern momentan steigend ist, liegt nach Lingler (2000, S. 399) an folgenden Gründen:

- Belebung der Demokratie und Bürgergesellschaft
- Rückzug des Staates aus dem Versorgungsbereich durch finanzielle Kürzungen
- Initiativen gegen Individualisierung, Entsolidarisierung und soziale Ausgrenzung von Randgruppen
- Veränderung der Erwerbsarbeit, der Arbeitszeiten und der Lebens- und Berufsverläufen

Es wird sich zeigen, wie sich dieses Interesse in Zukunft entwickeln wird.

In Österreich wurden seit 1998 zehn Bürgerbüros für Jung und Alt nach dem Beispiel der deutschen Seniorenbüros in acht Bundesländern gegründet. Die in vielen Ländern von der EU eingerichteten Freiwilligenzentralen entwickeln sich hierzulande auf lokalen Ebenen. Auch das „Jahr des Ehrenamts“ trägt dazu bei, dass wissenschaftliche Studien gefördert und Maßnahmen der Öffentlichkeitsarbeit durchgeführt werden. Dieses wurde von der UNO ausgerufen und am 28. Nov. 2000 durch Generalsekretär Kofi Annan in New York eröffnet. Hinter dem "Jahr der Freiwilligkeit", wie es auch noch genannt wird, steckt eine interessante Geschichte: Ein junger Japaner war als Volunteer auf einer Wahlbeobachtermission und kam dabei um. Sein Vater beantragte bei der japanischen Regierung, es sei zu Ehren aller Menschen, die sich uneigennützig für andere Menschen, Sachen oder Ideen einsetzen würden, ein UNO-Jahr auszurufen. Die japanische Regierung brachte dieses Anliegen in der Generalversammlung der UNO ein und diese erklärte daraufhin das Jahr 2001 zum Jahr der Freiwilligen. (vgl. Stamm 2001, Internet)

Als europaweite Trends innerhalb der gemeinnützigen Organisationen werden folgende festgestellt:

- Besseres Management der Freiwilligen durch Professionelle
 - Aufnahme von freiwilligen Mitarbeitern unter Berücksichtigung professioneller Standards und des Leitbildes der Organisation
 - Spezielle Information, Schulung und Weiterbildung für ehrenamtliche Mitarbeiter
 - Strukturanpassung, um neue Zielgruppen für die Freiwilligkeit zu gewinnen
- (vgl. Lingler 2000 S. 400)

Es bleibt nur zu hoffen, dass diese für mich positiv klingende Trends zur Förderung Ehrenamtlicher sich fortsetzen werden und die Freiwilligen auch gut behandelt werden, wo sie doch einen entscheidenden Beitrag zum Wohlbefinden in unserer Gesellschaft beitragen können und es nicht verdient haben, von „oben herab“ behandelt oder gar übersehen zu werden.

3.2.1 Aktuelle Entwicklungen in Westeuropa

Die aktuelle Entwicklung in Westeuropa von einer nationalstaatlichen, industriell geprägten Volkswirtschaft zu einer globalen Dienstleistungs- und Informationsgesellschaft hat viele Facetten, lässt sich aber sehr gut durch 3 Phänomene beschreiben:

1. Wettbewerb um Standorte der Unternehmen
2. Wandel sozialer Lebensformen
3. Wachsende Überalterung

Diese Phänomene führen dazu, dass die sozialen Probleme vielfältiger, komplexer und größer werden.

Drei Bündel von Fragen stehen dabei im Zentrum der Diskussion:

1. Kann und soll der Sozialstaat das bestehende Leistungsangebot aufrecht erhalten? Welche Leistungen sollen den neuen Gegebenheiten (Langzeitarbeitslosigkeit, wachsende Armut, neue soziale Lebensformen und wachsende Überalterung) angepasst werden?
2. Muss die Aufgabenverteilung und Kompetenzordnung im sozialen Bereich umgestaltet werden?
3. Braucht es neue Finanzierungsquellen für den Sozialstaat? Kann der Produktionsfaktor Arbeit entlastet werden?

Jedes der oben genannten 3 Phänomene gibt auch Anlass, über den möglichen Beitrag der Freiwilligenarbeit zur Bewältigung der sich abzeichnenden Probleme nachzudenken. Der drohende Abbau bzw. Umbau des Sozialstaates soll durch vermehrte Freiwilligenarbeit aufgefangen werden. Wo familiäre Strukturen fehlen, könnten z. B. Freiwillige einspringen. Freiwillige Arbeit könnte hier als sozialpolitisches "missing link" bzw. kompensatorisches Element für einen offenbar nicht mehr finanzierbaren Sozialstaat gesehen werden. Fachleute warnen allerdings davor, anzunehmen, dass Freiwilligenarbeit auch nur annähernd jene Leistungen erbringen kann, die bis zum heutigen Zeitpunkt der Sozialstaat übernommen hat.

(vgl. Caritas-Positionspapier, 1998, S. 23 - 25)

Insgesamt steht die Freiwilligenarbeit in einem paradoxen gesellschaftlichen Kontext: Die drohende Überforderung des Sozialstaates verlangt nach mehr Freiwilligenarbeit. Gleichzeitig scheint das Potenzial für zusätzliche Freiwilligenarbeit aber abzunehmen. Das Dilemma scheint perfekt: Wird die Freiwilligenarbeit nicht gefördert, könnte der drohende Sozialabbau zu einem unerwünschten Vakuum im Sozialwesen führen. Fördern wir die Freiwilligenarbeit, könnte dies den Sozialabbau erst recht beschleunigen. Wie auch immer der Entscheid ausfällt, letztlich bleibt klar: Mit der Freiwilligenarbeit alleine kann das sozialstaatliche "Problem" nicht gelöst werden. Viele Anzeichen deuten darauf hin, dass gerade in diesem Zusammenhang soziale Innovationen notwendig sind. (Caritas-Positionspapier, 1998, S. 32 u. 33)

Es geht hier also um grundlegende, richtungsweisende Fragen, mit denen wir uns auseinandersetzen müssen:

Wie können wir Freiwilligenarbeit fördern, ohne den Sozialabbau zu unterstützen?

Wie können sich Freiwilligenarbeit und die bezahlte Sozialarbeit sinnvoll ergänzen, so dass eine bestmögliche Sozialversorgung gewährt werden kann?

3.2.2 Strukturwandel des Ehrenamtes

Als Indizien für einen "Strukturwandel des Ehrenamts" gelten 2 Entwicklungen:

1. Angleichung an die berufliche Sozialarbeit
2. Grenzverwischung zwischen Ehrenamt und Selbsthilfe
(vgl. Olk 1988; Rauschenbach/Müller/Otto 1988)

Jakob (1993) setzt sich mit oben genannten Punkten auseinander und stellt folgende Punkte klar:

Zu 1: Eine zunehmende Inanspruchnahme von Weiterbildungsangeboten führt nicht automatisch zur Verberuflichung!

Es werden dabei soziale und psychologische Denkmodelle vermittelt, die für die

- a.) Qualifizierung zur Durchführung ehrenamtlicher Tätigkeiten sowie für die
- b.) eigene Lebensführung wie z. B. Selbsterkenntnis und eigene Problemaufarbeitung sowie
- c.) dem Einsatz im familiären und beruflichen Kontext herangezogen werden.

Im Falle a.) kommt es am ehesten zu einer Annäherung an professionelle Standards.

Die Prinzipien von Leistung und Arbeit setzen sich durch und das Ehrenamt gerät unter Legitimationsdruck. Die teilweise Anpassung an professionelle Standards könnte eine Reaktion auf die gesellschaftliche Aufwertung von Berufsarbeit sein. Trotzdem kann man nicht von vollkommener Angleichung an berufliche Sozialarbeit sprechen.

Zu 2: Auch hier ist eine Differenzierung nötig: Statt von "Selbsthilfe" sollte lieber von "Selbstbezug" gesprochen werden. Hier wird die Fremdhilfe zur Voraussetzung für die Selbsthilfe. Das Ehrenamt als gesellschaftliche Form helfenden Handelns geht über die bloße Selbsthilfe hinaus. (vgl. Gisela Jakob 1993, S. 264 -267)

3.2.3 Die neuen Freiwilligen/Das neue Ehrenamt

Die Darstellung verschiedener Untersuchungen macht deutlich, dass sich in den letzten Jahren eine Verlagerung von der gemeinschaftsbezogenen karitativen Hilfe zur individualisierten Freiwilligenarbeit vollzogen hat.

Müller (1996) spricht daher von den "neuen Freiwilligen", die sich in mancherlei Hinsicht von ihren Vorgängerinnen und Vorgängern unterscheiden:

- Die neuen Freiwilligen gehören nicht mehr zwingend einer religiösen Gemeinschaft an oder leisten aus vorwiegend religiösen Gründen Hilfe. Persönliche Werte und Normen sowie der Wunsch nach Selbstentfaltung und alternativen Erlebnissen treten als Motive in den Vordergrund.
- Die neuen Freiwilligen leisten Hilfe in der Form eines individuellen Sozialengagements und nicht mehr im Rahmen einer kollektiven diakonischen Verpflichtung.
- Die neuen Freiwilligen wollen ihr in der Arbeitswelt erworbenes Wissen und Können als Spezialistinnen und Spezialisten im Rahmen eines zusätzlichen freiwilligen Engagements zur Verfügung stellen.

- Die neuen Freiwilligen wollen einen Sinn in der unmittelbaren helferischen Tätigkeit finden. Gewünscht werden eher kurzfristige, spektakuläre und einmalige Einsätze als dauerhafte, sich wiederholende Aufgaben.
- Die neuen Freiwilligen sind nicht kostenlos zu haben. Durch ihre besondere Motivlagen, ihre besonderen Einsatzwünsche, die Schulungsnotwendigkeit und ihrem neuen Verhältnis zu den festangestellten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern einer neuen Organisation verlangen sie nach neuen institutionellen Formen der Anleitung und Kontrolle. (vgl. Caritas-Positionsbericht 1998, S. 21 u. 22)

Zum neuen Ehrenamt werden beispielsweise die in einem Positionspapier des Ministeriums für Umwelt, Energie, Jugend Familie und Gesundheit in Hessen gemachten Bemerkungen festgehalten: „Während das klassische Ehrenamt in überkommene Sozialmilieus eingebunden und durch gesellschaftliche Zentralwerte legitimiert war, zeichnet sich das „neue freiwillige soziale Engagement“ durch eine neuartige Verbindung von sozialer Gesinnung, persönlicher Betroffenheit, Selbstverwirklichungsmotiven und politischem Veränderungswillen aus.“ oder: „Im Unterschied zum klassischen Ehrenamt schließt freiwilliges soziales Engagement die Verbindung mit Eigennutz nicht aus.“ (vgl. Nörber 1999, S. 21)

Zusammenfassend lassen sich also als Merkmale des „neuen“ Ehrenamtes folgende nennen: Wunsch nach Selbstentfaltung, eigene Werte, individuelles Engagement, Sinnsuche, Wunsch nach Bezahlung, politischer Veränderungswille, in Verbindung mit Eigennutz, motiviert durch Erfahrung konkreter Benachteiligungen und Leiden etc.

In diese Richtung geht auch die Auseinandersetzung mit der Thematik, dass die Individualisierung als Chance für die Freiwilligkeit gesehen wird, wie dies beispielsweise Nörber und Sturzenhecker (1999) darlegen: Immer wieder wird als Grund für eine angebliche Krise des Ehrenamtes angegeben, dass sich die Menschen aus Verbänden und Institutionen zurückziehen würden, um ihre Individualität zu präsentieren. Es stimmt, dass der Wunsch, Individualität zu entwickeln, skeptisch werden lässt gegen jede Vereinnahmung, in der Individualität zugunsten eines gemeinschaftlichen Zieles zurückgestellt oder aufgegeben werden soll. Die Chance der Freiwilligenarbeit liegt genau darin, die Bedingungen so zu verändern, dass Freiwillige einen Individualisierungsgewinn erhalten können, d. h. dass ihre persönliche Besonderheit in der Freiwilligenarbeit ausgeprägt und ausgelebt werden kann. Es ginge also darum, die Arbeitsbedingungen von Freiwilligen so zu optimieren, dass Individualität hervorgehoben wird und trotzdem neue selbstgestaltete offene Gemeinschaften möglich werden. (Nörber/Sturzenhecker 1999, S. 10/11)

3.2.4 Öffentliche Wahrnehmung, gesellschaftlicher Stellenwert, Wert und Rolle des Ehrenamtes

In einer Studie über die Soziodemographie und Motivation bürgerschaftlichen Engagements in Österreich (Ulram 1999) halten drei Viertel der Befragten unbezahlte Arbeit im Dienste der Mitmenschen und der Gesellschaft für eine moralische Verpflichtung. 63% sehen einen Zusammenhang zwischen diesen Tätigkeiten in einer Vielzahl von Initiativen und Vereinen und einer funktionierenden Demokratie. Von 59% der

Befragten wird die Qualität der Leistung unterstrichen: Ehrenamtliche MitarbeiterInnen bieten etwas an, was bezahlte Professionelle nicht leisten können.

Nur 12% bezeichnen Organisationen, die Ehrenamtliche beschäftigen, als amateurhaft und unprofessionell. 15% sind der Meinung, dass ehrenamtliches Engagement zur Kürzung der Ausgaben benützt werden könnte, wobei ein starkes Drittel die Lückenbüßerrolle freiwilligen Engagements sieht, wenn der Staat seine Aufgaben nicht erfüllt. 28% unterstellen den Vereinen und Institutionen Tätigen „Vereinsmeierei und Eigennutz“. Die zuletzt genannten Motive sehen vor allem Stadtmenschen, Ältere, Angehörige der unteren sozialen Bildungsschichten und Anhänger der Freiheitlichen Partei Österreichs. (vgl. Lingler 2000, S. 397) Ein hoher Prozentsatz der österreichischen Bevölkerung spricht sich also eindeutig positiv in Bezug auf freiwilliges Engagement und dessen Sinnhaftigkeit aus.

Obwohl Ehrenamtliche gesellschaftlich wichtige Funktionen erfüllen, wird dies öffentlich kaum wahrgenommen, schreibt Müller-Kohlenberg (1996). Es herrscht ein Widerspruch zwischen öffentlicher Wahrnehmung und der realen Bedeutung von Ehrenamt. (vgl. Müller-Kohlenberg 1996, S. 199) Diese Aussage scheint mit der oben angeführten Studie (Lingler 2000) nicht zusammenzupassen. Ich könnte mir vorstellen, dass die öffentliche Wahrnehmung von ehrenamtlicher Tätigkeit jedoch in den letzten Jahren gestiegen ist – nicht zuletzt durch das „Jahr des Ehrenamtes“ und die erneut entfachte Diskussion über ehrenamtliches Engagement.

Eine weitere Erklärung zu den unterschiedlichen Beobachtungen in Bezug auf die öffentliche Wahrnehmung ehrenamtlicher Tätigkeit finden wir im Caritas-Positionsbericht (1991), wo dargelegt wird, dass es kulturelle Unterschiede in der Wahrnehmung und der gesellschaftlichen Bedeutung der Freiwilligenarbeit zwischen Ländern wie Frankreich und USA, sowie der BRD und der deutschsprachigen Schweiz gibt. In gewissen Ländern ist die freiwillige Arbeit ein Teil der Sozialisation, während sie in anderen Ländern regelmäßig thematisiert werden muss. (vgl. Caritas-Positionsbericht, 1991, S. 8)

Otto-Schindler (1996) ist ebenfalls der Meinung, dass der Stellenwert ehrenamtlicher Hilfeleistungen im institutionalisierten System sozialer Arbeit stark von den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen beeinflusst wird. Erfahrungsberichte aus der konkreten ehrenamtlichen Arbeit bestätigen, dass je nach vorherrschenden gesellschaftlichen und sozialpolitischen Situationen ein mehr oder weniger hohes Interesse an dieser Tätigkeit bekundet wird. (vgl. Otto-Schindler 1996, S. 39)

Worin liegt nun die Bedeutung des Ehrenamtes für die Gesellschaft tatsächlich? Else Winther Anderson, ehem. Sozialministerin von Dänemark, sieht die Rolle des Voluntariats als Quelle für Anregungen und Ergänzungen zu den staatlichen Aktivitäten im Sozialbereich. (vgl. EURAG Schriftenreihe, 1991, S. 13) Wessels sieht das Ehrenamt als zu erhaltenden Wert für das Gemeinwesen an, den es zu erhalten gibt und der nicht einer Arbeit zum Nulltarif gleichgestellt werden darf. (vgl. Christiane Wessels 1994, S.145)

In diesem Zusammenhang will ich im nächsten Unterkapitel auch auf die möglichen Funktionen ehrenamtlichen Tätigkeit zu sprechen kommen.

3.2.5 Funktionen der ehrenamtlichen Arbeit im arbeitsmarktpolitischen Kontext sowie für die Erwerbsbiographien für Frauen

Die Bedeutung der Freiwilligenarbeit ist im arbeitsmarktpolitischen Kontext umstritten. Für die einen ist Freiwilligenarbeit ein "job-killer", während für andere die Freiwilligenarbeit einen Katalysator für mehr Arbeit darstellt, während eine dritte Gruppe für eine neutrale arbeitsmarktpolitische Deutung der Freiwilligenarbeit plädiert.

Zur ersten Gruppe: Freiwillige verdrängen qualifiziertes Fachpersonal und vermindern damit die Beschäftigungsaussichten in spezifischen Berufskategorien, wie z. B. im Pflege- und Betreuungsbereich, wo relativ wenig Qualifikationen gefordert werden. Hier stellt sich jedoch die Frage, ob sie mit ihrem Engagement tatsächlich Fachpersonal verdrängen und ob das Leistungsangebot vieler Organisationen nicht erst gerade durch die Freiwilligen möglich wurde.

Zur zweiten Gruppe: Freiwillige schaffen Arbeit, weil sie auf gesellschaftliche Missstände hinweisen, sich organisieren und dann in der Regel festgestellte Erwerbstätige zur Bearbeitung der lokalisierten Problemfelder anstellen. Giovanelli-Blocher (1996) weist außerdem darauf hin, dass alle großen Hilfswerke, aber auch Frauenhäuser, Basisbewegungen für Flüchtlinge sowie verschiedene Selbsthilfegruppen im Gesundheits- und Altersbereich nur Dank der Initiative von Freiwilligen entstehen konnten. Es gibt jedoch auch Gegenbeispiele, wo "Profis" soziale Problemfelder lokalisieren, definieren und durch die Organisation von Freiwilligeneinsätzen zu beheben versuchten.

Zur dritten Gruppe: Freiwillige machen jene Arbeiten, die sonst nicht gemacht würden bzw. sonst nicht bezahlbar wären, wobei es sich oft um zeitintensive, personenbezogene "Beziehungsarbeiten" handelt. Diese Beobachtung trifft auf viele Bereiche der Freiwilligenarbeit zu, es wird jedoch gleichzeitig ein nicht unproblematischer Zusammenhang zwischen einem bestimmten Leistungsangebot und der Freiwilligenarbeit signalisiert: Wenn Freiwillige häufig jene Arbeit verrichten, die sonst nicht bezahlbar wäre, so wird jene Arbeit auch nur gemacht, wenn sich eine genügende und konstante Zahl von Freiwilligen findet. Hier besteht die latente Gefahr des Verlustes von Angeboten, soweit sie von einem bestimmten Maß an Freiwilligenarbeit abhängig sind. (vgl. Caritas-Positionspapier, 1998, S. 25-29)

Welche konkrete Bedeutung hat ehrenamtliche Arbeit nun im arbeitsmarktpolitischen Kontext tatsächlich? In der BRD z. B. erbringen 1,7 Millionen ehrenamtliche Mitarbeiter bei einem durchschnittlichen wöchentlichen Engagement von 3 Stunden die Arbeitsleistung von 160.000 (!) fiktiven Vollzeitbeschäftigten bzw. leisten einen Gegenwert von ca. 3,1 Mrd. Euro. Die Erfahrung von Ehrenamtlichen, auf die Funktion von "Erfüllungshilfen" und "Lückenbüßern" für professionelle Fachkräfte reduziert zu werden, wirkt jedoch entmutigend, so dass der Zulauf sinkend ist. Die Frage stellt sich, ob die generelle Bereitschaft zur ehrenamtlichen Arbeit abnimmt oder neue Betätigungsfelder gesucht werden. (vgl. Sigrid Reihls 1995, S. 12)

Funktionen im Bezug auf Erwerbsbiographien, besonders jener von Frauen, wären zum Beispiel:

- A. Fachliche Qualifikation erhalten und verbessern
- B. Kontakte zu Kollegen und Institutionen beibehalten
- C. Berufsbiographische Kontinuität erzeugen

Hierbei wird Ehrenamt überwiegend als Übergangslösung bis zum Wiedereinstieg ins Berufsleben gesehen, wobei kritisch anzumerken ist, dass die Chancen auf eine Rückkehr in den Beruf bei längeren Erwerbspausen geringer werden können. Das Ehrenamt wird dann möglicherweise zu einer Art Ersatzkarriere.

(vgl. Christiane Wessels 1994, S. 113 bis 124)

So kann eine ursprünglich positive Funktion ehrenamtlicher Arbeit für Frauen, die sich in einer Übergangsphase befinden, den negativen Nebeneffekt haben, dass sie die Chance auf einen Wiedereinstieg ins Berufsleben letztlich sogar erschwert. Es erscheint mir daher wichtig, dass Frauen ihr Augenmerk darauf richten, die Möglichkeiten eines Einstieges ins Berufsleben nicht aufgrund eines übereifrigen freiwilligen Engagements zu versäumen. Der richtige Zeitpunkt spielt dabei wohl eine große Rolle. Solange dieser nicht verpasst wird, kann ich mir vorstellen, dass auch das freiwillige Engagement für den Berufseinstieg eher von Vorteil sein wird.

3.2.6 Männer und Frauen im Ehrenamt

Beim typischen Konstrukt eines typischen ehrenamtlichen Mitarbeiters handelt es sich lt. Notz (1985) um eine Frau mit einem Durchschnittsalter von 53 Jahren, die häufig religiös ist, in einer Stadt über 50.000 Einwohner wohnt und mit einem überdurchschnittlich gut verdienenden Mann verheiratet ist. Mit ihrer Ehe ist sie einigermaßen zufrieden, die Kinder sind bereits über 15 Jahre alt. Sie hat keine Berufsausbildung, ist Hausfrau, lebt vom Einkommen des Mannes und investiert mindestens 20 Stunden im Monat für ehrenamtliche Arbeit. (vgl. Notz 1985, S. 112)

Diese „Konstruktion“ geht auf eine Untersuchung Kleemanns (1977) zurück, die allerdings schon relativ alt ist. Anhand der am häufigsten vorfindlichen sozialstatistischen Merkmale wird ein "Idealtypus" gebildet, den es in der Realität in dieser Form nicht gibt. Zu bemängeln ist, dass andere Ausprägungen und Varianten ehrenamtlichen Engagements völlig außer acht gelassen werden. (vgl. Gisela Jakob 1993, S. 20 u. 21)

Eine weitere Untersuchung beschäftigt sich mit dem Männer- und Frauenanteil in Ehrenämtern: Überraschenderweise muss aufgrund empirischen Materials festgestellt werden, dass die Frauen in verschiedenen ehrenamtlichen Tätigkeitsbereichen unterrepräsentiert sind. Insgesamt sind nur ein Drittel aller Frauen in der BRD ehrenamtlich engagiert, während ca. 50 % aller Männer in irgendeiner Weise ehrenamtlich tätig sind (Braun 1997). Lediglich im Sozial- und Gesundheitsbereich herrscht eine gewisse Dominanz der Frauen vor. Dieser höhere Anteil von Frauen im sozialen Sektor fällt als absolute Zahl in der ehrenamtlichen Arbeit ins Gewicht, wonach die Frauen meist als jene gesehen werden, die sich im höheren Ausmaß ehrenamtlich engagieren. Kleemann (1977) stellte außerdem fest, dass in Mitgliedsverbänden des deutschen Frauenrates ehrenamtliche Arbeit eher von vollzeitbeschäftigten Frauen (34%) als von Hausfrauen (29%) ausgeübt werde. (vgl. Müller-Kohlenberg 1996, S.197 u. 198)

Zu ähnlichen Ergebnissen kommen auch Braun/Röhrig(1987), die der Meinung sind, dass die Rede von ehrenamtlichen Engagement als "Frauensache" auf die zahlenmäßiger Dominanz von Frauen im Gesundheits- und Sozialbereich sowie in der Altenhilfe herkomme. (vgl. Braun/Röhrig 1987)

Was meiner Meinung nicht übersehen werden darf, ist die Tatsache, dass es in der Praxis meist folgendermaßen aussieht: „(Die meisten) Männer werden Pfadfinder, Feuerwehrleute, arbeiten in der Bürgerwehr oder als Ärzte ohne Grenzen, als Gemeinderäte oder als Übungsleiter im Sport. Wie selbstverständlich besetzen sie auch weiterhin die Führungspositionen der Wohlfahrtsverbände und der kirchlichen Gremien. Studien, wie z. B. die Zeitbudgeterhebung der Bundesregierung, die das Ergebnis haben, dass Männer mehr unbezahlte Arbeit im Ehrenamt leisten als Frauen, werfen diese Tätigkeiten, die meist neben der Berufsarbeit geleistet werden, in einen Topf mit den sozialen Ehrenämtern der Frauen.“ (Notz 1999, S. 27)

Dazu in Übereinstimmung schreibt auch Hollerweger (1999): Bezeichnenderweise übernehmen Frauen meist die ausführenden Tätigkeiten während Männer oft in leitenden sowie verwaltenden Positionen zu finden sind.

Wenn man den Berechnungen der UNO glaubt, so leisten immer noch die Frauen 2 Drittel der Weltarbeit, um dafür nur ein Zehntel des Weltlohnes zu kassieren! Wenngleich auch viele Männer im Ehrenamt tätig sind, gibt es bei ihnen eine klare Abgrenzung zwischen Gelderwerbstätigkeit und freiwilliger unbezahlter Dienstleistung, während diese Grenze bei den Frauen verschwimmt. Ihre Haus- und Familienbetreuung, die kein Einkommen und keinen Pensionsanspruch bringt, wird recht oft auch noch durch ehrenamtliche Tätigkeiten erweitert. Während Frauen sehr häufig in sozialen ehrenamtlichen Tätigkeiten wie Behinderten-, Alten-, Krankenbetreuung, Bewährungs- und Nachbarschaftshilfe, Hospizbewegung und Besuchsdiensten anzutreffen sind, nehmen Männer andere Reviere des Ehrenamts wie z. B. jene der Freiwilligen Feuerwehr, Blasmusikgruppen, Berg- und Flugrettung, Kriegsofverbände oder des Roten Kreuzes ein. Diese Dienste sind nicht weniger wichtig als jene der Frauen. Was den Unterschied ausmacht, ist die Tatsache, dass diese Ehrenämter so gut wie immer in Gemeinschaften stattfinden, wo man sich regelmäßig und nicht nur zur Arbeit trifft, wodurch es meist geselliger und lustiger zugeht als in den Ehrenämtern der Frauen. Weiters sind die typischen männlichen Ehrenämter prestigeträchtiger als jene der Frauen, was sich auch darin zeigt, dass die Zahl der Österreicher, die mit hohen Auszeichnungen für ihre ehrenamtlichen Verdienste gewürdigt werden „signifikant höher ist als jene der Österreicherinnen.“ Meistens sind es auch Männer, die den kirchlichen und weltlichen Ehrenorganisationen vorstehen. Treffend, wie die Sozialpsychologin und ehemalige Frauenbeauftragte von Graz, Grete Schurz (2001, Keine Zeitung) eine der bekanntesten Slogans der deutschen Parodefeministin Alice Schwarzer zitiert: „Der kleine Unterschied mit den großen Folgen“ (vgl. Schurz, 2001)

Für die Differenzierung in verschiedene Typen ist nicht das Geschlecht die zentrale Kategorie, sondern jeder einzelne Typus wird von Frauen und Männern repräsentiert. Allerdings lassen sich innerhalb der Typen weibliche und männliche Varianten unterscheiden. Die Orientierung an vorgegebenen kulturellen Mustern geschlechtsrollenspezifischen Handelns hat auch Auswirkungen auf das ehrenamtliche Engagement. Es

gibt Hinweise, dass Veränderungen in den Geschlechtsrollen auch das ehrenamtliche Engagement verändern. (vgl. Gisela Jakob 1993, S. 292)

Für mich scheint es sich klar herauszukristallisieren, dass es im sozialen Ehrenamt mehr Frauen als Männer gibt, wobei diese in anderen Bereichen der ehrenamtlichen Tätigkeit in höherem Ausmaß als Frauen vertreten sind. Eine Differenzierung dieser Bereiche scheint mir sinnvoll, um kein falsches Bild der geschlechtlichen Beteiligung am Ehrenamt wiederzuspiegeln. Wieweit sich in Zukunft gewisse Veränderungen im Bezug auf diese geschlechtliche Aufsplitterung ergeben werden, wird nur die Realität zeigen. Mein Wunsch wäre es, dass es im sozialen Ehrenamt etwas mehr Männer geben würde und auch Frauen vermehrt ehrenamtliche Führungspositionen innehaben könnten.

3.3 Ehrenamtliche Arbeit in Österreich

Verglichen mit den Daten aus 1982 zeigt sich laut aktueller Studie von Badelt/Hollerweger (2001) ein deutlicher Rückgang im Beteiligungsgrad Ehrenamtlicher von fast 59% auf 51,1% der Österreicher zwischen 16 und 70 Jahren. 47,7% der Ehrenamtlichen sind nicht nur in einem Tätigkeitsbereich engagiert, sondern in mehreren. Nachbarschaftshilfe nimmt bei den betrachteten Aktivitätsfeldern die wichtigste Stellung ein, gefolgt von den sozialen Diensten und Kultur/Unterhaltung. Ein Vergleich mit den Daten von 1982 zeigt jedoch einen massiven Rückgang an Ehrenamtlichkeit, vor allem in den zwei wichtigsten Bereichen Nachbarschaftshilfe und soziale Dienste. Nach wie vor weisen Männer mit 55,2% insgesamt einen höheren Beteiligungsgrad auf als Frauen mit 47,2%, was jedoch nicht für alle Aufgabenfelder zutrifft. Während Aktivitäten im Bereich der religiösen und sozialen Dienste im Jahr 2000 überwiegend von Frauen ausgeübt wurden, sind Katastrophendienste und Sport klassische Männerbereiche. Daran hat sich auch in den letzten 18 Jahren nicht viel verändert. Frauen sind jedoch in den ursprünglich männerdominierten Bereichen anteilmäßig etwas stärker vertreten, indessen sind die „klassischen“ Frauenbereiche (soziale und religiöse Dienste) noch stärker als im Jahr 1982 als solche ausgeprägt. Der Partizipationsgrad nach Altersgruppen ist bei Personen zwischen 20 und 24 Jahren mit 61,1% am höchsten. Am stärksten zurückgegangen ist die Beteiligung bei den über 60-Jährigen sowie bei den unter 19-Jährigen. 61,9% leisten formelle ehrenamtliche Arbeit, sind also zumindest in einem Aufgabenfeld in eine Organisation eingebunden. Eine erwähnenswerte Veränderung zeigt sich im Bereich der sozialen Dienste. Während 1982 noch 78,4% der Ehrenamtlichen in diesem Bereich ohne Einbindung in eine Organisation aktiv waren, so waren es im Jahre 2000 nur noch 55,3%. Die durchschnittliche Stundenanzahl pro Woche und ehrenamtlicher Person (unabhängig vom Bereich) liegt in Österreich bei 5,07 Stunden. Dabei ist erwähnenswert, dass die angegebenen Stundenzahlen eine Spanne von 0-88 Stunden (!) pro Woche betragen. Nach Aufgabenfeldern differenziert wandten Ehrenamtliche im Bereich der sozialen Dienste (also in sozialen Ehrenamt) im Durchschnitt die meiste Zeit für ihre Tätigkeit auf. Insgesamt waren 55% der befragten Ehrenamtlichen zumindest in einem der Tätigkeitsbereiche mehr als 30 Tage im Jahr aktiv, was einem durchschnittlichen Einsatz mindestens alle ein bis zwei Wochen gleichkommt. Dieser Personenkreis wird in der Folge als „häufig ehrenamtlich“ tätig bezeichnet. In den Bereichen Sport, Katastrophenhilfe und soziale Dienste ist der Anteil der Personen, die häufig ehrenamtlich

aktiv sind, am höchsten. Der Großteil der ehrenamtlichen Tätigkeiten wird regelmäßig (41,7%) ausgeübt. Die Hochrechnung des Arbeitsvolumens jener Personen, die in irgendeiner Form ehrenamtlich tätig sind, entspricht einem Arbeitsvolumen von 481.491 fiktiven ganztags tätigen Personen, was wöchentlich 16.667.006 Stunden für ehrenamtliche Tätigkeiten ausmacht. Ein Vergleich mit der Hochrechnung aus dem Jahr 1982 zeigt einen Rückgang des Volumens der ehrenamtlichen Arbeit um 13,4%. Nach Tätigkeitsbereichen differenziert zeigt sich der stärkste Rückgang in der Nachbarschaftshilfe sowie bei den sozialen Diensten. Allerdings bezieht sich dieser Trend lediglich auf informelle ehrenamtliche Arbeit. Ehrenamtliche Arbeit in Organisationen hat hingegen zugenommen, was besonders für den Bereich der sozialen Dienste gilt, wo formelle ehrenamtliche Arbeit sich seit 1982 mehr als verdoppelt hat. (vgl. Badelt/Hollerweger 2001)

Gerade diese letzten aktuellen Umfrageergebnisse bezüglich der Zunahme ehrenamtlicher Arbeit in Organisationen überrascht mich, da ich der Meinung war, dass die „neuen“ Freiwilligen, so wie sie in der Literatur beschrieben werden, eher versuchen, dem Arbeiten in Organisationen zu entgehen. Demnach müsste sich eigentlich die informelle ehrenamtliche Arbeit größerer Beliebtheit erfreuen. Gerade diese hat jedoch in der Beliebtheit bei den befragten Österreichern abgenommen.

3.4 Zukunftsperspektiven

Ich möchte ein Zitat von Ralf Dahrendorf wiedergeben, einem Soziologen und Politiker, der von Zukunftsaussichten spricht und dabei auch an die ehrenamtliche Arbeit denkt: "Jetzt kommt eine Zeit, in der wir wieder in andere Lebensformen hineinkommen - nicht alle, aber eine wachsende Zahl. Diese Lebensformen werden eher denen ähneln, die Frauen in den letzten Jahrzehnten gekannt haben, als denen der Männer; das heißt, es werden nicht Karrieren sein, sondern Kombinationen von Teilzeitarbeit, gelegentlichen Arbeitsverträgen, von unbezahlter Arbeit und freiwilliger Tätigkeit für den Allgemeinnutzen, von einer ganzen Fülle von Dingen. (.....) Es ist eine ganz verrückte Welt, in die wir da hineingeraten, gemessen an den starren Maßstäben der alten Arbeitsgesellschaft. (Ralf Dahrendorf 1998)

Wiederum wird ein Strukturwandel zu den sg. "neuen Freiwilligen" hin diskutiert, der nach institutionellen Antworten verlangt. Freiwilligenarbeit wird auch im Kontext von Tauchsystemen jenseits des Gütermarktes, von neuen Arbeitszeitmodellen und vom obligatorischen Gemeinschaftsdienst thematisiert. Auch wird sie als Ressource gesehen, die (noch) viel besser genutzt werden soll.

(vgl. Caritas-Positionspapier 1998, S. 8)

Letztlich bleibt es offen, wie sich freiwilliges Engagement in der Zukunft entwickeln wird.

4. Zur Organisation ehrenamtlicher Tätigkeit

Ehrenamtliche HelferInnen arbeiten unter ähnlichen formalen Regeln wie berufliche HelferInnen. Ihre Tätigkeit wird zwar nicht unter einem formalen Arbeitsvertrag ausgeübt, unterliegt aber bestimmten Abmachungen, Vereinbarungen und Verpflichtungen. Nach Empfehlungen der BAG (Bundesarbeitsgemeinschaft der freien Wohlfahrtspflege) sollten finanzielle Kosten, die bei der Hilfstätigkeit entstanden sind, nach Möglichkeit erstattet werden.

Anzustreben sei nach Hummel (1998) eine partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen beruflichen und ehrenamtlichen MitarbeiterInnen, die eine gegenseitige Beteiligung an Entscheidungen berücksichtigt. Ein weiterer Anspruch ist, dass Ehrenamtliche nicht zur beliebig verfügbaren Einsatzreserve werden sollen. In diesem Kontext fordert Hummel (ders.) ein neues Selbstverständnis für ehrenamtliche HelferInnen, die eine institutionelle Selbständigkeit erreichen sollten. Verschiedene Untersuchungen zeigen, dass Ehrenamtliche über Zeit und Inhalt ihrer Arbeit selbst bestimmen wollen - unabhängig von institutionellen Vorgaben wie beispielsweise Dienstplänen. Ehrenamtliche und berufliche HelferInnen seien nicht gegenseitig austauschbar. Eine Vergütung der Tätigkeit Ehrenamtlicher erhöhe ihr Engagement. Belehrungen und Anweisungen würden demotivierend wirken. (vgl. Hummel 1998, S. 5 ff.)

Befragte Sozialpolitiker und Verbandsvertreter stimmen ebenfalls darin überein, dass ehrenamtliche Arbeit kein Ersatz für professionelle Sozialarbeit sein kann. Vielmehr hätte Ehrenamtlichkeit ergänzende Funktionen, die sich vor allem auf die psychosoziale Komponente, auch immer wieder als „menschliche Seite“ beschriebene Form der Zuneigung, Kommunikation, Betreuung, lebenspraktische Hilfe und auch Vermittlung sozialer Einbindung beziehe. (Müller-Kohlenberg 1994, S. 88)

4.1 Wie werden Freiwillige gewonnen?

Organisationen, die Ehrenamtliche gewinnen wollen, müssen ihre Ideologien und Werte in der Ansprache potentieller Ehrenamtlicher transparent machen. Darüber hinaus gilt es für sie, eine Entwicklungsperspektive aufzuzeigen, die auf eine individuelle Weiterentwicklung abzielt. Aspekte wie die Werte-Handlungs-Kongruenz, das Erleben von Gemeinschaft oder das Lösen eigener Probleme reichen als Anreiz zum Eintritt allein nicht mehr aus. (vgl. Graeff 2001, S. 7)

Die „neuen Freiwilligen“ müssen auch auf neue Art und Weise gewonnen werden. So wie sich die Erwartungen und die Motivation für freiwilliges Engagement verändert hat, müssen auch neue Wege gesucht werden, Freiwillige zu gewinnen.

4.1.1 Maßnahmen zur Förderung freiwilligen Engagements

A. Staatliche Ebene

Insg. unterscheiden sich die Bemühungen auf nationaler Ebene sehr. Beispielsweise wird in Großbritannien seit kurzem das Programm „Millenium volunteers“ durchgeführt, bei dem gezielt der ehrenamtliche Einsatz Jugendlicher im Mittelpunkt steht.

Ebenfalls in Großbritannien werden im Rahmen eines Programmes des Gesundheitsministeriums „Opportunities for Volunteering“ Projekte gefördert, in denen arbeitslose Menschen freiwillig tätig sind. In den Niederlanden können Langzeitarbeitslose im Rahmen des 1995 ins Leben gerufenen Programmes „Soziale Aktivierung“ eine unter 4 Varianten auswählen, freiwillig tätig zu werden. In der BRD fand von 1992 bis 1997 das vom Bundesministerium für Familie, Senioren und Jugend geförderte Modellprogramm „Seniorenbüros“ statt. Seniorenbüros sind Anlaufstellen für ehrenamtliches Engagement und Selbsthilfeaktivitäten älterer Menschen. Zwei Drittel der dort engagierten SeniorInnen waren vor ihrem Kontakt mit den Seniorenbüros nicht freiwillig tätig. In Österreich werden seit 1998 Bürgerbüros für Jung und Alt nach dem Beispiel der Seniorenbüros ins Leben gerufen. Neben spezifischen Programmen werden auch Freiwilligenzentralen über nationale Regierungen finanziert.

B. Freiwilligenzentralen

Freiwilligenzentralen stellen eine sehr wichtige Infrastruktur für freiwilliges Engagement dar, die sowohl die Freiwilligen selbst als auch die Organisationen, in denen sie tätig sind, unterstützen. In den meisten Ländern der EU gibt es bereits nationale Freiwilligenzentralen. Ihre Aufgaben sind die Beratung und Information von Organisationen sowie von Freiwilligen durch telefonische und persönliche Beratung sowie durch das Auflegen und Verbreiten von Broschüren zu verschiedenen Themen. Darüber hinaus sind sie zur Öffentlichkeitsarbeit und Bewusstseinsbildung bezüglich freiwilligen Engagements zuständig. In Großbritannien werden z. B. im Rahmen der „National-Volunteers-Week“ Aktionen im ganzen Land durchgeführt. Auch die Interessensvertretung Freiwilliger sowie die Formulierung politischer Leitlinien konzeptioneller Arbeit in Bezug auf freiwilliges Engagement gehören zu den Aufgaben von Freiwilligenzentralen. Manche dieser Organisationen bieten auch Aus- und Weiterbildungskurse für Personen an, die für den Einsatz Freiwilliger verantwortlich sind. Schließlich übernehmen sie auch die Aufgaben der Forschung und Dokumentation, wie z. B. in England, wo ein Forschungsinstitut direkt an die nationale Freiwilligenorganisation angegliedert ist. Über die nationalen Freiwilligenzentralen hinaus gibt es in GB, Deutschland und den Niederlanden zahlreiche lokale Freiwilligenzentralen. Allerdings haben diese einen etwas anderen Aufgabenschwerpunkt, wie z. B. die Vermittlung, Beratung und Information von Freiwilligen. In Österreich entwickeln sich erst Freiwilligenzentralen auf lokaler Ebene.

C. Gemeinnützige Organisationen

Gemeinnützige Organisationen, die freiwillige MitarbeiterInnen einsetzen, überdenken in den letzten Jahren ihre Strukturen und ihren Umgang mit ihren Ehrenamtlichen. Zunehmend achten sie auf besseres Management von Ehrenamtlichen. Dabei geht es um den Einsatz professioneller Kräfte, um Freiwillige zu koordinieren. Z. B. bildet die Arbeiterwohlfahrt Personen zur ModeratorInnen für Freiwillige aus, die darauf achten, dass Freiwillige nach ihren Fähigkeiten eingesetzt werden, dass Eingangsgespräche geführt werden sowie Freiwillige ausreichend informiert werden. Weiters dienen sie als AnsprechpartnerInnen bei Problemen. Vermehrt werden auch alternative Formen des Engagements und neue Einsatzbereiche gesucht, um veränderten Motivationsstrukturen der Freiwilligen gerecht zu werden. Organisationen bieten Freiwilligen selbst zunehmend Ausbildungsmöglichkeiten an, wobei auch in Österreich viele Institutionen diesbezügliche Angebote entwickeln. Es wird zunehmend nach Wegen der Anerkennung der Tätigkeit gesucht, z. B. durch Zertifizierung der

Ausbildungen sowie der Tätigkeiten. Neuere Entwicklungen betreffen auch die verstärkte Zusammenarbeit mit Betrieben.

D. ArbeitgeberInnen

Die Beteiligung der Wirtschaft an der Förderung freiwilliger Tätigkeiten ihrer MitarbeiterInnen kommt hauptsächlich aus dem amerikanischen Raum, ist aber inzwischen auch in Großbritannien vermehrt zu finden. Dabei geht es darum, dass von den Unternehmen nicht nur Geld für gemeinnützige Organisationen gespendet wird, sondern dass sie aktiv das freiwillige Engagement ihrer ArbeitnehmerInnen fördern. Schließlich ist auch die Gründung von Netzwerken von ArbeitgeberInnen zu nennen, die freiwilliges Engagement fördern wollen. (vgl. Strümpel 1999, S. 72-82)

E. Bürgerbüros

Die Bürgerbüros für Jung und Alt wurden vom Bundesministerium für Soziale Sicherheit und Generationen, dem Kompetenzzentrum für Senioren- und Bevölkerungspolitik, entwickelt. Durch die Installierung trägt Österreich entscheidend zu einer neuen Kultur des Miteinanders der Generationen bei. Die Bürgerbüros können unterschiedlich organisiert sein. Entweder wurden sie in schon bestehende Vereine wie z. B. das Hilfswerk oder andere Trägervereine inkludiert oder sie sind durch die Vergabe der Startförderung neu in einer Gemeinde entstanden. Die Bürgerbüros sind eine Plattform der Eigeninitiativen bzw. eine Anlaufstelle sowie eine Drehscheibe für bürgerschaftliches Engagement. Durch Bürgerbüros sollen MitbürgerInnen, die z. B. eine ehrenamtliche Tätigkeit verrichten wollen, an jene vermittelt werden, die entsprechende Leistungen nachfragen. Weiters sollen Bürgerbüros eine Plattform für selbst organisierte Gruppen und Initiativen sein, die sich für das Gemeinwohl einsetzen und denen das Miteinander ein Anliegen ist. Sie können als Wegweiser fungieren, um Menschen mit Ihren Problemen an die Stellen heranzuführen, wo ihnen geholfen werden kann. Bürgerbüros sind im Sinne des bürgerschaftlichen Gedankens als Vereine organisiert, die von engagierten Männern und Frauen jeden Alters mit Unterstützung von Gemeinden bzw. größeren Trägerorganisationen wie dem Österreichischen Hilfswerk betrieben werden. Im Idealfall bieten Bürgerbüros einen Freiraum, in dem Menschen jeden Alters, Geschlechts, jeder Herkunft und Weltanschauung Ideen und Anliegen einbringen, sich miteinander vernetzen und gemeinsame Initiativen gründen können. (vgl. Kurz 2001, S. 208-210)

Neben einer relativ breiten Palette an Maßnahmen zur Förderung freiwilligen Engagements gibt es auch verschiedene Methoden zur Gewinnung Ehrenamtlicher. Diese möchte ich im folgenden Unterkapitel näher anschauen.

4.1.2 Geeignete Methoden zur Gewinnung Ehrenamtlicher

Müller-Kohlenberg (1994, S. 53) schreibt in ihrer „Studie zum sozialen Engagement im Ost- und Westteils Berlins“, dass ein Aufruf, eine Annonce, ein mündlicher Hinweis auf ehrenamtliche Tätigkeiten nur bei jenen Gehör finden, die bereits eine innere Bereitschaft zum Engagement entwickelt haben. Aus den Berichten der Freiwilligen wird deutlich, dass es dieses äußeren Impulses im allgemeinen bedarf, wenn sich die latente Bereitschaft in Tat umsetzen soll. Die Frage stellt sich nun für mich, auf welche Art und Weise Ehrenamtliche nun tatsächlich gewonnen werden. Müller-Kohlenberg (dies.) meint, dass aufgrund der gefundenen Typologie (Motivationsstyp A-D, siehe Kapitel 6. 1. : Eine bunte Palette von Motiven) ehrenamtlicher HelferInnen

unterschiedliche Methoden der Ansprache und Unterstützung des Engagements gewählt werden sollten.

Demnach wartet z. B. ein potenzieller Helfer, der Ausschau hält nach einer sozialen Aktivität (Motivationsstyp B: Aktive Suchhaltung zur sinnvollen Erfüllung des dritten Lebensabschnittes) darauf, dass „das Richtige“ eines Tages seinen Weg kreuzt. Für diesen Personenkreis sind Hinweise durch Medien besonders bedeutsam, wie z. B. Zeitungsannoncen, Artikel, Kurzberichte, Handzettel, Plakate, Rundfunk- und Fernsehsendungen. Personen gegenüber, die aufgrund direkter Betroffenheit, d. h. aufgrund eigener Krisen oder der Not von Angehörigen, den Impuls zu sozialem Engagement verspüren (Motivationsstyp A), gelten die oben genannten Prinzipien in etwas modifizierter Form: Es sind vor allem konkrete Informationen zu geben, wobei die allgemeine „Aktivierung“ in den Hintergrund tritt. Das Aktivitätspotential bzw. die Bereitschaft, Zeit und Energie einzusetzen, ist bei diesen Personen oft derart ausgeprägt, dass auch die Anstrengung einer Neugründung zur Ausfüllung einer Lücke im Versorgungssystem in Kauf genommen wird. In diesen Fällen sollte mehr von Unterstützung als von Aktivierung gesprochen werden. Für den Personenkreis des Motivationsstyps A haben Informationsveranstaltungen einen hohen Stellenwert, die auf Informationsvermittlung, theoretische Diskussion, Erfahrungsaustausch sowie administrative Unterstützung ausgerichtet sind. Beim Motivationsstyp C (durch Notlage anderer begründet) liegen Aktivitätsniveau und Bereitschaft zum selbsttätigen Handeln ähnlich hoch wie bei Motivationsstyp A. Bei der Gruppe des Motivationsstyps D (in die Tätigkeit hineingerutscht) geht es vorrangig um die Schaffung von Einstellungsänderungen, wobei es v. a. um die Vermittlung eines neuen Bildes von freiwilligem Sozialengagement und ehrenamtlicher Hilfe geht. An zweiter Stelle geht es für diese Personengruppe um die Schaffung von Informations- und Beratungsmöglichkeiten zu freiwilligem Sozialengagement. Für diese Personen sind spezifische Strategien der Aktivierung, der Hilfe zum Einstieg in freiwilliges Sozialengagement, der Begleitung und Stützung der Arbeit, der Schaffung von Kontinuität, der Anerkennung und v. a. der immateriellen und auch der materiellen Wertschätzung freiwilligen Engagements erforderlich, was unter anderem auch „Pflege der Ehrenamtlichen“ genannt werden könnte. Ich persönlich finde es gut, dass versucht wird, auf die verschiedenen Motivationshintergründe der „anzuwerbenden“ Ehrenamtlichen einzugehen und bin der Überzeugung, dass man auf diese Art und Weise mehr Personen für ehrenamtliche Tätigkeiten gewinnen kann.

Die Mund-zu-Mund-Propaganda spielt ebenfalls für die Aktivierung und Information potenzieller Sozialengagierter eine große Rolle, ist jedoch von Seiten suchender Organisationen kaum zu steuern oder anzuregen. Die Besonderheit dieser Methode liegt gerade im informellen Charakter, wodurch die Mitteilung an Glaubwürdigkeit gewinnt. Bei der Werbung für freiwilliges soziales Engagement sollten die Rahmenbedingungen für und die Erwartungen an freiwilliges soziales Engagement möglichst klar formuliert werden, damit potenziell hilfsbereite Personen eine Entscheidungshilfe erhalten. Hilfreich sind weiters „Schnuppermöglichkeiten“ und Einführungs- sowie Begleitangebote für Interessierte. (vgl. Müller-Kohlenberg 1994, S. 131- 137)

4.2 Aus- und Weiterbildung sowie Supervision für Ehrenamtliche

Verschiedene Einrichtungen streben eine zusätzliche Qualifizierung ehrenamtlicher HelferInnen an. Diese kann Komponenten formaler Einarbeitungs- und Fortbildungsprozesse sowie gezielter Qualifizierungsmaßnahmen enthalten und wird in der Praxis mehr und mehr angeboten. Auch die Erwartungen der Ehrenamtlichen in Bezug auf Einschulung und Weiterbildung im Rahmen ihrer ehrenamtlichen Tätigkeiten steigen.

4.2.1 Verschiedene Gesichtspunkte zur Aus- und Weiterbildung von Ehrenamtlichen
Für mich kristallisieren sich zu diesem Thema 2 Gruppen mit unterschiedlichen Meinungen zur Weiterbildung von Ehrenamtlichen heraus:

A. Die erste Gruppe der angeführten Autoren ist der Meinung, dass eine Institutionalisierung von Weiterbildung, eine herbeigeführte Professionalisierung durch die Weiterbildung sowie ein Überprüfen der Arbeitsergebnisse im Zuge der Weiterbildung nicht anzustreben sei.

Schmachtenberger (1980) z. B. glaubt, dass sich Aus- und Weiterbildung am sinnvollsten in einer praxisbegleitenden Form des exemplarischen Lernens erweise. Weiters meint er, dass durch zu lange Vorbereitungskurse Spontaneität sowie Motivation verlorengehen könne und eine Institutionalisierung von Weiterbildung mit spezifischen, vorgegebenen Themen möglichst vermieden werden solle. Außerdem wirke sich eine gleichbleibende Betreuung positiv auf die Dauer der Tätigkeit, die Kontinuität und auf die Arbeit der freiwilligen MitarbeiterInnen aus.

(vgl. Schmachtenberger 1980, S. 268-270)

Lingler (2000, S. 401) ist der Ansicht, dass für das „Fitmachen“ der Ehrenamtlichen für ihr Amt durch Schulung, Fortbildung sowie Überprüfung der Arbeitsergebnisse eine fehlersuchende Kontrolle besonders ungeeignet erscheint. Vielmehr seien „kommunikative Settings“ zu bevorzugen, da sie den Vorteil des Verständnisses und des Erkenntnisgewinns für alle Beteiligten beinhalten würden. Geeignet wären z. B. das Mitarbeitergespräch, Teamarbeit, Fallscreening, Praxisanleitung und Supervision. Braun und Röhrig (1985) schlagen als mögliche Inhalte der Weiterbildung für Ehrenamtliche generell eine Fachqualifizierung für die jeweilige Zielgruppe von Betroffenen und eine „Wissensvermittlung über gesellschaftspolitische, juristische und verbandliche Rahmenbedingungen der Arbeit vor.“ Sie lehnen jedoch eine durch Weiterbildungsmaßnahmen herbeigeführte Professionalisierung der ehrenamtlichen Mitarbeiter ab. Die Funktion der Weiterbildung sehen sie darin, „die spezifischen nichtprofessionellen Qualitäten von ehrenamtlicher Mitarbeit zu erhalten und zu fördern.“ Auch Dechamps (1989) ist ähnlicher Meinung wie Braun und Röhrig: Ziel der Bildung sei nicht das Erreichen von beruflichen Standards, sondern vielmehr solle sich der Lernprozess unmittelbar an den übernommenen Aufgaben orientieren. (vgl. Dechamps 1989, S. 109)

B. Die zweite Autorengruppe tendiert eher in die Richtung, Weiterbildung als notwendige Qualifikation und Qualitätssicherung der ehrenamtlichen Tätigkeit zu sehen, die auch für die berufliche Tätigkeit von Nutzen sein könne und solle.

Kurz (2001, S. 212/113) z. B. ist der Meinung, dass die Einführung von Nachweisen ehrenamtlicher Tätigkeit für Freiwillige notwendig ist, damit diese ihre durch die ehrenamtliche Tätigkeit erworbenen Qualifikationen in der weiteren Berufslaufbahn

verwerten können. Im öffentlichen Dienst solle verstärkt bei der Aufnahme neuer MitarbeiterInnen auf ehrenamtlich erworbene Qualifikationen Rücksicht genommen werden, denn ausgeübte ehrenamtliche Tätigkeiten bescheinigen dem Erwerber ein hohes Maß an sozialer Kompetenz und Einsatzbereitschaft. Weiters gäbe eine fundierte Ausbildung der ehrenamtlich Tätigen mehr Sicherheit sowohl für freiwillig Engagierte als auch für die NPO (Non-Profit-Organisationen). Auch die Funktion des gegenseitigen Austausches und der Vernetzung durch solche Ausbildungsmaßnahmen dürfe nicht unterschätzt werden. Deshalb wäre für eine Qualitätssicherung der ehrenamtlichen Arbeit und den Informationsaustausch ein Ausbau von Aus- und Fortbildungsangeboten unbedingt erforderlich. Heimgartner (2000, S. 123) schreibt: „Ein Qualitätsmerkmal für den Umgang einer Einrichtung mit Ehrenamtlichen ist das Angebot an Ehrenamtliche, weiterführende Bildungsmaßnahmen in Anspruch nehmen zu können. In elaborierter Form kann es sich um umfassende Pläne oder Programme zur individuellen Weiterbildung handeln.“ Ich persönlich sehe die Weiterbildung der Ehrenamtlichen als hilfreiche Unterstützung ihrer Tätigkeit in der Vermittlung von Basiswissen über den jeweiligen Bereich sowie Klarlegen der Ziele und Merkmale der Tätigkeit, um die Ehrenamtlichen vor falschen Haltungen und Ansprüchen an sich selbst und andere zu bewahren.

4.2.2 Supervision für ehrenamtliche HelferInnen

Als einführendes Statement zum Thema möchte ich Funk und Winter (1992, S. 530) wiedergeben: „Ehrenamtliche brauchen Reflexionsphasen, in denen das Erfahrene, Geschehene betrachtet und von den Beteiligten selbst kommentiert werden kann.“ Diesen Raum zur Reflexion für die ehrenamtlich Engagierten bietet die Supervision. Obwohl es sich meiner Ansicht nach um ein sehr wichtiges Thema handelt, kann ich an dieser Stelle nur so weit auf das Thema der Supervision eingehen, wie sie für das Thema der ehrenamtlichen Sozialbegleitung relevant scheint.

Auf die Frage, was Supervision denn sei, schreibt Scobel (1991, S. 12): „Supervision stammt aus dem angloamerikanischen Sprachraum und heißt wörtlich: Aufsicht, Leitung, Kontrolle, Überwachung; und Supervisor ist der/die Vorgesetzte.“

Die Form der Gruppen-Supervision wird häufig in der Begleitung Ehrenamtlicher praktiziert, wie z. B. auch in der Begleitung ehrenamtlicher Sozialbegleiter bei Pro humanis. (siehe Empirischer Teil der Diplomarbeit).

Nach dem Vorstellungsgespräch wird der/die SupervisorIn in der ersten regulären Sitzung die Teilnehmer mit einem wichtigen Arbeitsprinzip und einer wichtigen Gruppenregel vertraut machen.

*Das Arbeitsprinzip: Die TeilnehmerInnen sollen in Zukunft am Anfang jeder Sitzung entscheiden, welches Thema, welcher Konflikt oder welcher Fall in der vor ihnen liegenden Supervision besprochen wird. Es ist die Aufgabe der Gruppe, den jeweiligen Arbeitsgegenstand herauszufinden. Reihum sagt jede/-r BegleiterIn, welches Anliegen sie/er mitgebracht hat und dann wird entschieden, welches Anliegen bearbeitet wird.

*Die Gruppenregel: Der Inhalt der Supervision darf nicht an unbeteiligte Personen außerhalb der Gruppe weitergegeben werden und unterliegt somit der Schweigepflicht. Das gilt für die Gruppe als auch den/die SupervisorIn. Die Gruppe wird au-

Berdem aufgefordert, die Sitzungsinhalte nicht außerhalb der Supervision fortzusetzen. Dadurch soll der Supervision so wenig Energie wie möglich entzogen werden. Sind diese Grundsätze akzeptiert, kann die Supervision beginnen. Jeder Arbeitsgegenstand und jede Form der Bearbeitung durch die HelferInnen selbst nimmt der SupervisorIn als Gelegenheit wahr,

A. den Ist-Zustand der Gruppe festzustellen

B. Hintergründe zur Entstehung zu erfragen u.

C. dem Ist-Zustand eine angemessene Interpretation zu geben.

(vgl. Scobel 1991, S. 106 u. 107)

SupervisorInnen können eine Projektionsfläche für die positiven und negativen Gefühle und Phantasien, die aus der Welt der KlientInnen in die Psyche der SupervisandInnen (Anm. d. Verf.: die ehrenamtlich Tätigen) eindringen und diese belasten, sein. Idealerweise sollten SupervisorInnen in solchen Fällen wie ein emotionaler „Container“ wirken, der Bedürfnisse aufnimmt und sie befriedigt. Dabei kann der supervisorische Dialog auch eine tröstende Funktion haben. Zur „Containerfunktion“ der Supervision gehört es auch, die tiefen Sinnfragen, „Bedürftigkeiten und existentiellen Grenzen zu verstehen, anzusprechen und sozusagen „mitzunehmen“, um die Supervisanden zu entlasten. Diese „Containerfunktion“ wird auch dann eingenommen, wenn projektive Identifizierungen im Spiel sind. (vgl. Berlardi 1996, S.91-93)

Laut Müller-Kohlenberg (1994) wird Supervision in der herkömmlichen Form selten angeboten und scheint auch - bis auf Ausnahmen - nicht nötig zu sein. Wohl erwarten sich die freiwilligen HelferInnen auch Unterstützung bei der Bewältigung existentieller Erfahrungen, die sie im Rahmen ihrer Hilfetätigkeit machen (etwa bei Sterbebegleitung, bei schwerer Krankheit und Pflegebedürftigkeit etc.). Diese Unterstützung kann sowohl in Gruppen- wie auch in Einzelgesprächen erfolgen. Von den befragten HelferInnen werden solche Gespräche als hilfreich erlebt, soweit sie nicht in psychologischer Weise angeboten werden. Ein generelles Konzept zur Supervision freiwilliger HelferInnen scheint nach den geführten Gesprächen Müller-Kohlenbergs und ihres Teams nicht sinnvoll. Eine Begleitung der Sozialengagierten sollte ihrer Ansicht nach nur dann evt. in Richtung Supervision tendieren, wenn die Arbeit sich z. B. auf Sterbende und Hochbetagte bezieht. Die Ängste und Blockaden, die durch das Identifikationsgeschehen ausgelöst werden können, verlangen oft eine von außerhalb der Gruppe der unmittelbaren Helfer kommende Hilfestellung bei der Bewältigung. (Müller-Kohlenberg 1994, S.145 u. 146)

Diesen Ansichten Müller-Kohlenbergs kann ich mich nicht anschließen, da ich aus den Gesprächen mit ehrenamtlichen Sozialbegleiterinnen entnehmen kann, wie wichtig und hilfreich die Gruppensupervision für sie aus vielen verschiedenen Gründen zu sein scheint. Sie haben zwar im Normalfall nicht unbedingt mit sterbenden oder hochbetagten Menschen zu tun, aber doch mit psychisch belasteten und problembeladenen KlientInnen. Für viele der BegleiterInnen von Pro humanis ist die Supervision eine wirkliche Hilfestellung, die sie nicht missen möchten.

4.3 Ehrenamtliche und berufliche HelferInnen

4.3.1 Professionelle und Ehrenamtliche: Ein schwieriges Verhältnis in der sozialen Arbeit

Warum das Verhältnis professioneller und ehrenamtlicher HelferInnen in den letzten Jahren von Politik, Trägern und Sozialarbeitswissenschaft zum Thema gemacht wurde, hat verschiedene Gründe wie z.B. folgende:

1. Der von den traditionellen Organisationen der Wohlfahrtspflege beklagte Rückgang an ehrenamtlichen HelferInnen.
2. Die Zunahme von Aufgabenfeldern der professionellen Sozialarbeit (quantitativ v. a. im Bereich der Altenhilfe; qualitativ v. a. in der verstärkten Betreuung hilfebedürftiger Menschen), die von den Professionellen nicht zureichend bewältigt werden können.
3. Veränderte Anforderungen an die Betreuung der Hilfebedürftigen, die z. T. mit veränderten Ansprüchen des Klientels und zum anderen mit gewandelten Lebensverhältnissen (Rückgang sozialer Einbindungen in gewachsene soziale Netzwerke) zusammenhängen.
4. Die Auseinanderentwicklung zwischen immer stärker „verwissenschaftlicher“ Fachlichkeit professioneller Sozialarbeit und dem „laienhaften“ Herangehen ehrenamtlicher HelferInnen und das dadurch entstehende Spannungsverhältnis zwischen beiden Gruppen, welches zu einer Neudefinition der jeweiligen Aufgabenfelder drängen.
5. Die Entwicklung eines neuen Selbstverständnisses vieler ehrenamtlicher HelferInnen.

Dadurch kommt es für beide Seiten zu neuen Herausforderungen und spezifischen Konfliktdimensionen. (vgl. Müller-Kohlenberg 1994, S.87 u. 88)

Wo diese Konfliktdimensionen liegen, möchte ich im folgenden Kapitel herausarbeiten.

4.3.2 Probleme zwischen ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen

Diese sind laut Bock/Lowy/Pankoke (1980) in undurchsichtigen Organisationsstrukturen, fehlenden Arbeitsplatzbeschreibungen, mangelnden Arbeitsvereinbarungen sowie unzureichenden technischen und personellen Hilfen zu finden. Konflikte resultieren aus fehlenden Rollenkriterien und Feedback-Möglichkeiten für ehrenamtliche HelferInnen, die zur Abschottungsbewegungen gegenüber beruflichen MitarbeiterInnen führen können. (vgl. Bock/Lowy/Pankoke 1980, S. 117 ff.)

Der Ansicht Müller-Kohlenbergs (1994) nach ist das Verhältnis zwischen Professionellen und ehrenamtlichen Mitarbeitern nach wie vor von Ambivalenzen und Konkurrenzdenken, vor allem psychologischer Art, aber auch von fachlichen Vorbehalten, geprägt. Die am häufigsten in Interviews genannten Probleme sind: Der Zeitaufwand für die Einarbeitung und Begleitung, die unterschiedlichen Auffassungen von der Arbeit mit Hilfebedürftigen und das Problem der Kontinuität der freiwilligen HelferInnen. Ehrenamtliche Arbeit auf dem sozialen Sektor bedeutet für das professionelle System eine vermeintlich doppelte Bedrohung: Erstens könnten die Erfolge sozialengagierte Personen, die in der Regel unausgebildete, nonprofessionelle Helfer sind, die Angemessenheit einer akademischen bzw. semi-akademischen Ausbildung der Berufsangehörigen in Frage stellen. Zweitens besteht die Befürchtung, dass durch unbezahlte freiwillige Tätigkeiten Arbeitsplätze gestrichen werden.

(vgl. Müller-Kohlenberg 1994, S. 146 u. 147)

Umgekehrt geraten berufliche HelferInnen möglicherweise in einen Legitimationsdruck gegenüber Ehrenamtlichen, der eine Segmentierung sozialer Dienstleistungen in „einfachere Aufgaben“ für Ehrenamtliche und „gehobenere Aufgaben“ für berufliche HelferInnen zur Folge haben kann. (vgl. Oppl 1986, S. 68)

Vielleicht könnte man sagen, dass das Hauptproblem zwischen beruflichen HelferInnen und ehrenamtlichen HelferInnen einerseits daraus resultieren, dass sich die erstgenannte Gruppe bedroht fühlt, während sich andererseits die zweite Gruppe, also die ehrenamtlich Tätigen, nicht toleriert und akzeptiert fühlen. Wie bzw. was die beiden Gruppen voneinander denken, möchte ich in den folgenden zwei Unterkapiteln beleuchten.

4.3.3 Professionelle aus der Sicht Ehrenamtlicher

In den Interviews, die Otto Schindler (1996) mit ehrenamtlichen HelferInnen führte, üben nahezu alle interviewten Personen Kritik an der Zusammenarbeit mit beruflichen HelferInnen bzw. an deren Arbeitshaltung. Oftmals wird Ehrenamtlichen die Möglichkeit erschwert, in verschiedenen Bereichen tätig zu werden, da Informationen nicht weiter geleitet werden und sie als MitarbeiterInnen, die spezifische Fähigkeiten und Erfahrungen in die Arbeit einbringen, nicht ernst genommen werden. Einige ehrenamtliche HelferInnen vertreten die Auffassung, dass berufliche HelferInnen nach festgelegten Regelungen handeln und wenig Flexibilität, Spontaneität und Kreativität zeigen. Einige Hauptamtliche erwecken bei den Ehrenamtlichen den Eindruck, dass sie an einer Zusammenarbeit nicht interessiert seien. Weiters seien Aufgaben und Arbeitsbereiche nicht ausreichend transparent gestaltet und Erfahrungen würden zu wenig gegenseitig ausgetauscht. (vgl. Otto-Schindler 1996, S. 135)

Diese Aussagen der ehrenamtlichen HelferInnen bestätigen die oben aufgestellte Vermutung, dass es von Seite der beruflichen HelferInnen tatsächlich an Akzeptanz gegenüber der Ehrenamtlichen mangelt und diese zu wenig ernst genommen werden.

4.3.4 Ehrenamtliche aus der Sicht Professioneller

In den Interviews, die Müller-Kohlenberg und ihr Team mit Professionellen geführt haben, wird die Stärke der Ehrenamtlichen in der ungeheuren Motivation, die auf der Freiwilligkeit des Engagements beruht, gesehen. Nicht von allen Professionellen wurde erkannt, welchen entscheidenden Beitrag ehrenamtliches Engagement zur Herstellung alltäglicher Normalität leistet. Kaum wurde der Aspekt der Spontaneität und des alltagsnahen Zugangs zu den Hilfsbedürftigen durch Ehrenamtliche genannt. Dies kann auch als Hinweis darauf gesehen werden, dass gewisse Fehlformen von Professionalität den Normalalltag aus dem Blick verloren haben. Die Professionellen stimmen weitgehend darin überein, dass es sich bei freiwilligen sozialen HelferInnen in der Mehrzahl um besonders aktive Menschen handelt. Es ergab sich die aufgrund der Befragung eine wichtige Differenzierung der Ehrenamtlichen in eher gefühlsbetonte und eher sachlich-pragmatisch motivierte Menschen, in welcher nicht zuletzt auch die Chance für gezieltere Werbung für ehrenamtliches Engagement liegt. Auf die Frage nach wünschenswerten Eigenschaften ehrenamtlicher HelferInnen wird eigenständiges Handeln, die Anerkennung und Nutzung von lebensgeschichtlichem Erfahrungswissen für das Engagement, Verbindlichkeit, Verlässlichkeit und Kontinuität des Engagements

gements sowie die Rückkoppelung zu den Professionellen genannt. Von den befragten Professionellen wurde in keinem Falle von den Ehrenamtlichen fachliche Kompetenzen erwartet. Als wichtig erachtet werden jedoch weiters noch Offenheit und Kommunikationsfähigkeit der ehrenamtlichen HelferInnen. Als mögliche Problemfaktoren werden gesehen, dass sich nicht jeder Interessierte auch für ehrenamtliches Engagement eigne, z. B. jene Personen, deren Helfermotive von ungelösten persönlichen Schwierigkeiten und (unausgesprochenen) Hilfeerwartungen grundiert sind. Auch Professionelle erachten Einführung und Begleitung der Ehreamtlichen als wichtige Voraussetzung für das Gelingen ehrenamtlicher Arbeit. Sie glauben, dass der Erfahrungsaustausch zwischen den HelferInnen ganz wesentlich zur Stabilisierung des ehrenamtlichen Engagements, zur Qualitätsverbesserung und zur sozialen Einbindung der Ehreamtlichen beiträgt. Ein von vielen Professionellen bei sich selbst und bei anderen KollegInnen beobachteter Konflikt in der Arbeit mit Ehrenamtlichen liegt in einer Konkurrenzdimension, die oft in einer Form von Neid auf die Freiheit der Ehrenamtlichen sichtbar wird. Dieser Neid auf die privilegierte Situation der ehrenamtlichen HelferInnen wird durch das Erleben mangelnder Anerkennung der berufsförmigen sozialen Arbeit noch verstärkt. Von Professionellen wird weiters eine „professionelle Distanz“ erwartet, die der Ehrenamtliche nicht kennt, auch stehen sie häufig unter Erfolgsdruck und können sich nicht auf die mitmenschliche Seite der Betreuung konzentrieren. In dieser Asymmetrie zwischen „beruflicher Nächstenliebe“ zur freiwilligen ehrenamtlichen Arbeit liegt ein Grund für die Ambivalenzen der Fachkräfte gegenüber ehrenamtlicher Arbeit.

Als typische Probleme der Berufsausübung kristallisieren sich folgende Ergebnisse heraus:

- * eine „berufstypische“ Abwehr des Ehrenamtes
- * eine „berufstypische“ Statusunsicherheit
- * eine „berufstypische“ Klientifizierung Ehrenamtlicher („Sozialer Tick“)

(vgl. Müller-Kohlenberg 1994, S. 90 bis 106)

Unter Berücksichtigung oben genannter Aussagen der beruflichen HelferInnen wird für mich auch verständlicher, warum es für dieselben nicht immer so einfach ist, die ehrenamtlichen HelferInnen mit Freuden aufzunehmen und zu akzeptieren. Auch diese Seite muss meiner Ansicht nach gesehen und verstanden werden. Für beide Seiten gilt es, Brücken zu schlagen und klarzustellen, dass jede Position ihre Legitimation hat. Darüber, wie eine gute Zusammenarbeit zwischen Professionellen und Ehrenamtlichen gelingen kann, geht es im nächsten Unterkapitel.

4.3.5 Zusammenarbeit zwischen ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen

Als gemeinsame Ausgangsbasis derselben gilt ein Miteinander, in dem ein Gleichgewicht zwischen der beruflich ausgeübten und der ehrenamtlichen Sozialen Arbeit hergestellt werden kann. Anzustreben ist ein Verhältnis, in dem sich beide Gruppen wechselseitig ergänzen, korrigieren sowie Fähigkeiten und Qualifikationen einsetzen können. (vgl. Alff/Martini/Braun 1985, S. 16)

Otto-Schindler (1996, S. 59) vertritt die Meinung, dass bei einer gelungenen Zusammenarbeit weder das Konkurrenzverhalten der Helfergruppen untereinander verstärkt wird noch Berufsstatusunsicherheiten weiter transportiert werden, die eine „Klientifizierung“ der Ehrenamtlichen zur Folge haben könnten. Je bewusster berufliche HelferInnen sich ihrer eigenen Kompetenzen seien und ihre individuelle berufliche Identität ausbalancieren zu wüssten, um so eher würde ein souveräner Umgang mit ehrenamtli-

chen MitarbeiterInnen möglich sein. Am ehesten könne Kooperation da gelingen, wo sich beide in ihren Eigenheiten, Stärken und Rechten realisieren und dadurch ergänzen würden.

Die oben wiedergegebenen Autoren sprechen sich in Übereinstimmung für eine Ergänzung der beruflichen und ehrenamtlichen MitarbeiterInnen aus. Wie so eine Ergänzung in der Praxis aussehen kann, beschreibt Müller-Kohlenberg (1993, S. 48) in dem Modell der sg. "Triangulation von Hilfe". Eine tragfähige Zusammenarbeit sieht sie in einer Art Verdreieckung von Hilfe, wobei die Ecken desselben vom Hilfesuchenden, einem methodisch und administrativ kompetenten Sozialarbeiter und einem menschlich und persönlich engagierten (Laien)-Helfer gebildet werden. Voraussetzungen zum Gelingen dieser Hilfeform orientieren sich vorrangig am sozialen Feld der Einzelhilfe, in dem alltagsweltliche Probleme bzw. der Wunsch nach zwischenmenschlicher Begleitung bearbeitet werden. Gefordert wird von beruflichen HelferInnen ein sogenanntes „social manangement“, das Aufgaben der Begleitung und Anleitung der ehrenamtlichen HelferInnen, die Aufstellung einer Bedarfsanalyse, die Evaluation, die Projektentwicklung und die Gewinnung ehrenamtlicher MitarbeiterInnen zu erfüllen hat. (vgl. Müller-Kohlenberg 1993, S. 160)

Fragt man nach Bedingungen und Strukturen, die gegeben sein müssen, damit die Zusammenarbeit von den Ehrenamtlichen als zufriedenstellend betrachtet wird, so rückt vor allem der Faktor der sozialen Integration in die formellen und informellen Netze in den Vordergrund. Wird die Zusammenarbeit als unerfreulich charakterisiert, so wird das im allgemeinen damit begründet, dass die freiwilligen HelferInnen vom Informationsfluss abgeschnitten seien und dass sie in der Institution wie Fremde behandelt würden. Was fehlt, ist der menschliche Umgang, etwa in Form des kleinen Plaudersches, die persönliche Begrüßung mit Handschlag, kurze Mitteilungen über Patienten oder auch nur die Andeutung, dass irgendjemand auf den von außen kommenden Besucher wartet.

(Anmerkung: Die Autorin spricht von Besuchsdiensten in Krankenhäusern.)
(Müller-Kohlenberg 1994, S. 75)

4.3.6 Modelle der Zusammenarbeit zwischen ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen

Die Zusammenarbeit von ehrenamtlichen und beruflichen HelferInnen betreffend lassen sich verschiedene Modelle beschreiben. Laiensystem und professionelles System können nach Müller-Kohlenberg (1994) entweder als komplementär, als substitutiv oder als supplementär gesehen werden. Dahinter stehen verschiedene Einschätzungen der Leistungsfähigkeit und Stärken beider Arbeitsweisen. Ich möchte nun einen Blick auf diese Modelle werfen:

A. Substitutives Modell

Substitutive Modelle gehen von einer vollständigen oder teilweisen Ersetzbarkeit beruflicher und sozialer Arbeit durch unausgebildete Laien aus. Mit diesem Konzept in Verbindung gebracht werden könnten evtl. Arbeitslosenselbsthilfe-Gruppen, die Aids-Beratung oder Gruppen alleinerziehender Eltern. Ehrenamtliche sowie Koordinatoren und Experten gehen überwiegend vom Prinzip der Kooperation aus. Die Art der Zusammenarbeit ist im allgemeinen nicht exakt definiert. Insofern sind substitutive Mo-

delle auch kaum zu favorisieren, sondern je nach Sachgebiet und personeller Konstellation soll einer arbeitsteiligen Zusammenarbeit der Vorrang gegeben werden.

B. Komplementäres Modell

Dieses Modell beschreibt Kooperationsformen, bei denen eine enge Zusammenarbeit zwischen haupt- und ehrenamtlichen HelferInnen besteht. Die Freiwilligen sind dabei auch in zentralen Bereichen der sozialen Arbeit und Versorgung tätig, allerdings unter der Anweisung und Kontrolle der Professionellen. Zu dieser Form könnte man beispielsweise ehrenamtliche Jugendgerichtshilfe oder Gebrechlichkeitspflegschaften (bis Ende 1991) zählen.

C. Supplementäres Modell

Dieses Modell ist in der Praxis am häufigsten anzutreffen. Die unbezahlten Kräfte übernehmen Tätigkeiten, die in einem vollständigen Versorgungsangebot zwar enthalten sein sollten, für die aber hauptberufliche Kräfte in den wenigsten Fällen Zeit haben: für Gespräche, Training von Alltagskompetenzen, psychische Stabilisierung, Beratung, Freizeitgestaltung, Spielen mit Kindern, Entwicklungsförderung, Zuhören, Gewährung und Vermittlung von sozialen Kontakten, „Hoffnung geben“, Spazieren gehen, und die Organisation von Lebensnotwendigkeiten. Solche personenbezogenen Dienste werden von unausgebildeten Helfern nachweislich ebenso gut und zufriedenstellend gebracht wie von Berufsangehörigen. Die Arbeitsfelder und Aufgaben zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen sind in diesem Modell durch relativ klare Grenzen definiert. Die Befürchtung einer „Versorgung zweiter Klasse“ durch Laien ist deshalb nicht stichhaltig, weil es sich um ein arrondisiertes Betreuungsangebot handelt, das über das Versorgungsminimum hinausgeht und gerade deshalb zur Vermeidung plötzlicher Akut- und Intensivbetreuung beiträgt. Dieses Modell wird von Müller-Kohlenberg und ihrem Team favorisiert. (vgl. Müller-Kohlenberg 1994, S. 147 u. 148)

Auch ich persönlich denke, dass dieses Modell sowohl für Haupt- als auch Ehrenamtliche gute Möglichkeiten bietet, ohne dass eine Gruppe Angst haben müsste, von der anderen Gruppe „ausgestochen“ zu werden. Beide Gruppen können sich sinnvoll ergänzen und in positiver Weise nebeneinander wirken. Auch die Ehrenamtliche Soziale Begleitung fällt in das supplementäre Modell und auf verschiedene positive sowie evtl. negative Aspekte derselben möchte ich im empirischen Teil näher eingehen.

5. Argumente für und gegen das Ehrenamt

5.1 Was spricht für das Ehrenamt?

Dass es eine ganze Reihe von Argumenten für das Ehrenamt gibt, möchte ich in diesem Unterkapitel aufzeigen und dabei mit Else Winter, der ehem. Sozialministerin von Dänemark beginnen. Als große Stärke der Freiwilligen-Organisationen sieht sie z. B., dass diese ihre Energien darauf lenken würden, Menschen zu helfen, die sonst aus dem gesellschaftlichen Netz fallen würden. Selbsthilfe sei oft genau das, was die Hilfe durch Freiwilligen-Organisationen kennzeichne. (vgl. EURAG Schriftenreihe, 1991)

Die Autoren Münchmaier (1988) sowie Rauschenbach/Müller/Otto (1988) zeigen einen öffentlichen und privaten Nutzen des sozialen Ehrenamtes auf. Diese Hilfeform diene sozusagen als gesellschaftliches Vorzeigestück, das einen humanitären und solidarischen Anspruch habe und zudem Kosten der staatlichen Unterstützungssysteme verringere. So schreiben sie z. B. auf sehr eindrückliche Weise: „Ehrenamtliches Engagement ist eines der letzten Bastionen, in der einen auf Vertrauen, Einfluss und Anteilnahme basierende Sozialintegration jenseits der systemischen Steuerungsmedien von Geld, Recht und Macht gelingen kann. Mit ihm versucht die Gesellschaft dem Dilemma zu entinnen, soziale Dienste entweder nur noch marktmäßig feilbieten bzw. gesetzlich „verordnen“ zu können oder aber allein auf die Existenz oder das Funktionieren lebensweltlich vorhandener Bezüge vertrauen zu müssen.“
(Rauschenberg/Müller/Otto 1988, S. 224)

Olk (1992) wiederum sieht spezifische Leistungsvorteile und eine besondere Produktivität unbezahlter freiwilliger sozialer Tätigkeit. Einstellung und Zugang zur Arbeit wie Begeisterung, Geduld, Lebenserfahrung usw. können beim Ehrenamtlichen positiver als bei angestellten MitarbeiterInnen sein. Auch Mathies (1996, S. 70) zieht bei der Betrachtung von Ehrenamtlichen den Schluss, dass „nichts mehr die positive Kraft der Veränderung in sich birgt, als Menschen, die mit offenen Augen und Ohren anderen begegnen.“ Zapotoczky/Priklbauer/Pass (1996) sehen in der Arbeit von Ehrenamtlichen eine „ungezwungene Geselligkeit“, die einen großen Teil der Sozialkultur eines Landes trägt. Die Spontaneität, die persönliche Art und die Begeisterung von ehrenamtlichen MitarbeiterInnen wurden ebenso von LeiterInnen, die mit ehrenamtlichen HelferInnen zu tun haben, am ehesten als Vorteile derselben gesehen. (Heimgartner 2000, S. 273)

Begeisterung, Geduld, Offenheit, Geselligkeit sowie Spontaneität werden also hier zusammenfassend als wichtige positive Faktoren bzw. Stärken der Ehrenamtlichen gesehen.

Van Loon (1994, S. 53) listet sogar gleich sieben Vorteile ehrenamtlicher Arbeit auf:

1. Mehr Zeit für individuelle Hilfe
2. Bessere Kenntnis der Umgebung
3. Informellerer Kontakt zwischen Freiwilligen und Hilfesuchenden
4. Grosses persönliches Engagement
5. Spontaneität und Solidarität
6. Gleichrangigkeit der Beziehung

7. Verbesserte Qualität der Versorgung

Christiane Wessels (1994) sieht speziell im sozialen Ehrenamt eine besondere Stärke. Sie findet einen interessanten Ansatz, wonach sich ihren Beobachtungen nach sich z. B. in Deutschland die Identitätskrise als Kennzeichen eines Individualisierungsprozesses manifestiert. Weil sich eine Identität nur in der Gruppe ausbilden kann, sind besonders liberale Gesellschaften auf Solidarität angewiesen. Als Lösungsansatz wird hier das selbstbestimmte soziale Engagement gesehen. (vgl. Christiane Wessels 1994, S. 151) Als weiteren großen Bonus des Ehrenamts sieht Wessels (1994, S. 124) auch die größere zeitliche Flexibilität. Auch wird ehrenamtliche Arbeit und Honorararbeit von Frauen als "ein Stück Freiheit" verstanden, da der inhaltliche und zeitliche Gestaltungsspielraum in der ehrenamtlichen Betätigung normalerweise groß ist. (vgl. Christiane Wessels 1994, S. 134/135)

Lingler (2000, S. 400) schreibt zum Wert der Unentgeltlichkeit folgendes: „Wenn Professionelle managen und Freiwillige ausführen, befinden wir uns letztlich in einer an sich typischen Arbeitgeber/Arbeitnehmersituation mit dem wesentlichen Unterschied der Nichtbezahlung der Dienstleistung. Genau darin liegt die Qualität des freien sozialen Engagements, denn durch die unbezahlte Dienstleistung wird der sonst übliche Zusammenhang von Leistung und Gegenleistung irritiert. Die sozial Engagierten sind existentiell von der Bezahlung ihrer Leistungen befreit und die Auftraggeber tun sich schwerer, wenn sie Leistungen einfordern, für die sie sich als Gegenleistung bedanken. Einerseits ist das Interesse ausschlaggebend, andererseits ein Bedarf, der eine gewisse Beliebigkeit voraussetzt, da ehrenamtliche MitarbeiterInnen über die Durchführung selbst entscheiden. Wenn Geld als typisches Steuerungsmedium der Wirtschaft und Macht als sinnstiftendes Element des Staates ausscheidet, ist die Konstruktion einer anderen Sinn stiftenden Wirklichkeit erforderlich.“

Dieser Meinung kann ich mich auch persönlich anschließen. Ich denke, dass in der Unentgeltlichkeit des ehrenamtlichen Engagements eine besondere Qualität liegt, weil es unabhängig von Machtfaktor Geld geleistet wird. Unabhängig von Motiven, die eine Rolle spielen mögen, fällt doch ein gewisser Leistungsdruck weg und gerade dieses Wissen, dass „man nicht etwas ganz spezielles erreichen muss und jederzeit aufhören kann“, ist bestimmt ein sehr befreiender Faktor, sofern die freiwillig engagierten Personen sich nicht selbst unter Leistungsdruck setzen.

5.2 Was spricht gegen das Ehrenamt?

Es gibt auch Gründe, die gegen das Ehrenamt sprechen und die ich an dieser Stelle ebenfalls anführen möchte, um von einer einseitigen Betrachtungsweise Abstand zu nehmen. Müller-Kohlenberg (1996) führt beispielsweise an, dass es in der ehrenamtlichen Arbeit zu Überforderung der Helfer, Diskriminierung der Frauen durch Unbezahltheit, Gefahr einer Instrumentalisierung sozialer Impulse und einer Überidentifikation mit den Hilfsbedürftigen kommen könne.

(vgl. Müller-Kohlenberg 1996, S. 193)
Konkreter schreibt dieselbe Autorin auch zum Thema "Diskriminierung der Frau", dass sehr wohl auch eingewandt werden könne, dass das Ehrenamt in gewisser Weise auch frauenfeindlich sei: Frauen werden durch unbezahlte Hausarbeitsausgenutzt, haben oft schlechtere Berufschancen, Wiedereingliederungsschwierigkeiten und befinden

den sich in finanzieller Abhängigkeit von ihren Männern. Das Ehrenamt kann eine Art "Ersatzkarriere" für Frauen darstellen, trägt aber gerade durch die Unbezahltheit nicht wirklich zu einer Verbesserung ihrer finanziellen Situation bei, sondern steigert nur die Abhängigkeit von ihren Männern. (vgl. Müller-Kohlenberg 1996, S. 196)
Auch in dieser Argumentation findet sich meiner Meinung nach leider ein Stück Wahrheit.

Boeßenecker (1999, S. 90) stellt sich angesichts der um sich greifenden Ehrenamtskampagne sogar die Frage, ob die Neuentdeckung des Ehrenamts wirklich eine „Renaissance der res publica“ beabsichtigt, also der Vorstellung davon, dass BürgerInnen für öffentliche Angelegenheiten zuständig sein sollen. Er befürchtet, dass wir es hier auch mit einem billigen Trick der politisch Verantwortlichen zu tun haben könnten, der darauf abzielt, „Baron Münchhausen zur Leitfigur des mündigen Bürgers auszurufen.“ Würde dies gelingen, könnte der Staat, verweisen auf die Eigenverantwortlichkeit des einzelnen, seinen Rückzug aus der ihm obliegenden Sozialpolitik antreten.

Eine ähnliche Position vertritt Wallimann (2000, S. 405), der der Ansicht ist, dass es Geschenke gibt, die mehr kosten als sie nützen und die mehr Probleme verursachen als sie lösen. Er sieht die freiwillige Tätigkeit als solch ein Geschenk an, das eine sehr ungünstige Kosten-Nutzen-Rechnung hat, obwohl Freiwillige selbst dabei „soziales Kapital“ ansammeln oder sonst davon profitieren. Auf freiwillige Tätigkeit sei kein Verlass, wenn damit soziale Probleme - genauer gesagt jene der „sozio-kulturellen Existenzsicherung“ gelöst werden sollen, auf welche sich freiwilliges Engagement hauptsächlich beziehe. Die Leistung entstehe freiwillig und könne genauso schnell wieder zurückgezogen werden. Deshalb müsse die Sozialpolitik zur zuverlässigen sozio-kulturellen Existenzsicherung weitgehend auf freiwillige Tätigkeit verzichten. Nur dort, wo es sich nicht um den Lebensbereich der „Notwendigkeit“ handle, wo die freiwillige Tätigkeit nicht Teil der physischen und soziokulturellen Existenzsicherung von Einzelnen und Familien sei, solle sie möglich sein. Im Bereich des Überschusses solle sie sogar gefördert werden. Wollen Freiwillige spenden, wäre es sinnvoller, wenn sie von ihren materiellen, nicht von ihren Freizeit-Ressourcen geben. Wallimann (ders. S. 406) geht in seinen Ausführungen soweit, zu sagen, dass Freiwillige mit ihrer Tätigkeit anderen nur von einem ihrer Privilegien etwas abgeben - jedoch vom falschen - ihrer lohnarbeitsfreien Zeit. So gut dieses Geschenk auch gemeint sein könne, es komme in der falschen Form daher. Die Arbeitslosigkeit sei drastisch angestiegen, die Zahl der Sozialhilfeabhängigen nehme zu, und bei vielen sei die sozio-kulturelle Existenzsicherung nicht mehr gegeben oder gefährdet.

Abschließend möchte ich hier noch eine zentrale Aussage von Wallimann (2000, S. 406) wiedergeben: „Sozialhilfeabhängige und tausende von kurz- und langfristige Arbeitslosen (nicht Professionelle der Sozialen Arbeit) könnten Beschäftigung finden, wenn Freiwillige nicht Zeit, sondern materielle Ressourcen schenken würden.“

Diese Aussage finde ich etwas fragwürdig, denn ich kann mir schwer vorstellen, dass viele der freiwillig Engagierten hohe finanzielle Ressourcen zur Verfügung haben und ich denke nicht, dass damit mehr getan wäre als durch eine freiwillige Tätigkeit. Die finanzielle Frage ist für mich wieder ein anderes Problem. Meiner Meinung ist es jedoch nicht die Aufgabe der freiwillig Engagierten, finanzielle Mankos auszugleichen. Der Ansicht, dass es bedenklich wäre, den Ehrenamtlichen die sozio-kulturelle Existenz

tenzsicherung zu überlassen, kann ich mich jedoch auch anschließen. Hier muss meiner Meinung auf jeden Fall in Zukunft darauf geachtet werden, dass es genug berufliche HelferInnen gibt und die freiwillig Engagierten zwar eine sinnvolle Ergänzung darstellen können, aber nicht zu einem Ersatz der Berufstätigen werden.

5.3 Schwierigkeiten mit Ehrenamtlichen

Die Studie des BMFSFJ (1996a) führt acht Gründe für Schwierigkeiten mit Ehrenamtlichen nach der Häufigkeit der Nennungen von VertreterInnen sozialer Einrichtungen an:

1. Mangelnde Eignung: 78%
2. Fehlendes Durchhaltevermögen: 74%
3. Keine Einsatzbereitschaft zu vorgegebenen Terminen: 70%
4. Differenzen zwischen Ehrenamtlichen und Betreuten: 69%
5. Unzuverlässigkeit: 68%
6. Differenzen zwischen Ehrenamtlichen und Hauptamtlichen: 53%
7. Fehlende Bereitschaft zur Einordnung in eine Hierarchie: 53%
8. Mitbestimmungsansprüche: 39%

Aufgrund der zwei erstgenannten Gründe für Schwierigkeiten, nämlich mangelnde Eignung und fehlendes Durchhaltevermögen, würde ich es als wichtig erachten, die BewerberInnen für ehrenamtliche Tätigkeiten auf ihre Eignung und auf ihre Motivation hin zu prüfen, um mögliche Fehlschritte zu vermeiden. Ich kann mir vorstellen, dass es gerade zu Beginn der Tätigkeit nicht immer einfach ist, die Ehrenamtlichen einzuschätzen. Aber durch ein klärendes Gespräch mit den Interessierten, so wie es auch bei Pro humanis vor Beginn der Einschulung üblich ist, kann doch ein Eindruck von den zukünftigen SozialbegleiterInnen gewonnen werden und wenn nötig von seiten des Vereines vor einem Beginn einer derartigen Tätigkeit abgeraten werden. Nach welchen Kriterien die BewerberInnen eingeschätzt werden, liegt natürlich an dem jeweiligen Bereich, in welchem sie eingesetzt werden. Wichtig erscheint für mich auf jeden Fall, dass zumindest geschaut wird, ob eine gewissen Grundeignung und Grundmotivation vorhanden ist, um Schwierigkeiten vorzubeugen.

Als weitere Mängel in der Leistung Ehrenamtlicher werden weiter diskutiert: Mangelndes Verstehen des hilfsbedürftigen Menschen und dessen Situation, Unverlässlichkeit, Mangel an Flexibilität, Gutgläubigkeit, Beschränkung auf verbale Kommunikation, Fluktuation, Problem der Abgrenzung, Mangel an Kommunikation, Inaktivität, Instabilität. (vgl. Heimgartner 2000, S. 131-133)

Ich denke, dass gerade im Bereich der Ehrenamtlichkeit das Problem der Unverlässlichkeit und Instabilität ein Problem darstellt, da die Ehrenamtlichen nicht unter demselben Leistungsdruck und derselben Verbindlichkeit wie Professionelle stehen. Das Problem der Abgrenzung gegenüber den KlientInnen wird auch von den SozialbegleiterInnen bei Pro humanis immer wieder selbst erwähnt. Um den BegleiterInnen eine Hilfestellung mit diesen Problemen zu bieten, wird in der Einschulung ein eigenes Thema zum Thema "Nähe und Distanz" angeboten. Und gerade dies erscheint mir auch in Bezug auf diese Mängel in der Leistung Ehrenamtlicher wichtig: Eine Hilfe und Begleitung der ehrenamtlich Engagierten von seiten der Vereine und Organisationen, die Ehrenamtliche einsetzen. Damit lassen

nen, die Ehrenamtliche einsetzen. Damit lassen sich bestimmt auch Mängel in der Leistung der Ehrenamtlichen verringern oder aufheben.

5.4 Hinterfragung einiger gängiger Urteile über Ehrenamtliche und die Krisen des Ehrenamtes

Benedikt Sturzenhecker (1999) setzt sich kritisch mit einigen gängigen Urteilen über Ehrenamtliche und den Krisen des Ehrenamts auseinander, die ich an dieser Stelle etwas näher anschauen möchte:

Nr. 1: „Die Menschen sind nur noch egoistisch und wollen sich nicht für die Gemeinschaft engagieren.“

Das stellt sich zumindest für knapp die Hälfte der Bevölkerung nicht als wahr heraus. Eine Untersuchung des Bundesministeriums für Jugend, Frauen, Familie und Gesundheit (1989) stellt fest, dass 43% der BürgerInnen der BRD in irgendeiner Weise ehrenamtlich engagiert sind und von den noch nicht Aktiven 5% starkes Interesse zeigen sowie 22 % grundsätzlich bereit sind, etwas zu tun. Jedoch gilt für Aktive und Interessierte: Je hierarchischer, starrer und vereinnahmender die Organisationsstruktur ist, desto geringer die Bereitschaft zum Engagement. Die Menschen lehnen also nicht grundsätzlich das freiwillige soziale Engagement ab, sondern die Strukturen, die eine Selbstbestimmung ihres Engagements behindern. Diese müssen daher kritisch durchleuchtet und im Sinne der Ehrenamtlichen verändert werden.

Nr. 2: „Die Individualisierung ist schuld an der Krise der Ehrenamtlichen!“

Sturzenhecker (1999) meint, dass der Wunsch (aber auch Zwang) der Menschen, ihre Individualität zu entwickeln, viele skeptisch sein lässt gegen jede Vereinnahmung, in der sie ihre Individualität zugunsten eines gemeinschaftlichen Zieles zurückstellen oder aufgeben sollen. Wenn (potentielle) Ehrenamtliche den Eindruck bekommen, dass sie "mit Haut und Haaren" dem Engagement verschreiben zu sollen, werden sie einen Rückzieher machen. Die Träger sind also daher gefordert, ihr Angebot für die Ehrenamtlichen so zu gestalten, dass diese durch das Engagement einen „Individualisierungsgewinn“ erhalten, also in der Arbeit ihre persönliche Besonderheit ausprägen und ausleben können.

Nr. 3: „Die Menschen haben keine Zeit mehr für ehrenamtliches Engagement.“

Soziologische Untersuchungen zeigen, dass die freie Zeit, jedoch auch die Zahl der Aktivitäten anwächst, mit welchen die freie Zeit gefüllt wird. So sind zwar viele Menschen zu freiwilligen Engagement bereit, aber ihre Frage lautet: „Habe ich denn Zeit dafür?“ Deshalb ist es wichtig, dieses Gefühl ernst zu nehmen und die zeitliche Belastung Ehrenamtlicher für diese erkennbar abzugrenzen. Es darf kein unbegrenztes Engagement gefordert werden, sondern Ehrenamtliche müssen ihre Aktivitätszeit planen und nach ihren Zeitvorstellungen realisieren können.

Nr. 4: „Die Menschen wollen nicht ohne Honorar arbeiten - sie interessieren sich nur für Geld.“

Die Ehrenamtlichen erwarten generell keine Bezahlung für ihre Arbeit, aber sie haben immaterielle Rückerstattungserwartungen, wie beispielsweise den Wunsch nach Er-

folgerlebnissen und Befriedigung durch ihr Engagement, Selbstbestätigung und eigene Weiterentwicklung, soziale Kontakte und Gemeinschaft sowie auch Weiterbildung und Qualifikation. Sturzenhecker (ders.) meint, dass die Erfüllung dieser Erwartungen für sie zentral wäre. Erst im weiteren fordern sie finanzielle Entschädigung ihres Aufwandes, wie z. B. Material-, Fahrt-, Porto- und Telefonkosten. Sie wollen ihre Arbeitskraft unentgeltlich geben, aber nicht noch finanziell draufzahlen.

Nr. 5: „Die Menschen wollen nur konsumieren und „Spaß sofort“

Dies gilt zwar für gewisse gesellschaftliche Sub-Kulturen, jedoch lange nicht für alle Menschen unserer Gesellschaft. Viele wollen sich in ihrer Freizeit sinnvoll betätigen und ihre Fähigkeiten erfahren, einbringen und erweitern. Jedoch wünschen sie, dass ihnen bei der selbstbestimmten freiwilligen Arbeit keine Steine in den Weg gelegt werden und zeigen für organisatorische, bürokratische oder politische Erschwernisse wenig Verständnis. (vgl. Sturzenhecker 1999, S. 53-56)

Es wird für mich deutlich, dass man auch mit etwaigen Vorurteilen vorsichtig umgehen und dieselben auch auf ihre Richtigkeit prüfen muss. Sturzenhecker (ders.) zeigt auf, dass man lange nicht alle freiwillig Engagierten "über einen Kamm scheren kann". Die "neuen Freiwilligen" sind aus meiner Sicht ein wohlthuender "frischer Wind". Der Wunsch nach selbstbestimmten Arbeiten hat seine Berechtigung und ich denke, dass es auch wichtig ist, dass die neuen Generation Freiwilliger an alten Strukturen rüttelt und versucht, neue Wege beschreiten.

6. Motivation für ehrenamtliche Tätigkeiten

Das Thema der Motivation Ehrenamtlicher ist ein interessantes sowie auch in der Literatur beliebtes Thema. Ich habe in meinem nächsten Unterkapitel versucht, einen kleinen Überblick über mögliche Motive ehrenamtlichen Tuns zusammenzustellen.

6.1 Eine bunte Palette von Motiven

Eröffnen möchte ich die bunte Palette mit Linger (2000, S. 397), der zum Thema Motivation folgendes schreibt: „Die Motive freier Mitarbeiter sind abhängig von den Faktoren Stadt/Land, Männer/Frauen, jung/alt und von einer religiös-moralischen Verpflichtung. Das Bestreben, etwas für die Gemeinschaft tun zu wollen und der Wunsch nach zwischenmenschlichen Kontakten werden mehr und mehr im ländlichen Raum genannt. Frauen und tendenziell ältere Menschen beteiligen sich mehr aus Mitleid, Mitgefühl, Solidarität und aus religiös-moralischer Verpflichtung, Männer mehr aus allgemein altruistischen Motiven. Für junge Menschen steht der Wunsch, Neues zu erlernen und Erfahrungen zu machen.“

Hier werden also Faktoren wie Wohnort, Geschlecht, Alter, Glaube, Moral, Wunsch nach Kontakten, Mitgefühl, Solidarität, Altruismus und der Wunsch, Neues zu lernen genannt, welche die Motive ehrenamtlichen Handelns mit beeinflussen können.

Graeff (2001, S. 7) zieht folgendes Resümee aufgrund einer Fragebogenuntersuchung, die er mit 189 in einer großen Wohlfahrtsorganisation ehrenamtlich Tätigen durchführte: „Betrachtet man die Beweggründe, dass man seine persönliche Überzeugung im Ehrenamt umsetzen kann, dann kommt man zu der Schlussfolgerung, dass die Entscheidung für ein Ehrenamt auch heute noch wertebasiert ist. Zusätzlich spielt die persönliche Weiterentwicklung eine besonders wichtige Rolle für die Befragten. Das deutet darauf hin, dass neben der Kongruenz von Überzeugungen und Handlungen eine Kosten-Nutzen-Überlegung in die Entscheidung eingeht. Letztlich weisen die Beweggründe eine soziale Dimension auf - nämlich die Möglichkeit, zu einer sozialen Gruppe zu gehören - sowie einen Problembewältigungsaspekt - nämlich die Möglichkeit, eigene Probleme besser zu bewältigen.“ Das Umsetzen persönlicher Überzeugungen, die persönliche Weiterentwicklung und Problembewältigung sowie eine soziale Dimension sind laut Graeff (ders.) motivationsfördernde Faktoren für ehrenamtliches Handeln.

Christiane Wessels sieht als 3 zentrale Motivationsstrukturen für ehrenamtliche Arbeit:

- A. Karitativ-religiöse Strukturen
- B. Befriedigung subjektiver Bedürfnisse
- C. Objektive Notwendigkeit vorhanden

Außerdem betont sie, dass Abstand genommen werden müsse von der Vorstellung eines absoluten Altruismus. (vgl. Christiane Wessels 1994, S. 87)

Es geht ihr also um eine Auffächerung in glaubensbezogene, selbstbezogene sowie objektive motivationsfördernde Faktoren, die Ehrenamtliche zu ihrem Tun bewegen.

In seiner Dissertation führt Heimgartner (2000, S. 26-34) 4 verschiedene Gruppen von Beweggründen für ehrenamtliche Tätigkeit an:

1. Zur ersten Gruppe zählen dabei die individuellen Beweggründe, die sich in folgende Untergruppen unterteilen lassen:

A. Sinn

Sinnggebung, -bildung, -suche, -findung bzw. -verlust können in dieser Sinndimension eine Rolle spielen. Interessanterweise nennt sich auch das Freiwilligenzentrum in Graz das "Büro für Sinnstiftungen", was für mich persönlich darauf hinweist, dass in ehrenamtlicher Betätigung Lebenssinn, soziale Anerkennung, Halt und Orientierung gesucht und teilweise bestimmt auch gefunden werden kann.

B. Erprobung und Weiterentwicklung eigener Fähigkeiten

Das soziale Umfeld dient als Lern- und Erfahrungsort sowie Gestaltungsraum (vgl. Funk und Winter 1992, S. 68). Die Erfahrungen, die Ehrenamtliche in ihrer Tätigkeit sammeln, sollen nicht unterschätzt werden. Gerade aus den Interviews geht hervor, wie viel die Freiwilligen aus ihrer Tätigkeit lernen können.

C. Ausgleich zur Entfremdung im Berufsleben

Das Ehrenamt dient teilweise als Kompensationsinstrument für Frust in der Arbeit. (vgl. Baune 1996, S. 20)

Die Entfremdung in der unpersönlichen Arbeitswelt soll durch das Ehrenamt aufgehoben werden und befreit von Spezialisierungsdrang wird auf Personales gesetzt. Wahrscheinlich ist es für viele tatsächlich ein wohltuender Ausgleich, wenn sie im Ehrenamt beispielsweise den persönlichen Umgang mit Menschen erleben können, der im Beruf häufig leider nicht in dieser Form möglich ist.

D. Wunsch nach bezahlter Arbeit

Das Ehrenamt dient teilweise als berufliche Ersatzkarriere, teilweise als Einstiegsverfahren für bezahlte Arbeit! Es besitzt den Charakter der Vorläufigkeit. Die freiwillige Tätigkeit gilt als "transitorische Phase", deren Eigenschaft die Ungewissheit ist. (vgl. Rabe-Kleberg, 1992, S 87)

An dieser Stelle möchte ich noch einmal darauf hinweisen, dass ehrenamtliches Engagement im guten Fall einen beruflichen Einstieg erleichtern, im schlechten Fall - also bei zu langer ehrenamtlicher Tätigkeit - aber auch gegenteilig wirken kann.

E. Überlebensstrategie

Hierbei geht es um den Zusammenhang von geringfügigen Entgelten und dem Nutzen von Infrastruktur.

2. Zur zweiten Gruppe der sozialen Beweggründe zählen:

A. Altruismus

Es wird versucht, das Wohlbefinden anderer zu erhöhen, den anderen etwas zu schenken und sich nicht an das Geleistete zu erinnern. Lobkowitz (1998, S. 32) meint, dass Altruismus nach dem Modell des Egoismus konzipiert sei: "Ich kann nicht glücklich werden, wenn nicht auch alle anderen glücklich sind!" Wallimann (1999) schließt altruistisches Handeln bei der ehrenamtlichen Arbeit aus. Seiner Ansicht nach ziehen

die Ehrenamtlichen einen Nutzen aus der Tätigkeit. Dieser Frage des Altruismus möchte ich im Abschnitt 6.2 noch ausführlicher nachgehen.

B. Einsamkeit und Geselligkeit

Es besteht der Wunsch, mit anderen Menschen zusammenzusein (vgl. Wagner 1990, S. 109) oder es kann auch einem Mangel an Kontakten, Gesprächspartnern und Freunden entgegengesteuert werden. (vgl. Wendt 1996, S. 21) Auf diese soziale Komponente wird wiederholt hingewiesen und ich denke, dass sie auch einen sehr wichtigen Motivationsfaktor für ehrenamtliches Tun darstellt.

C. Gebrauchtwerden

Für wen ist es nicht ein angenehmes Gefühl, in irgendeiner Weise gebraucht zu werden und nützlich sein zu können? Ich wage zu behaupten, dass es dieser Menschen wenige gibt...

D. Sozialer Status

Auch ein gewisser sozialer Status, der Anerkennung und Achtung verschafft, tut unserem Selbstwert gut und kann ebenso ein Faktor unseres ehrenamtlichen Tuns sein.

E. Wiedergutmachung

Die ehrenamtliche Tätigkeit hat eine Funktion von Schuldabbau. Es wird versucht, Fehler gutzumachen und Versäumtes nachzuholen. Gerade bei Leuten, die etwas falsch gemacht haben, kann der Wunsch groß sein, wieder etwas gutzumachen. Auch das erscheint mir sehr plausibel zu sein als Antriebsfaktor für ehrenamtliches Tun.

3. Als gesellschaftliche Beweggründe gelten:

A. Unzufriedenheit mit organisatorischen Versorgungsleistungen

Es geht um eine Beseitigung von Defiziten im sozialen Dienstleistungsangebot.

B. Basisorientierung

Pöhr (1994, S. 165) spricht von dem Aspekt "der Initiative von der Basis"! Es geht dabei um selbstorganisierte Projekte, die soziale Arbeit und eigene Lebenswelt verbinden.

C. Bürgerliches Schichtbewusstsein

Dieses entsteht durch Abstand zwischen der Hilfsbedürftigkeit der niederen Schicht und der Wohltätigkeit der oberen Schicht. (vgl. Notz 1989/ Ortmann 1992)

D. Erwartung derselben Dienstleistung bei Bedarf

Tauschbörsen haben sich diesen Gedanken zur Grundidee gemacht.

E. Religiöse Beweggründe

Als religiöse Beweggründe zählen christliche Nächstenliebe und gottgefälliges Werk. Die Nächstenliebe gilt zwar als Kern der religiös motivierten Freiwilligenarbeit, ist aber auch ein religionsunabhängiges Anliegen.

(vgl. Arno Heimgartner 2000, S. 26 - 35)

Bei dieser Kategorie der Beweggründe fällt mir auf, dass sie gesellschaftlich-politisch-rational orientiert ist und nicht so eine persönliche Dimension aufweist wie jene der individuellen und sozialen Beweggründe.

Zusammenfassend können wir also auch von individuellen, sozialen und gesellschaftlichen Motivationsgründen sprechen, die Menschen zu ihrem ehrenamtlichen Handeln motivieren.

Spannend wird es auch, wenn Ehrenamtliche selbst zu Wort kommen, wie wir im folgenden hören werden. So führt z. B. Gisela Jakob in ihrem Buch "Zwischen Dienst und Selbstbezug" (vgl. Jakob 1993, S. 22) eine Untersuchung von Braun und Röhrig an, die auf die Erfassung der Motive und Motivationen der ehrenamtlichen Mitarbeiter abzielte: 60% der Befragten nennen Kontaktmotive als Ausgangspunkt für ihr ehrenamtliches Engagement, 56% führen Motive der Selbstentfaltung an (Möglichkeit der Selbsterfahrung und des Dazulernens), 38% Betroffenenmotive ("weil ich selbst betroffen bin"), 37% religiöse Motive, 21% sozialkritische Aspekte und 3% kompensatorische Motive (wie z. B. "Weil mich mein Haushalt nicht ausfüllt").

(Braun 1987, S. 26)

Die Umfrageergebnisse zeigen die Heterogenität der Begründungsmuster für eine ehrenamtliche Arbeit und die "Kontakt-, Selbstentfaltungs- und Betroffenenmotive" verweisen auf die Relevanz selbstbezogener Aspekte. Was man bedenken soll, ist die Tatsache, dass in den Umfragen lediglich die Legitimationsmuster ehrenamtlichen Engagements erfasst werden, nicht jedoch die biographischen Orientierungen und Sinnbezüge. Die spezifische Lebenssituation der Befragten wird dabei unzureichend miteinbezogen. Somit wird lediglich ein Ausschnitt der aktuellen Situation, nicht jedoch werden Abläufe und Entwicklungsprozesse, die sich im Verlauf einer ehrenamtlichen Arbeit vollziehen, erfasst. (vgl. Gisela Jakob 1993, S. 22 u. 23)

Winter (1991), sieht einen wesentlichen Grund für vermehrtes freiwilliges Engagement darin, dass ein Ersatz für soziale Netzwerke gesucht wird, die wir aufgrund gesellschaftlicher Entwicklungen verloren haben. Ebenso sieht sie es als eine Reaktion auf die Arbeitsweise des öffentlichen Sektors, der zu uniform, zu durchschnittlich und zu technisch sei und dem Menschen Verantwortung und Selbstbestimmung raube. (vgl. EURAG Schriftenreihe 1991, S. 15)

Eine interessante Untersuchung führte Fischler (1990) durch, der die genannten Beweggründe der Freiwilligen und die vermuteten Beweggründe der Einsatzorganisationen über dieselben verglich: Am häufigsten wurden von beiden Seiten genannt: soziales Verantwortungsbewusstsein, das Bedürfnis, anderen eine Freude zu machen sowie der Wunsch, der Gesellschaft irgendwie nützlich zu sein. Die Einsatzorganisationen schätzten jedoch das soziale Verantwortungsbewusstsein deutlich höher ein als die Freiwilligen und auch beim religiösen Verantwortungsbewusstsein ist eine ähnliche Tendenz zu bemerken. (vgl. Caritas-Positionspapier, 1998; S. 21)

Warum die Einsatzorganisationen in diesen Bereichen soziales sowie religiöses Verantwortungsbewusstsein der Freiwilligen höher bewerten, lässt sich für mich schwer beurteilen. Vielleicht handelt es sich um ein Wunschdenken, das auf die Freiwilligen projiziert wird und das selbstbezogene Aspekte weniger berücksichtigen möchte. Das könnte ich mir noch am ehesten vorstellen. Immerhin werden in oben erwähnter Untersuchung von Braun (1987) von den Freiwilligen zu 56% Motive der Selbstentfal-

tung genannt, was meines Erachtens ein recht hoher Prozentsatz ist und wohl kaum übersehen werden sollte.

An dieser Stelle möchte ich auch auf Reihls (1995) verweisen, die in ihrem Buch „Im Schatten von Freiheit und Erfüllung“ einen grundlegenden Wandel in den Motiven der Ehrenamtlichen anführt: Konfessionelle und karitative Motive verlieren an Bedeutung, während der Wunsch nach Selbstverwirklichung, gelungenen Beziehungen und nach Selbstorganisation zunimmt! Gleichzeitig sind auch die Anforderungen an die ehrenamtlichen Mitarbeiter gewachsen, wenn sie z. B. mit steigender Armut, schwieriger Wohnungs- und Arbeitsmarktpolitik sowie steigender Überalterung zu kämpfen haben. (vgl. Reihls 1995, S. 13)

6.1.2 Motivationstypologien

A. Habermann & Salzar (1990) entwickelten ein bipolares Modell der Motivation Ehrenamtlicher:

Sie sprechen von einem Typen A mit emotionaler Personenorientierung sowie von einem Typen B mit rationaler Sachorientierung. Dabei ist zu beachten, dass im Normalfall – wie bei den meisten Typologien - einer dieser beiden Typen vorherrschend ist, sie jedoch nicht in ihrer "Reinform" auftreten. Es sind also unterschiedlich auftretende Ausprägungen auf einem Kontinuum möglich. (vgl. Müller-Kohlenberg 1996, S. 113)

B. Müller-Kohlenberg (1994, S. 131) arbeitete mit ihrer Forschungsgruppe vier Motivationstypen ehrenamtlicher Helfer heraus:

Motivationstypus A: Durch eigene krisenhafte Erlebnisse zum sozialen Engagement gekommen

Motivationstypus B: Aktive Suchhaltung zur sinnvollen Erfüllung des dritten Lebensabschnitts

Motivationstypus C: Durch die Notlage anderer begründet

Motivationstypus D: In die Tätigkeit „hineingerutscht“, also z. B. durch Anreiz von Freunden oder Bekannten, die ebenfalls ehrenamtlich tätig sind oder als Aushilfe für jemanden eingesprungen und dann bei der Tätigkeit geblieben

C. Eine weitere Typologie wäre z. B. jene von Gisela Jakob (1993), die auf Basis ihrer Interviews 5 Typen ehrenamtlichen Engagements herausarbeitet:

*Typ A: Biographische Kontinuität mit sozialer Ehrenamtlichkeit als Dienst und Pflichterfüllung:

Die eigene Person tritt hinter einem Leben der Dienst- und Pflichterfüllung zurück und es wird auf die Realisierung eigener Pläne verzichtet. Handlungsleitend sind die Anforderungen von seiten der Verbände, Vereine oder christlichen Gemeinden. Kennzeichnend für diesen Typus ist ein hohes Maß an Kontinuität bei der Ausführung ehrenamtlicher Tätigkeiten. Der biographische Prozess verläuft ohne einschneidende Brüche oder Krisen, die einen grundlegenden Identitätswandel notwendig machen würden. Kennzeichnend ist auch ein hohes Maß an Übereinstimmung mit den Traditionen der Elterngeneration.

Typ B: Ein Karriereverlauf mit Ehrenämtern

Bei diesem Typus wird ehrenamtliches Engagement zu einem Instrument des Aufstiegs in gesellschaftlich anerkannte Positionen. Bedingung für diesen Weg des gesellschaftlichen Aufstiegs mittels ehrenamtlicher Tätigkeit ist die Zugehörigkeit zu einem sozialen Milieu, in dem sich die Karriere vollzieht. Die eigene Person wird den kollektiven Vorgaben und fremden Handlungsanforderungen untergeordnet und der biographische Prozess ist aufs engste mit der Entwicklung von Verband und Partei verwoben.

Typ C: Soziale Ehrenamtlichkeit als Instrument der Suche nach biographischer Orientierung

Kennzeichnend für diesen Typen sind Biographieverläufe, die von Krisen und Brüchen zerrissen sind. Das ehrenamtliche Engagement wird zur Bearbeitung von Lebensereignissen herangezogen. Im Folge der Krisenbearbeitung vollziehen sich biographische Wandlungsprozesse und Identitätsveränderungen. Hier liegt die Sinnhaftigkeit der ehrenamtlichen Betätigung in der Bedeutung für die eigene Person. Das ehrenamtliche Engagement wird zum Medium eines Wandlungsprozesses der Selbstidentität

Typ D: Die Realisierung eigener biographischer Themen mittels ehrenamtlicher Tätigkeiten

Es geht um die Realisierung eigener biographischer Themen mittels ehrenamtlichen Engagements, das Möglichkeiten der Selbstverwirklichung und Selbstentfaltung eröffnet. Es ermöglicht die Sinnstiftung in einer biographischen Phase wie der nach dem Eintritt ins Rentenalter. Auch hier steht das Ehrenamt im Zusammenhang mit biographischen Krisen, es wird allerdings nicht zur Bearbeitung akuter Krisen in Anspruch genommen. Kennzeichnend für diesen Typus ehrenamtlichen Engagements ist ein selbstinitiiertes Zugang zu den Tätigkeiten. Der Übernahme einer Aufgabe gehen Suchprozesse voraus.

Typ E: Soziale Ehrenamtlichkeit als biographisch randständiges Ereignis

Die Übernahme einer ehrenamtlichen Tätigkeit stellt ein randständiges Ereignis in der Biographie dar, was sich sowohl in der zeitlichen Dimension als auch im Zugang zu einem Aufgabenfeld ausdrückt. Der Zugang zu dem Arbeitsfeld ist nicht von Eigeninitiative bestimmt, sondern geschieht eher zufällig und geht von der Initiative anderer aus. Die Tätigkeit erhält nicht als ehrenamtliches Engagement im Sinne einer Fremdhilfe Bedeutung, sondern für den Beginn einer Tätigkeit werden andere biographische Orientierungen handlungswirksam.

Weitere interessante Varianten wären z. B. Typen, in welchen das Ehrenamt für den Aufbau einer beruflichen Perspektive genutzt wird, z. B. für Absolventen sozialpädagogischer Lehrgänge sowie Personen im partei- u. verbandspolitischen Rahmen. Ein anderer Typus könnte evtl. jener von ehrenamtlichen Jugendlichen sein oder etwa jener Typus, der sich auf freizeitorientierte Aspekte konzentriert.
(vgl. Gisela Jakob 1993, S. 49 - 225)

Die Typologie von Gisela Jakob gefällt mir persönlich am besten, weil sie am genauesten die verschiedenen Typen beschreibt und man durch viele praktische Interview-

beispiele einen lebensnahen Eindruck der verschiedenen Motivationstypen erhält. Dadurch werden sie für mich auch lebendig und anschaulich.

6.2 Altruismus vs. Selbstbezogenheit - immer wieder Gegenstand heißer Diskussionen

Die Frage, ob altruistisches, also selbstloses Handeln tatsächlich existiert, ist in der Literatur heiß umstritten. Da ich diese Frage für mich selbst sehr spannend finde und auch für das Thema der Ehrenamtlichkeit von Relevanz ist, habe ich mich mit dem Altruismus in den folgenden Unterkapiteln näher auseinandergesetzt.

6.2.1 Was versteht man unter Altruismus?

Die Bezeichnung „Altruismus“ stammt von Auguste Comte. Altruismus war lange unter anderen Namen wie Güte, Mitleid, Mitgefühl, Großmut usw. bekannt, wurde von den Philosophen und Kirchenmännern genannt, wissenschaftlich aber erst in den letzten 30 Jahren erforscht. (vgl. Hunt 1992, S. 25)
Mir persönlich ist Altruismus auch als Bezeichnung für Selbstlosigkeit bzw. selbstloses Handeln bekannt.

Morton Hunt (ders.) schreibt in seinem Buch „Das Rätsel der Nächstenliebe“ (Frankfurt/New York, 1992) über das Phänomen Altruismus. Zur Frage, was wir unter Altruismus verstehen, meint er, dass Altruismus oft mit Helfen gleichgesetzt wird, dass auch Altruismus fast immer damit zu tun hat, dass jemandem geholfen wird, „dass aber deshalb nicht alles Helfen altruistisch sei.“ (vgl. Hunt 1992, S. 16)

Unter den vielen Definitionen, die uns die Sozialwissenschaftler anbieten, scheint diejenige auf die breiteste Zustimmung gestoßen zu sein, die vor mittlerweile gut 20 Jahren von den Psychologen R. Macaulay und Leonard Berkowitz aufgestellt wurde, nämlich "Altruismus sei ein Verhalten, das anderen nützt und nicht in Erwartung einer externen Belohnung erfolge". (vgl. Hunt 1992, S. 16)

Auch wenn anzunehmen ist, dass es scheinbar altruistisches Handeln gibt, stellt sich dabei immer die Frage, ob es sich dabei auch wirklich um "echten" Altruismus handelt. Damit möchte ich direkt zur nächsten Frage kommen:

6.2.2 Gibt es „echten“ Altruismus?

Es stellt sich die Frage, ob Altruismus als Motivation überhaupt möglich ist. Handelt es sich dabei nicht um eine Täuschung oder Selbsttäuschung? Diese Frage gibt den Impuls zu einer selbstkritischen Analyse. Es gibt zahlreiche Labor- und Feldexperimente zu diesem Thema. Viele der Ergebnisse zeigen, dass zumindest ein Teil des helfenden Verhaltens aus dem Verlangen heraus gespeist wird, anderen zu helfen - auch ohne persönliche Vorteile zu genießen. Weiters ist ein persönlicher Gewinn wie Erfahrungszuwachs oder Zufriedenheit kaum zu "vermeiden". Altruismus kann auch als Paradoxon gesehen werden: Jene Helfer gewinnen etwas, die das Wohl des anderen im Auge haben. Riessman (1969) meint, dass der Gewinn für das Wachstum der Helfenden beachtlich sei. (vgl. Kohlenberg-Müller 1996, S. 109 - 111)

Auf die Frage, ob es überhaupt „echten“ Altruismus gäbe, wird z. B. die Geschichte vom barmherzigen Samariter erwähnt, dessen Handeln als Modell des Altruismus schlechthin gilt.

Anhand dieser Ergebnisse lässt sich also annehmen, dass es einen echten Altruismus zumindest ansatzweise gibt und meist mit angenehmen Folgen des Erfahrungszuwachs bzw. der Zufriedenheit der HelferInnen einhergeht. Andererseits gibt es jedoch auch viele gegenteilige Ansichten:

Von Lukretz bis John Stuart Mill haben jedoch diejenigen Philosophen, die den Genuss als die Haupttriebfeder des Verhaltens ansahen, gesagt, dass wir anderen nur der größeren inneren Befriedigung willen helfen. Auch die meisten zeitgenössischen Psychologen sehen die primäre Motivation für helfendes Verhalten, wie nobel es auch aussehen mag, in irgendeiner Form von Eigeninteresse. Manche Altruismusforscher behaupten, dass Altruisten dann, wenn es keinen äußeren Gewinn gibt, um des inneren Gewinnes willen handeln. also z. B. um ihrer Selbstwert- und Selbstachtungsempfindungen wegen. (vgl. Hunt 1992, S19-21)

Eine Form des inneren Gewinns ist z. B. auch jene der Aufhebung des Unbehagens, das wir empfinden, wenn wir Zeuge der Not anderer Menschen sind. Der Psychologe C. Daniel Batson, vehementer Gegner dieser Auffassung, zitiert dazu gern eine kleine Anekdote über Abraham Lincoln, mit der sich dies angeblich belegen lässt. Einer Notiz des Monitors in Springfield, Illinois, zufolge legte Lincoln einem Mitreisenden in einer Kutsche dar, dass alle Menschen überhaupt nur aus Selbstsucht Gutes tun: Gerade da fuhren sie über eine Brücke und hörten eine Muttersau am Ufer fürchterlich schreien, weil ihre Ferkel ins Wasser gefallen waren. Lincoln ließ den Kutscher anhalten, sprang aus der Kutsche, holte die Ferkel aus dem Wasser und setzte sie ans Ufer. Als er wieder einstieg, sagte der Mitreisende: „Na, Abe, was war denn daran selbstsüchtig?“ „Ja, du meine Güte, Ed“, sagte Lincoln, „das war ja nun das Selbststüchtigte vom Selbststüchtigen. Wäre ich weitergefahren und hätte diese arme Sau mit ihrer Angst um ihre Schweinchen stehen lassen, ich hätte heute keine ruhige Minute mehr gehabt. Ich hab's für meinen Seelenfrieden getan, verstehen Sie?“ (Hunt 1992, S. 21 u. 22, zitiert nach Batson u. a. 1986, S. 212)

Die Frage, ob ein Altruist in erster Linie fremden Schmerz oder eigenes Unbehagen beseitigen will, schließt solche Handlungen wie die Lincolns nicht aus dem Bereich des Altruismus aus, wie Hunt (1992, S. 22) meint. Es gäbe seiner Ansicht nach viele Motive für altruistisches Verhalten und viele Schattierungen der moralischen Bewertung altruistischer Handlungen; nur wenn das Hauptmotiv der äußere Lohn und ganz klar stärker als der Wunsch sei, der anderen Person zu helfen, sei der hilfreiche Akt kein Akt des Altruismus. Hunt (ders.) hat damit die Palette möglichen altruistischen Handelns breit gefasst im Gegensatz zu anderen Autoren, welche die Existenz des Altruismus gänzlich leugnen, wie z. B. auch Wallimann (2000, S. 407): „Gern wird der altruistische Charakter der freiwilligen Tätigkeit hervorgehoben und als solche verkauft, wo es sich bestenfalls um eine modernere Fassung von „noblesse oblige“ handelt.“

Die freiwillige Tätigkeit gibt es aber, weil sie für die Freiwilligen selber von Nutzen ist. Altruismus könne somit ausgeschlossen werden! Er wäre, wird von einem oberflächlichen Alltagsverständnis von Altruismus abgesehen, auch nicht nachweisbar. Ein Teil des Nutzens falle in der Form von „sozialem Kapital“ an, das heißt in der

Form von gesellschaftlicher Legitimation, Statusgewinn und Beziehungen, die ihrerseits im gesellschaftlichen Kontext wieder brauchbar werden. Ein anderer Teil des Nutzens trage dazu bei, persönliche, schicht- oder geschlechtsrollenspezifische Interessen zu fördern oder Defizite zu mildern.

(vgl. Wallimann 2000, S. 407)

Jegliche Illusionen in Bezug auf altruistisches ehrenamtliches Handeln nehmen auch folgende Autoren (Rauschenbach/Müller/Otto 1992), wenn sie anmerken: Ehrenamtliches Engagement heißt immer auch, sich Zeit für andere Personen zu nehmen. Zeit für andere zu haben, die man auch für sich selbst nützen könnte! Dabei handelt es sich lediglich unter der Annahme einer altruistischen Moral um ein ebenso selbstloses wie unproblematisches Geben. Diese Form des Zeitverschenkens in der ehrenamtlichen Arbeit - so die Autoren - hat ihre handlungsleitende Kraft verloren. Jenseits der Moral des selbstlosen Handelns war und ist das soziale Ehrenamt stets auch mit sehr unterschiedlichen Erwartungen der Gratifikation verbunden. Die Autoren vermuten, dass die Norm der Reziprozität von Geben und Nehmen somit das entscheidende handlungsleitende Kriterium des sozialen Ehrenamts sei. Die Erwartbarkeit individuell attraktiver Rückerstattungen wird zum wichtigsten Parameter für das Zustandekommen ehrenamtlicher Mitarbeit. (vgl. Rauschenbach/Müller/Otto S. 225/226)

Damit stoßen zwei höchst unterschiedliche Meinungen zum Thema "Altruismus" aufeinander. Vorerst möchte ich noch ein paar weiteren Fragen nachgehen, die dabei behilflich sein könnten.

6.2.3 Gibt es ein Altruismus-Gen?

Hunt (1992, S. 43/44) stellt in weiterer Folge auch die Frage, ob es ein sg. „Altruismus-Gen“ gibt. Damit meinen viele Wissenschaftler jene angeborenen Nerven- und Instinktreaktionen auf die Not anderer Menschen, welche die Grundlage des altruistischen Verhaltens sind. Der wichtigste Beweis dafür ist der durch neuere Forschungen erhärtete Tatbestand, dass es kleine Kinder, lange bevor sie eine so hochentwickelte Idee wie Altruismus begreifen können, selber unglücklich macht, wenn sie bei anderen Menschen Unglück oder Schmerz erleben und manchmal sogar ansatzweise versuchen, den Betroffenen zu helfen. (vgl. Hunt 1992, S. 43 u. 44)

Ebenso wurde in der Zwillingsforschung versucht, zu erforschen, welche Rolle die Erblichkeit für die Entwicklung des Altruismus spielt. Das „Minnesota Center for Twin and Adoption Research“ fand heraus, dass ungefähr 50% der Varianz von Persönlichkeitsmerkmalen in der Bevölkerung allgemein erbbedingt sind. Man hat also Grund, beim Altruismus wie auch bei anderen Persönlichkeitsmerkmalen von einem Erbanteil von schätzungsweise 50 % auszugehen. (vgl. Hunt 1992, S.48-52)

Hunt vergleicht die biologische Anlage eines Säuglings zum Altruismus mit jener eines Samenkornes, die Kultur, die Gesellschaft mit dem Boden oder der Witterung und andere Einflüsse wie die Eltern-Kind-Beziehung, die Ausbildung und die sozialen Erfahrungen mit der Kunst des Gärtners. (vgl. Hunt 1992, S. 59)

6.2.4 Korrelation zwischen Altruismus und Elternwärme

Was ich weiters wichtig finde, ist die Tatsache, dass eine Korrelation zwischen Elternwärme und Altruismus nachgewiesen werden konnte. Eine Studie mit vierjährigen

Jungen ergab, dass diejenigen, die in der Experimentalsituation am großzügigsten waren, besonders warmherzige und liebevolle Väter hatten.

(vgl. Hunt 1992, S. 101, zitiert nach Ruth Sharabany, in Staub; Bar-Tal u. a. , 1984: 206)

Dazu gibt es jedoch auch andere ähnliche Studien und Untersuchungen in umgekehrter Richtung: Beispielsweise zeigten viele Untersuchungen über straffällig gewordene, chronisch kriminelle Erwachsene, dass viele von ihnen Mütter hatten, die ihnen in den ersten fünf Lebensjahren keinerlei Liebe gezeigt hatten. (vgl. Hunt 1992, S. 101 u. 102, zitiert nach Hott, 1979)

6.2.5 Korrelation zwischen Altruismus und Persönlichkeitskonstellationen

Es konnten aus verschiedenen Untersuchungen folgende Ergebnisse gefunden werden:

1. Allgemeine Stimmungslage: Fröhlichkeit macht gewöhnlich hilfsbereiter als schlechte Laune, was auch impliziert, dass glückliche Menschen altruistischer sind als unglückliche.

2. Einfühlungsvermögen oder Empathie: Menschen, die ein gutes Gespür für andere haben, sind gewöhnlich altruistischer als jene, dessen Gespür nicht so ausgeprägt ist.

3. Emotionale Ausdrucksfähigkeit: Vorschulkinder, die ihre Emotionen ausdrücken können, sind anderen Leuten gegenüber hilfsbereiter als Kinder, die das nicht können.

4. Beliebtheit: Beliebte Kinder und Erwachsene sind im allgemeinen hilfsbereit und haben ein starkes Bedürfnis nach Zugehörigkeit oder Verbindung zu anderen Menschen.

5. Selbstwertgefühl: Personen mit hohem Selbstwertgefühl sind altruistischer als Personen mit niedrigem Selbstwertgefühl, zumindest im Durchschnitt gesehen. Hauptgrund: Ein positives Selbstbild bewirkt eine positive Verbindung zu anderen Menschen.

6. Einstellung zu anderen Menschen: Erwachsene mit einer allgemein positiven Menschenicht sind eher bereit zu helfen als Menschen mit einer negativen Menschenicht.

7. Eigene moralische Standards: Innere moralische Normen sind gewöhnlich ein integraler Bestandteil von pro-sozialer Orientierung und altruistischer Persönlichkeit.

Neben den Persönlichkeitsmerkmalen spielen natürlich auch noch andere Determinanten des Verhaltens eine Rolle, wie z. B. Situationsmerkmale.

(vgl. Hunt 1992, S. 116-120)

Eine weitere interessante Beobachtung ist jene, dass Menschen in erster Linie zu Angehörigen ihrer eigenen Gruppe „hilfreich und gut“ sind, weniger jedoch zu Außenstehenden. Das heißt, wir neigen dazu, zu jenen hilfsbereiter zu sein, die die gleichen Überzeugungen, die gleiche Ausdrucksweise, die gleiche Art von Kleidung oder sonstige Ähnlichkeiten aufweisen. (vgl. Hunt 1992, S. 136 u. 137)

6.2.6 Zusammenfassung

Zum Thema Altruismus gibt es unterschiedlichste Standpunkte und Meinungen. Die einen Vertreter gehen davon aus, dass es altruistisches Handeln gibt, die anderen wiederum verneinen dies. Ich nehme an, dass es altruistisches Handeln gibt und dass es sich dabei, wie bei allen komplexen Verhaltensweisen, um das Ergebnis ganz unterschiedlicher Kombinationen vielschichtig miteinander verwobener Ursachen handelt.

Alles, vom genetischen Erbe und den Kindheitserlebnissen sowie der Elternwärme sowie Persönlichkeitsfaktoren bis hin zu trivialen Augenblicksbegebenheiten und ihrer Wirkung auf die Stimmung, trägt meiner Meinung nach dazu bei, ob sich jemand in irgendeiner Situation altruistisch verhält. Weiters denke ich, dass es nahezu unmöglich ist, den Anteil von Altruismus aus der Gesamtmotivation eines Menschen zu ermitteln. Für mich ist es wichtig, Altruismus sowie selbstbezogenen Motive nebeneinander stehen lassen zu können und zu akzeptieren. Ich möchte mich dabei von den Extremposition, die jeglichen Altruismus ablehnen, distanzieren. Abschließend möchte ich Alexander Pope wiedergeben, der in seinen Moral Essays treffend wiedergibt, wie schwer sich der Mensch in seinem Handeln durchschauen lässt: „Wer freundlich handelt, ist noch lang nicht freundlich; vielleicht stimmt Wohlergehen seine Seele mild; vielleicht hat auch nur grad der Wind von Ost gedreht.“ (Hunt 1992, S. 31)

6.3 Motivationsveränderungen im Laufe des ehrenamtlichen Engagements

Im allgemeinen lässt sich beobachten, dass Freude und Faszination der entstandenen Beziehungen im Laufe der ehrenamtlichen Engagements vordergründig werden.

(vgl. Omoto & Synder 1990)

Die Wechselseitigkeit des Austauschs schiebt sich als stabilisierendes Element in den Vordergrund. So kommt es zu einem Prozesscharakter von Motivationsverläufen!

Karylowsky (1982) stellt fest, dass die Bereitschaft zur Hilfe bzw. zu pro-sozialem Verhalten unterschiedlich ausgeprägt ist, je nachdem, ob der/die Helfende stärker an normativen Wertsetzungen oder an der Situation des Klientels orientiert ist. Unterschiede in der Kompetenz, im Erfolg und in der Motivation zwischen Laien und Professionellen entstehen unter anderem auch deshalb, weil Professionelle nicht so leicht persönliche Beziehungen zu ihrem Klienten aufbauen können. Deshalb kommt es bei letztgenannten auch leichter zu Burn-out und Unzufriedenheit, wobei Einkommen und Prestige als Kompensation für mangelnde Erfüllung im Beruf dienen. (vgl. Müller-Kohlenberg 1996, S. 116 u. 117)

Es wird also ersichtlich, dass es auch für die Motivation der Ehrenamtlichen von Vorteil sein kann, dass diese nicht unter dem Zeit- und Erfolgsdruck wie Professionelle stehen und gerade deshalb wahrscheinlich mit mehr Freude an der "Sache" sein können.

6.4 Veränderungen und Sinnorientierungen des sozialen Ehrenamtes

Die folgenden Überlegungen zu den Veränderungen und Sinnorientierungen des sozialen Ehrenamtes beziehen sich auf die Typologie von Gisela Jakob (1993), die ich im Abschnitt "Typologie ehrenamtlichen Engagements" (siehe Kap. 6.1.2) bereits beschrieben habe. Es gibt relevante Unterschiede zwischen selbstbezogenen (D u. E) sowie traditionell orientierten Typen (A u. B).

A. Historische Traditionen in heutigen soziokulturellen Varianten ehrenamtlichen Engagements:

Bei Typ A nach Gisela Jakob handelt es sich um eine Sinnorientierung eines Dienstes am Nächsten, wobei die Tradition christlicher Caritas handlungsleitend wird.

(vgl. Imhof 1988, 152 ff; Bibel: Matthäus 25, 31-46)

Bei Typ B geht es um die Traditionen eines bürgerschaftlichen Ehrenamtes wie im vergangenen Jahrhundert in Kommunalverwaltung und Armenpflege sowie heute in der kommunalen Verwaltung, den Wohlfahrtsverbänden und der Gewerkschaft. Der Name "Ehrenamt" ist am ehesten relevant, weil man bei der Übernahme und gelungener Ausführung des jeweiligen "Amtes" zu Ehre gelangen kann. Die Typen A und B sind also eng mit historischen Traditionen verknüpft, was bei den Typen C - E nur selten der Fall ist. Allerdings finden auch bei den Typen C - E Begründungsmuster einer Unterstützung Hilfsbedürftiger sowie das Empfinden sozialer Verantwortung für Schwache sowie den Aufbau sozialer Organisationen Raum. Jedoch sind diese Begründungsmuster mit einem Selbstbezug verknüpft. Aspekte eines Selbstbezuges wurden bereits zu Beginn dieses Jahrhunderts thematisiert. Das Ehrenamt wurde z. B. als sinnstiftender Lebensinhalt in einem sinnentleerten Leben eines Wartens auf Heilung gesehen (vgl. Salomon 1913, S. 4), weiters wurden auch Aspekte der eigenen Persönlichkeitsentwicklung angesprochen (vgl. Salomon 1902, S. 37). In dieser Entwicklung liegt ein grundlegender Wandel des Ehrenamtes, der sich bis heute fortgesetzt und differenzierte Formen des Ehrenamtes hervorgebracht hat.

B. Biographisierungstendenzen in Lebensgeschichten von Ehrenamtlichen:

- Bei den Typen A u. B vermittelt die Zugehörigkeit zu Gemeinschaften und die Orientierung an deren Vorgaben biographische Orientierung.

- Bei den Typen C - E gibt es von Brüchen und Krisen zerrissene Biographien und die Zugänge zum Arbeitsfeld erfolgen nicht aufgrund von Zugehörigkeit zu einer bestimmten Konfession oder einem bestimmten sozialen Milieu.

Es gibt keine stabilen Sinnsysteme, die handlungsleitend sind, und Tendenzen einer "Individualisierung" und "Biographisierung" der Lebensführung werden deutlich.

(vgl. Fuchs 1983; Kohli 1988, Bohler/Hildenbrand 1989)

Die institutionalisierten Muster und Vorgaben für die "Herstellung" von Biographien sind brüchig geworden, die Realisierung der eigenen Biographie wird eine Anforderung an den einzelnen. Das eigene Handeln muss immer wieder für die biographische Bedeutung reflektiert und bilanziert werden, was erhöhte Anforderungen an die Fähigkeit der Selbststeuerung und -vergewisserung stellt. Selbstsuche und Selbstentwicklungen der autobiographischen Darstellung dar. Der Bedeutungsverlust höherer prädikativer und integrativer Sinnorientierungen wird offensichtlich, wie z. B. Distanz zur Kirche, Brüchigkeit von Glaubensorientierungen usw. Es werden außerdem auch soziokulturelle Veränderungsprozesse wie Umbrüche in den Geschlechterrollen sowie die Entstehung einer neuen Lebensphase nach der Verrentung wirksam. Die Rente gilt bei den Typen C und D als Lebensabschnitt von neuen Aktivitäten. Hahn (1988) bezeichnet die Familie und Freunde als "Biographieprotektoren". Der Rückgriff auf soziale Netze genügt jedoch nicht immer, um Krisensituationen zu bearbeiten und neue Handlungsorientierungen zu erlangen, sondern es kommt besonders beim Typus auf der Suche nach biographischer Orientierung (Typ C) auch oftmals zu einem Rückgriff auf institutionelle Hilfsangebote wie Psychotherapien. Für Ehrenamtliche, die sich in krisenhaften Phasen befinden, scheint die Selbstthematisierung während der Teilnahme an Aus- u. Weiterbildungsangeboten und bei der Supervision auch als therapie-ähnlicher Prozess der Problembearbeitung wirksam zu werden. Psychotherapeutische Verfahren werden nicht mehr nur für die Bearbeitung von Leidenserfahrungen und Heilungsprozessen eingesetzt, sondern auch für die Initiierung von Lernprozessen in Weiterbildungsveranstaltungen herangezogen.

gen. Die Anforderung an Organisationen besteht nun darin, eine Balance zwischen der Realisierung selbstbezogener Aspekte und der Unterstützung von Hilfsbedürftigen zu finden! Auch die Vorbereitung für eine ehrenamtliche Tätigkeit sowie die Reflexion ehrenamtlichen Handelns erfolgt unter Rückgriff auf Verfahren, die in der Psychotherapie entwickelt wurden.

C. Die Biographisierung des Ehrenamtes

1. Es kommt zu Diskontinuitäten des sozialen Engagements aufgrund von Brüchen und Wendepunkten in den Biographien der Ehrenamtlichen (insb. Typen C u. D).
2. Das ehrenamtliche Engagement wird für die "Arbeit" an der eigenen Biographie beansprucht.
3. Supervision und Weiterbildung gelten dabei als Möglichkeit der Selbstthematizierung und -reflexion. (vgl. Gisela Jakob 1993, S. 269 - 286)

Um noch einmal zusammenzufassen: Historische Traditionen, Biographisierungstendenzen von Lebensgeschichten Ehrenamtlicher und die damit verbundenen Biographisierung des Ehrenamtes beeinflussen den Verlauf und die Sinnorientierungen des sozialen Ehrenamtes. Je nachdem, welchen Motivationstyp die Ehrenamtlichen zuzuordnen sind, wirken sich historischen Traditionen bzw. aktuelle Selbstverwirklichungstendenzen auf ihr ehrenamtliches Engagement und ihre Motivation für dasselbe in verschiedener Weise aus. So bleibt alles letztlich immer in Bewegung und wir können mit Spannung zukünftige Entwicklungen verfolgen.

7. Das soziale Ehrenamt

7.1 Was versteht man unter sozialem Ehrenamt?

Gleich zu Beginn möchte ich einen Auszug aus dem Buch von Rauschenbach/Müller/Otto (1992) wiedergeben, die zum Begriff "soziales Ehrenamt" folgendes schreiben: "Das soziale Ehrenamt ist nicht mehr das, was es einmal war. Wenn wir darüber reden, meinen wir das Gleiche - und jeder etwas anderes: Freiwilliges Engagement, unentgeltliche Arbeit, persönliche und spontane Hilfe abseits öffentlicher Märkte und Organisationen, uneigennützigte Mitarbeit von nicht eigens ausgebildeten Personen, einen auf Freundschaft, Betroffenheit oder religiös-karitativer Überzeugung beruhende Hilfe oder dergleichen mehr. Dies alles ist das Ehrenamt auch - und es ist es doch nicht. Oder zugespitzt formuliert: Die Dynamik der Diskussion um das soziale Ehrenamt lebt davon, das sie Gleiches mit Ungleichen vergleicht." (Rauschenbach/Müller/Otto 1992, S. 223)

Anhand dieses Auszuges wird ersichtlich, dass es "die Definition" zum sozialen Ehrenamt offensichtlich nicht gibt. Wir haben es mit einer Vielfalt von Beschreibungen und Definitionen zu tun und müssen versuchen, uns die wichtigsten Kriterien herauszufiltern.

Für mich bedeutet "Soziales Ehrenamt" auf jeden Fall, dass es um eine Betätigung im sozialen Bereich, wo der Kontakt zum Menschen vorrangig ist, geht, die ehrenamtlich ausgeführt wird. Dabei finde ich noch die Abgrenzung zu anderen ehrenamtlichen Betätigungsfeldern im nicht-sozialen Bereich wichtig.

7.2 Wert und Nutzen des sozialen Ehrenamts

Das soziale Ehrenamt hat nach Rauschenbach/Müller/Otto (1992) einen symbolischen und einen ökonomischen Wert sowie einen öffentlichen als auch privaten Nutzen.

Worin begründet sich nun dieser Wert bzw. Nutzen desselben?
Der ökonomische Wert des sozialen Ehrenamts liegt in der freiwilligen Mitarbeit außerhalb verwandtschaftlicher oder nachbarschaftlicher Verpflichtungen und freiwilligem Engagement außerhalb beruflicher Rechte und Pflichten, die die Kosten verringern, die Personen oder Institutionen oder staatliche Unterstützungssysteme ansonsten in erwerbsabhängigen Diensten übernehmen müssten. Das Ehrenamt als soziale Hilfe für andere ohne direkten Anlass, also jenseits verwandtschaftlicher oder beruflicher Verpflichtungen, hat so einen ganz elementaren symbolischen Wert für das Sozialgefüge einer Gesellschaft. Demnach ist Ehrenamtliches Engagement eines der letzten Bereiche in der eine auf Vertrauen, Einfluss und Anteilnahme basierende Sozialintegration jenseits der systemischen Steuerungsmedien von Geld, Recht und Macht gelingen kann. Wie kann in einer hochdifferenzierten Gesellschaft eine gesellschaftliche Integrationskraft gesichert werden, die letztlich an die Freiheit von Personen und Gruppen, an ihre Bereitschaft, Überzeugung, Möglichkeit und Fähigkeit zu ehrenamtlichen Engagement rückgebunden ist? Das stellt sich als wichtige Frage inmitten dieser Überlegungen zum sozialen Ehrenamt. Im ökonomischen und symbolischen Wert des sozialen Ehrenamtes zwischen „preiswerter“ Arbeit zum Nulltarif sowie ihrer so-

zialintegrativen Bedeutung für das Sozialgefüge unserer Gesellschaft wird unmittelbar auch ihr öffentlicher Nutzen sichtbar. Neu stellt sich die Frage nach dem privaten Nutzen, nach einer neuen Attraktivität ehrenamtlichen Engagements für die Erbringer ihrer Leistung in Anbetracht einer explodierenden Fülle von Freizeitangeboten jenseits der Erwerbs- und Hausarbeit. Die Zukunft hängt infolgedessen davon ab, inwieweit tragfähige Antworten darauf gefunden werden. (vgl. Rauschenbach/Müller/ Otto, S. 223-225)

Es wird für mich ersichtlich, dass das soziale Ehrenamt tatsächlich einen hohen Wert und Nutzen für unsere Gesellschaft auf verschiedene Weise erfüllt. Demnach scheint es auch für mich eine wichtige Aufgabe der Zukunft zu sein, gerade den privaten Nutzen des sozialen Ehrenamtes für die freiwillig Tätigen im Auge zu haben, damit auch der öffentliche Nutzen für die Gesellschaft nicht verlorengeht.

7.3 Soziales Ehrenamt als weibliches Ehrenamt?

Rauschenbach/Müller/Otto (1992, S. 238) schreiben dazu:

„Wenn das soziale Ehrenamt geknüpft ist an die Voraussetzung selbst verfügbarer Zeit außerhalb der Erwerbsarbeit oder an die Zeitverfügbarkeit erhöhende Existenzsicherung von dritter Seite; wenn zudem die Gratifikationen bislang eher auf direkten, allerdings fast ausschließlich symbolischen Rückerstattungen wie Dankbarkeit, Anerkennung und emotionaler Befriedigung basieren und nicht etwa in monetären oder beruflichen Vorteilen oder in der Mehrung des Prestiges in öffentlichen Statushierarchien ihr privater Nutzen liegt; wenn zudem in den Tätigkeiten selbst, haus- und erziehungsarbeitsnahe Fähigkeiten und Arbeitsvermögen sowie lebensweltrelevantes Wissen gefragt sind und nicht systemrelevantes Wissen, öffentliche Reputation oder effizienzorientierte Handlungskompetenzen: dann ist es empirisch nicht weiter verwunderlich, wenn das soziale Ehrenamt in Quantität und Qualität einem weiblichen Ehrenamt gleicht.“

In diesem Sinne handelt es sich beim sozialen Ehrenamt tatsächlich um hauptsächlich weiblich geprägte Tätigkeiten. Es stellt sich die Frage, ob sich hierbei in Zukunft auch größere Veränderungen abzeichnen werden. Ich wage es, darauf zu hoffen.

7.4 Differenzierungen des Helfens

Da es beim sozialen Ehrenamt um menschliche Hilfeleistungen geht, möchte ich in diesem Kapitel einen näheren Blick auf die unterschiedlichen Formen zwischenmenschlicher Hilfe werfen.

7.4.1 Formen zwischenmenschlicher Hilfe

Ich möchte in diesem Unterkapitel 2 Versuche, zwischenmenschliche Hilfe in sinnvolle Kategorien zu ordnen, vorstellen.

1. Der erste Versuch stammt von Peter C. Meyer und Monica Budowsky (1993).

Die beiden Autoren unterscheiden dabei die natürliche, informelle Hilfe, die organisierte Freiwilligenhilfe und das professionelle Hilffssystem. Was verstehen sie jedoch genauer unter diesen drei Hilffsystemen?

A. Die natürliche, informelle Hilfe entsteht der Meinung der Autoren nach naturwüchsig und ist nicht als spezielle Tätigkeit konzipiert und organisiert. Es werden vier Formen der natürlichen, informellen Hilfe unterschieden:

Unter Familienarbeit verstehen wir Hilfe, die zwischen den Menschen geleistet wird, die in einer Primärgruppe zusammenleben, d. h. in der Regel in der Partnerschaft und in der Kernfamilie. Die häufigste Art in diesem Sinne ist die Betreuung und die Erziehung kleinerer Kinder oder die Pflege eines kranken Partners oder eines anderen Familienmitgliedes. Traditionelle Solidargemeinschaften sind stabile Unterstützungssysteme der Verwandtschaft, der Dorfgemeinschaft, der stabil gewachsenen Nachbarschaft oder z. B. auch bestimmter solidarischer Berufsgemeinschaften. In der modernen Gesellschaft gibt es immer mehr Menschen, die keinen Rückhalt mehr haben in traditionellen Unterstützungssystemen. Dennoch sind die Familienarbeit und die traditionelle, solidarische Hilfe weiterhin die weitaus wichtigste Form der zwischenmenschlichen Hilfe!

Unter modernen Solidargemeinschaften werden Unterstützungsnetze verstanden, die nicht vorgegeben sind und die sich immer wieder neu bilden, insbesondere in großstädtischen Verhältnissen. Dazu gehören auf der Ebene der Primärgruppen die Wohngemeinschaften und auf der Ebene sekundärer sozialer Netze und verschiedene Formen der gegenseitigen Hilfe bei der Kinderbetreuung, in der Ausbildung, in der Arbeit etc. Als zentrales Merkmal der modernen Solidargemeinschaft gilt, dass sie dynamisch an neue Lebenssituationen angepasst werden muss, wie z. B. nach einem Berufswechsel, nach einem Wechsel des Wohnortes, in einer neuen Phase des Familienzyklus etc. Unter spontaner Hilfe versteht man eine Hilfeleistung, die ohne länger andauernde soziale Beziehung kurzfristig geleistet wird, z. B. bei einem Unfall auf der Strasse.

B. Die organisierte Freiwilligenhilfe findet im Unterschied zur natürlichen, informellen Hilfe unentgeltlich in einem bewusst organisierten Rahmen statt. Hierbei werden die kleinen Unterstützungsnetze von der großorganisierten Freiwilligenhilfe und von den Organisationsfilialen unterschieden. Eine Organisationsfiliale umfasst die Freiwilligenarbeit, die als Zweig einer großen Organisation geleistet wird. In der BRD sind es v. a. die großen Wohlfahrtsverbände, die ehrenamtliche MitarbeiterInnen beschäftigen. In der Schweiz sind es etwa die Kirchen, Pro Juventute und Pro Senectute, das Rote Kreuz und verschiedene staatliche Institutionen und Betriebe, die neben dem entlohnten Personal freiwillig Helfende beschäftigen. In Österreich sind es ähnliche Institutionen wie das Rote Kreuz und die Caritas, die mit ehrenamtlichen HelferInnen arbeiten. Großorganisierte Freiwilligenhilfe wird in Institutionen geleistet, die sich praktisch ausschließlich auf freiwillig Helfende abstützen, etwa im Schweizer Samariterbund, in der Aids-Hilfe Schweiz oder in verschiedenen Abstinenzverbänden. Die freiwilligen Hilfeleistungen im Rahmen größerer Organisationen sind enorm vielfältig und umfangreich. Kritisch zu beurteilen ist die Freiwilligenarbeit der Organisationsfilialen aus Sicht der Autoren jedoch dann, wenn sie partikulären Organisationszwecken dienen, z. B. der Kosteneinsparung beim entlohnten Personal oder der werbewirksamen Profilierung. Weiters problematisch kann sich auch die Zentralisierung der Einsatzleitung erweisen, wenn sie die Selbstbestimmung und die Motivation der Freiwilligen beeinträchtigt. Kleine, organisierte Unterstützungsnetze sind selbstbestimmte, private Gruppen, in denen

stimmte, private Gruppen, in denen freiwillige Hilfe geleistet wird. In diese Kategorie fallen die Selbsthilfegruppen, die sich in Deutschland, Österreich und in der Schweiz seit den siebziger Jahren durchgesetzt haben. Diese kleinen Netze sind dadurch charakterisiert, dass sich die Beteiligten persönlich kennen, dass die Gruppen eine demokratische Struktur aufweisen und häufig personelle und strukturelle Veränderungsprozesse durchmachen.

C. Im professionellen System ist das Helfen eine Erwerbstätigkeit, das mit einem Lohn oder mit einem Honorar nach marktüblichen Ansätzen bezahlt wird. Da die Hilfe im professionellen System immer etwas kostet, muss sie effizient organisiert werden und die Kosten müssen einen finanziell quantifizierbaren Nutzen bringen. Professionelle Hilfe setzt eine relativ anspruchsvolle, spezialisierte Ausbildung voraus. Im professionellen System werden aber auch angelehrte und ungelernete Personen angestellt, die verschiedene Hilfsfunktionen übernehmen. Bezahlte Laienhilfe ist eine bezahlte Teilzeitarbeit, für die keine spezifische Ausbildung vorausgesetzt wird. Sie hat insofern Ähnlichkeiten mit organisierter Freiwilligenhilfe, als das Arbeitspensum in der Regel so klein ist (meist unter 10 -13 Stunden pro Woche), dass diese Arbeit keine hauptberufliche Tätigkeit ist. Der Einsatz kann ähnlich wie bei der Freiwilligenarbeit flexibel und individuell gestaltet werden. (vgl. Meyer/Budowski 1993, S. 19-23)

Mir gefällt diese Gliederung sehr gut, weil sie mir einen guten Überblick über die verschiedenen Hilfsformen bietet und auch die Unterschiede derselben klarlegt.

2. Der zweite Versuch, Formen des Helfens zu finden, stammt von Rauschenbach, Müller & Otto (1992). Sie sprechen von Formen des Helfens im System des sozialen Bedarfsausgleichs. Wiederum erstellen die Autoren ein vielschichtiges System unterschiedlicher Formen sozialer Hilfe, die sich hinsichtlich ihrer Qualität, Zugänglichkeit und Erwartbarkeit voneinander unterscheiden und worauf ich nun einen Blick werfen möchte. Welche Formen des Helfens werden nun von ihnen unterschieden?

A. Die familialen Hilfeleistungen, die im Kontext der auf Ehe und Verwandtschaft basierenden sozialen Beziehungen erbracht werden.

B. Hilfeleistungen, die in den Netzwerken des sozialen Nahraums im Kontext vorhandener Beziehungen erbracht werden, wobei Freunde, Bekannte und Nachbarn ein spontanes und natürliches Hilfesystem bilden, das im Bedarfsfall elementare Hilfe leistet.

C. Hilfeleistungen in Selbsthilfegruppen, die in eigens hergestellten Sozialbeziehungen erfolgen: Das Spektrum der in diesem Wert- oder Zweckgemeinschaften erbrachten Hilfeleistungen ist zwar vielfältig, aber aufgrund seines Charakters auf die wechselseitige Unterstützung, Aktivierung und Beratung Gleichbetroffener beschränkt.

D. Berufliche Hilfeleistungen im Erwerbssystem, die auf einem institutionell hergestellten und formal codifizierten Interaktionsverhältnis beruhen. Die Experten-Klienten-Beziehung ist die dominante Form der beruflichen Hilfe - und zugleich Kritikpunkt einer durch systemische Imperative (wie Verrechtlichung und Bürokratisierung) bestimmten Ent-Alltäglichen des Helfens.

E. Hilfeleistungen, die im Rahmen des sozialen Ehrenamtes erbracht werden, lassen sich im System des Bedarfsausgleichs nicht an einer Stelle einordnen. Ehrenamtliches Engagement steht zwischen den familialen Hilfeleistungen einerseits und den beruflichen Hilfeleistungen andererseits und ist jeweils mit der Erwartung konfrontiert, die je spezifischen Defizite der anderen Segmente zu kompensieren.

(vgl. Rauschenbach/Müller/Otto 1992, S. 227-231)

Das soziale Ehrenamt also zwischen familialen und beruflichen Hilfeleistungen eingereiht und gerade im Blick auf die Erwartungen, die es erfüllen soll, scheint mir dies keine einfache Position zu sein.

7.4.2 HelferInnen vs. Nicht-HelferInnen

So wie man verschiedenen Formen des Helfens unterscheiden kann, lassen sich auch die Helferpersönlichkeiten der freiwillig Engagierten in verschiedene Gruppen gruppieren. Hess und Nadai (1996) unterscheiden nach Ihren Motiven 3 Arten von Helfern:

1. Helfer: suchen soziale Integration und schätzen zeitlich begrenzte, eindeutig definierte Aufgaben;

2. Engagierte Kompensationstypen: es wird versucht, subjektive Defizite in anderen Lebensbereichen zu kompensieren; der freiwillige Einsatz erhält einen zentralen Stellenwert und diese Personen finden sich auch in leitenden Stellen und Funktionen;

3. Elite: Freiwillige Arbeit wird aus gesellschaftsethischen Beweggründen geleistet; das Engagement hat seine Wurzeln in der moralischen Pflicht und ist ein selbstverständlicher Lebensbestandteil; Personen dieses Typs streben auch nach Einfluß und Macht; (vgl. Caritas-Positionspapier; 1998, S. 19 u. 20)

Folgende Studie untersuchte die Persönlichkeits- und Verhaltensunterschiede bei HelferInnen und Nicht-HelferInnen: Fitch (1991) untersuchte 330 Studenten einer amerikanischen Universität und fand bei den helfenden Studenten höhere Werte in den Skalen Konformität und Wohlwollen, jedoch niedrigere Werte in der Skala Unabhängigkeit. Weiters spricht er von einem sg. "egoistic pattern" bei Nicht-Engagierten, wobei soziales Engagement häufig als Einschränkung der Möglichkeiten gesehen wird. (vgl. Müller-Kohlenberg 1996, S. 124 - 126)

Ich kann gut nachvollziehen, dass HelferInnen- und Nicht-HelferInnen-Persönlichkeiten Unterschiede in ihrer Persönlichkeit und ihrem Verhalten aufweisen. In meinem Leben sind mir schon zahlreiche HelferInnen bzw. Nicht-HelferInnen begegnet und ich muß mir sagen, dass mir erstgenannteren meist sympathischer sind, weil sie einfach mehr auf die Bedürfnisse anderer eingehen können und nicht nur ihr eigenes Ego ausleben. Leider gibt es jedoch auch immer wieder HelferInnen, die mit ihrer Hilfsbereitschaft beinahe schon "erdrückend" sind, weil sie anderen helfen wollen, auch wenn die Hilfe gar nicht unbedingt gewünscht wird. Sie stehen unter dem Zwang, zu helfen und leiden unter dem Helfersyndrom. Was man unter dem Helfersyndrom versteht, möchte ich kurz im folgenden Unterkapitel erklären.

7.4.3 Das Helfersyndrom

Als Helfer-Syndrom bezeichnet Schmidbauer die Unfähigkeit, eigene Gefühle und Bedürfnisse zu äußern, die dann in einer Omnipotenz des Helfens kompensiert wird.

(Schmidbauer 1977, S. 12)

Als Ursache des "Helfer-Syndroms" wird eine in der frühkindlichen Phase erfahrene Ablehnung durch die Eltern gesehen, in deren Folge eine narzisstische Störung entsteht.

Das Helfen und der damit verbundene Wunsch nach Anerkennung und Nähe stellt demnach den Versuch dar, diese narzisstische Störung zu kompensieren.

Oft wird Schmidbauers Analyse beruflicher Abläufe kritiklos auf ehrenamtliches Engagement übertragen, ehrenamtlich Tätige werden pathologisiert. Ehrenamtliches Handeln wird auf die Kompensation defizitärer Lebenserfahrungen reduziert und erscheint als Instrument zum Ausgleich eigener psychischer Defizite.

(vgl. Gisela Jakob 1993, S. 24 u. 25)

Wenngleich es sich beim Helfersyndrom um ein erstzunehmendes Problem für die Betroffenen handelt, finde ich es schade, wenn man allen freiwilligen HelferInnen automatisch unterstellt, unter dem Helfersyndrom zu leiden. Anstatt alle Ehrenamtlichen gleich über einen Kamm zu scheren, wäre es besser, jenen, die wirklich am Helfersyndrom leiden, Hilfe anzubieten.

8. Laienkompetenz im psychosozialen Bereich

8.1 Entdeckung der Laienkompetenz im psychosozialen Bereich

Die Laienkompetenz wurde zu dem Zeitpunkt geboren, als die Professionalisierung soweit fortgeschritten war, dass eine Grenzziehung möglich wurde. In den USA gibt es seit ca. 1960 psychosoziale Hilfe von Laien. Untersuchungen zur Kompetenz der Laien fragen im Regelfall nach der Zumutbarkeit der Arbeit für die KlientInnen. Studien zum Ehrenamt bzw. zu bezahlter/nicht bezahlter Arbeit fragen im allgemeinen nach der Zumutbarkeit der Arbeit für die Helfer. Zu Beginn der Debatte über das Ehrenamt ging es mehr um die Kompetenzfrage, während es seit den 80-er Jahren mehr um die Frage der Freiwilligkeit geht. (vgl. Müller -Kohlenberg 1996, S. 37 – 45)

Ich finde es eine interessante und wichtige Frage, auch der Frage der Wirksamkeit und Effektivität sowie der Zumutbarkeit der Arbeit für KlientInnen von freiwillig Engagierten nachzugehen, weil dies für mich viel über die Sinnhaftigkeit und Berechtigung der freiwilligen Laintätigkeit aussagt.

8.1.1 Laienkompetenz als Form des Alltagshandelns und die Stärke situativer Kompetenzen

Nach einer Hypothese Martina Otto-Schindlers (1996) greifen ehrenamtliche HelferInnen in ihrer sozialen Arbeit auf ihr Alltagswissen zurück: auf Deutungs- und Handlungsmuster in der Alltäglichkeit und Unmittelbarkeit ihrer Erfahrungen, mit welchen sie sich ein Bild vom Alltag des Hilfebedürftigen machen können. Dabei bestimmen Einfühlungsvermögen und Empathie ihr Handeln mit. Diese Gelegenheit, etwas aus dem eigenen Leben wiederzufinden und individuelle Erfahrungen weiterzugeben, bietet im Idealfall ein hohes Potential an Hilfemöglichkeiten im direkten Kontakt zum Hilfebedürftigen. Interpretiert wird der Alltag auf dem Hintergrund eines leitenden Konzeptes, das sich im Lebensverlauf aufbaut. (vgl. Otto-Schindler 1996, S. 25)

Ehrenamtliche HelferInnen verfügen außerdem oft über vielfältige berufliche Fähigkeiten und lebenspraktische Kompetenzen, die von Pankoke/Pankoke-Schenk (1986) insbesondere als „situative Kompetenzen“ bezeichnet werden.

Zusammenfassend geht es also um die Deutungs- und Handlungsmuster der Laien im Alltag sowie die Unmittelbarkeit ihrer Erfahrungen, ihre (in einem anderen Bereich erworbenen) beruflichen und lebenspraktischen Kompetenzen im Umgang mit den KlientInnen. Meiner Meinung nach liegt gerade in diesen Fähigkeiten ein großes Potential der Laienkompetenz.

8.2 Äquieffektivitätsthese

8.2.1 Was besagt die Äquieffektivitätsthese?

Müller-Kohlenberg (1996, S. 5) schreibt, dass die erfolgreiche Hilfe von Laien im psychosozialen Bereich lange nicht wahrgenommen wurde. Die sg. "Äquieffektivitätsthese" besagt in diesem Zusammenhang, dass zwischen Laien und Professionellen

wie Psychologen, Pädagogen und Therapeuten kein nennenswerter Unterschied in Bezug auf die Wirksamkeit ihrer Hilfeleistungen besteht. Die verbreitete Überzeugung, dass man für die Ausübung von wirksamer Einzelfallhilfe oder Gruppenarbeit eine an wissenschaftliche Standards orientierte Ausbildung benötige, hat sich empirisch nicht bestätigen lassen. Im Gegensatz dazu stellte sich heraus, dass die Ausbildung kaum Konsequenzen im Bezug auf den Ertrag der Hilfeleistung (= verbessertes Befinden des Patienten) hat. Als besonderes "Kapital" des Laienhelfers gelten Engagement, Anteilnahme und persönlicher Einsatz. Interessant scheint es für mich in diesem Zusammenhang auch, dass aus Sicht Professioneller die Kompetenz für den Erfolg besonders wichtig ist, während aus Sicht der Patienten das Engagement (=Zuwendung und Interesse) wichtig ist. (vgl. Müller-Kohlenberg 1996, S. 11)
Das wirft für mich die Frage auf, ob Engagement, Anteilnahme und persönlicher Einsatz mehr bewirken können als Kompetenz.

8.2.2 Hält die Äquieffektivitätsthese Überprüfungen stand?

Die Äquieffektivitätsthese wirkt irritierend, da sie im Widerspruch zum akademischen Selbstverständnis steht und verlangt gerade deshalb einer sorgfältigen Prüfung!
Die Untersuchung von Carkhuff (1968) ergab erste Hinweise auf die Äquieffektivität von Laien und Professionellen. Das Faszinierende ist für mich, dass die Äquieffektivitätsthese in ihrer Grundaussage immer wieder bestätigt wurde. Die Studien von Carkhuff (1968) und Durlak (1979) haben Review- bzw. Metaanalysecharakter und bilden die Grundlage für die Äquieffektivitätsthese.

A. Carkhuff z. B. ging der Frage nach der Effektivität der Ausbildung nach.

Die Ergebnisse der Untersuchung sind insofern verblüffend, als dass das Kompetenzniveau von Studienanfängern höher, jenes von Studienabgängern jedoch niedriger als jenes von Laien ist, und überraschenderweise auch niedriger als die Anfangsleistung. (Carkhuff & Berenson 1967 / Carkhuff, Kratochvil & Friel 1968)

Man könnte die Vermutung anstellen, dass die Ausbildungszeit nicht für Inhalte genutzt wird, die auf das Persönlichkeitswachstum bezogen sind, während Programme für Laien einfach versuchen, Leute darauf vorzubereiten, anderen zu helfen. Der Professionelle klammert sich an Theorien und Rollen, während der Laie einfach versucht, "to stay with and be with the client". Ihm bleibt insofern auch das professionelle Rollendilemma erspart, das aus der Unerlaubtheit herrührt, sich auf die Lebensumstände einer hilfeschuchenden Person einzulassen. (vgl. Müller-Kohlenberg, 1996, S. 12 - 14)

Carkhuff fasst die Vorteile der Laienhilfsangebote in 6 Punkten zusammen:

1. Die Möglichkeit, sich auf das Lebensmilieu des Hilfsbedürftigen einzulassen.
2. Die Möglichkeit, eine etwa gleichrangige Beziehung mit dem Klienten einzugehen.
3. Die Möglichkeit, einen aktiven Part im Leben des Patienten einzunehmen.
4. Die Möglichkeit, sich zutreffend in die Lebenswelt des Klienten einzufühlen.
5. Die Möglichkeit, dem Klienten innerhalb seines Relevanzsystems erfolgreicherer Handeln beizubringen.
6. Die Möglichkeit, den Klienten innerhalb seines sozialen Systems dazu zu befähigen, höhere Kompetenzniveaus zu erreichen.

(vgl. Müller-Kohlenberg 1996, S. 14 u. 15, zitiert nach Carkhuff 1968, S. 121)

Carkhuff sieht auch keine Einschränkungen zur Frage, welchen Klientengruppen Laien helfen können. (vgl. Müller-Kohlenberg 1996, S. 15)

B. Durlak führte 1979 eine Metaanalyse durch, die zu heftigen Kontroversen führte.

Mit seiner Metaanalyse wollte er folgende Hypothese überprüfen:

"Ehrenamtliche erreichen im klinischen Bereich gleiche oder signifikant bessere Ergebnisse als Professionelle!"

Die insgesamt 42 Untersuchungen, die er durchführte, bezogen sich auf unterschiedliche Funktionen und Tätigkeitsfelder. Nur in einer der Untersuchungen waren die Professionellen erfolgreichere Helfer als die Laien.

Die eindeutigsten Ergebnisse gab es im klinischen Bereich mit leicht- bis schwergestörten Psychatriepatienten! Dabei ist auch noch zu erwähnen, dass Durlak auf die Kriterien der Erfolgsmessung besonderes Augenmerk legte und nur Ergebnisse mit methodologischen Standards veröffentlichte.

Weitere interessante Ergebnisse sind folgende:

*Klienten, die von Ehrenamtlichen behandelt wurden, fühlten sich am Ende der Therapie durchschnittlich besser als 63 % derjenigen, die von Professionellen behandelt wurden.

*Unterschiedliche Behandlungsarten brachten keine Unterschiede in den Ergebnissen.

*Professionelle hatten bei kürzeren Behandlungen bzw. mit älteren Klienten mehr Erfolg als Ehrenamtliche. (vgl. Müller-Kohlenberg 1996, S.16 - 19)

C. In die Metaanalyse von Gunzelmann, Schiepek & Reinecker (1997) wurden auch neuere Originalstudien einbezogen.

Insgesamt flossen 184 Veröffentlichungen in die Metaanalyse. Ihre Ergebnisse sind kurzgefasst folgende:

*Laien erreichen meist höhere Effekte, wenn sie nicht in bestimmten Methoden trainiert werden.

*Laien sind besonders gut in Behandlungen, wo unspezifische Alltagsaktivitäten im Mittelpunkt stehen!

Es ist anzumerken, dass Laien in den Faktoren des Problemlösens, in Beziehungsaufbau und im realen Erleben bessere Erfolge haben, während sich Professionelle mit dem Klärungsfaktor leichter tun. Schließlich fordert die Autorin, die Kompetenzen und das Engagement von Laien im Konzept der psychosozialen Versorgung zu berücksichtigen. (vgl. Müller-Kohlenberg 1996, S. 207-209)

Was weiters von Bedeutung für den Vergleich zwischen Laien und Professionellen ist, ist das Interesse des Beraters oder des Therapeuten für den Patienten als wichtigste unspezifische Variable. Sympathie zu dem Berater oder Therapeuten kann die therapeutisch erwünschte Reaktion auslösen. (vgl. Müller-Kohlenberg 1996, S. 19 u. 20)

8.3 Ist das soziale Ehrenamt automatisch Laienarbeit?

Zwar ist in diesem Kapitel hauptsächlich von Laintätigkeit bzw. Laienkompetenz die Rede, ich möchte jedoch darauf hinweisen, dass Ehrenamtliche nicht automatisch nur Laien sein müssen!

Darauf weisen auch Rauschenbach, Müller, Otto (1992) hin: Mit dem sozialen Ehrenamt werde üblicherweise die Arbeit von Laien charakterisiert. Deren spezifische Stärke liege darin, das Handeln aus den Ressourcen alltäglicher Erfahrung und nicht aus den routinisierten, auf formaler Qualifikation, also Ausbildung basierenden Berufsvollzügen abzuleiten. Aber auch hier beginnen sich die Konturen aufzulösen:

Erstens ist diese Zuordnung auf ein Professionsverständnis fixiert, das mit der Ausgrenzung von Erfahrung und Betroffenheit sich selbst zum Problem geworden ist.

Zweitens konstituiert sich ehrenamtliche Arbeit nicht vorrangig über Betroffenheit und Erfahrung, sondern aus der Bereitschaft, sich für andere zu engagieren. Dabei sind alle Kombinationen von Wissen, Erfahrung, Distanz und Betroffenheit denkbar.

Drittens haben sich seit langem ehrenamtlich Tätige in vielen Bereichen einen Wissensstand angeeignet, der dem Expertenwissen oft nicht unähnlich ist.

Viertens wird schließlich auch die formale Qualifikation als Zuordnungsparameter unscharf, da immer mehr einschlägige Ausgebildete während der Ausbildung, neben der Arbeit oder statt der Erwerbsarbeit ehrenamtlich tätig sind.

(vgl. Rauschenbach/Müller/Otto 1992, S. 234)

Auch andere Autoren wie z. B. Eva Hollerweger (1999) schließen sich der Meinung an, dass ehrenamtliche Arbeit nicht automatisch Laienarbeit sein muss. Sie ist der Meinung, dass ehrenamtliche Tätigkeit keineswegs mit Laienarbeit gleichgesetzt werden darf, wie das manchmal getan wird. Vielmehr übernehmen Ehrenamtliche Aufgaben in allen möglichen Bereichen, in welchen mehr oder weniger Fachwissen nötig ist: Mitarbeit in Einzelbetreuung, BesucherInnendienst, Arbeit in Gremien, Vereinsvorständen, in allgemeinen Verwaltungstätigkeiten, in der Öffentlichkeitsarbeit sowie der Beteiligung an Sammlungen für humanitäre Zwecke. (vgl. Eva Hollerweger 1999, S. 8-15)

Es wird aus diesen oben angeführten Beiträgen deutlich, dass sg. LaienhelferInnen sehr oft keine wirklichen LaiInnen mehr sind, da sie durch Wissen und Erfahrung sehr wohl eine fachliche Qualifikation aufweisen. Der Terminus LaienhelferIn muss also mit Vorsicht verwendet werden und das soziale Ehrenamt darf nicht automatisch mit Laintätigkeit gleichgesetzt werden.

9. Ehrenamtliche Sozialbegleitung

9.1 Ist-Zustand der KlientInnen zum Beginn der Begleitung

Es gibt eine Reihe von Symptomen, die den Ist-Zustand der KlientInnen, die eine Sozialbegleitung in Anspruch nehmen, kennzeichnen. Klaus Nouvertné (zit. nach Schöck 1996, S. 11) zeichnet ein Bild des dreifachen Leidens der psychisch erkrankten MitbürgerInnen, das ich an dieser Stelle wiedergeben möchte:

Es ist erstens das Leiden, das mit den psychiatrischen Symptomen verknüpft ist. Unabhängig von der Art der psychiatrischen Erkrankung verursachen viele dieser Symptome bei den betroffenen Menschen Angstgefühle und großen Leidensdruck.

Zum zweiten leiden psychisch Erkrankte an der Stigmatisierung ihrer Krankheit. Es ist leider immer noch so, dass psychisches Leiden vielfach anders gewertet wird als körperliches Leiden. Das führt u. a. auch dazu, dass viele Angst vor einer sozialen Entwertung haben und sich nicht mehr als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft sehen.

Zum dritten leiden psychisch kranke Menschen unter ihrer Isolation. Sie wird oft freiwillig in Kauf genommen, um Ruhe „vor den anderen“ zu haben und der Diskriminierung im direkten Kontakt zu entgehen. Wer psychisch erkrankt, verliert sehr häufig seinen bisherigen Freundes- und Bekanntenkreis. An dessen Stelle treten oft Bekannte aus dem Kreis der Mitpatienten. Durch die soziale Isolation kann sich zusätzlich Misstrauen anderen gegenüber einschleichen. Andererseits bleiben aber die sozialen Bedürfnisse im Prinzip die gleichen wie bei psychisch gesunden Menschen. Der Wunsch nach Kontakten mit „gesunden Menschen“ - und nicht ausschließlich mit Betroffenen, wird häufig geäußert, bleibt aber oft unerfüllt.

Leidensdruck, Stigmatisierung und Isolation beschreiben also häufig den Zustand der betroffenen Personen, wenn sie in eine Sozialbegleitung einsteigen. Ressi (2000, S. 7) weist nun darauf hin, warum gerade hier eine Sozialbegleitung eine Hilfe für die Betroffenen darstellen kann und schreibt zu der Thematik folgendes: „Menschen mit psychischen Störungen sind meist unsicher und ängstlich im Kontakt mit anderen, zweifeln an sich selbst, fühlen sich minderwertig und sind dem Alltag kaum gewachsen. Infolgedessen ziehen sie sich immer mehr zurück, verlassen ihre Wohnungen kaum und brechen die Kontakte zu Nachbarn, Freunden und Verwandten ab. Verschärft wird diese Reaktion durch die Reaktion der Umgebung, die sich ihrerseits aus Unkenntnis, Unsicherheit und Nicht-Akzeptieren-Können oder Nicht-Akzeptieren-Wollen von dem psychisch kranken Menschen zurückzieht. Diese Menschen schaffen den Weg aus der Isolation leider nicht mehr allein. Sie brauchen jemanden, der ihnen wohlwollend zur Seite steht, bereit ist, sich mit ihnen regelmäßig zu treffen, ihre Bedürfnisse ernst zu nehmen und diese motiviert, Schritt für Schritt wieder am Alltagsleben teilzunehmen.“

Auch Schöck (1996) ist ähnlicher Meinung. Sie schreibt, dass mit der Auffächerung Nouvertnés deutlich werde, dass die sozialen Folgen unmittelbare Krankheitsfolgen

seien. Gerade aber die soziale Isolation könne am wenigsten durch Fachleute aufgefangen werden. Weder im Klinikalltag noch im außerstationären Bereich können die Fachleute den verlorengegangenen Bekanntenkreis, Freunde und Partner ersetzen. Und genau hier will die ehrenamtliche Sozialbegleitung ansetzen! Diese Kompetenz der Bürger gilt es auch den Fachleuten zu vermitteln. (vgl. Schöck 1996, S. 11)

So wird also die Sozialbegleitung als Hoffnungsschimmer zu einer Verbesserung des psychischen Zustandes der KlientInnen gesehen und aus diesem Grund für eine Sozialbegleitung plädiert. Im nächsten Unterkapitel will ich einen Blick auf die Grundpositionen ehrenamtlicher Sozialbegleitung werfen, um zu klären, was ehrenamtliche Sozialbegleitung eigentlich ist.

9.2 Grundpositionen des freiwilligen sozialen Engagements in der ehrenamtlichen Sozialbegleitung

Diese von Schöck (1996, S. 12-14) beschriebenen Grundpositionen des freiwilligen sozialen Engagements in der Sozialpsychiatrie möchte ich hier teilweise wiedergeben, sofern sie für mich auf die ehrenamtliche Sozialbegleitung zutreffend scheinen. Schöck (dies.) spricht dabei von Bürgerhilfe im sozialpsychiatrischen Bereich, was sich für mich mit der ehrenamtlichen Sozialbegleitung deckt, weshalb ich in den kommenden Punkten auch den Begriff der Bürgerhilfe durch den Begriff der ehrenamtlichen Sozialbegleitung ersetzen möchte. Was ist also zentral in der Begegnung zwischen ehrenamtlichen SozialbegleiterInnen und KlientInnen?

1. Die Begegnung zwischen Ehrenamtlichen und KlientInnen ist eine Begegnung auf persönlicher Ebene, die der Ausgrenzung und Vereinsamung entgegen wirken soll. Dazu gehört es, Kontakte auf längere Zeit zu haben, um eine Beziehung aufbauen zu können. Ein therapeutischer, beruflicher oder öffentlicher Auftrag wird nicht gesehen. Was die ehrenamtliche Sozialbegleitung will, ist ein partnerschaftlicher Umgang mit Psychiatrie-Erfahrenen, ist Präsenz und Begleitung im Alltag. Ehrenamtliche SozialbegleiterInnen wollen Hilfe nicht aufdrängen, sondern Hilfe zur Selbsthilfe leisten, den anderen als gleichberechtigte Persönlichkeit gelten lassen, von und mit ihm lernen.

Ich möchte die Präsenz und Begleitung im Alltag herausstreichen, die Professionelle im Regelfall nicht anbieten können.

2. Die Kontakte, aus denen sich auch Freundschaften entwickeln können, sind zeitlich nicht befristet und ermöglichen das langsame Wachsen von Vertrauen. Zeit haben und Zeit lassen ist eine wichtige Größe! Die oft langjährigen Kontakte werden zu einer stabilen Beziehung, die auch in schwierigen Situationen und Krisen tragfähig bleibt.

Wobei es sich, wie ich mit Gesprächen mit den FachbereichsleiterInnen von Pro humanis als Problem herausstellen kann, wenn ein/-e SozialbegleiterIn den Kontakt abbrechen möchte und der/die KlientIn das als Vertrauensbruch sieht und sich einen weiteren Kontakt wünscht. Es steht aus diesem Grund bei Pro humanis in Diskussion,

ob die Begleitung erstmals befristet wird, damit die KlientInnen nicht automatisch annehmen, dass der/die BegleiterIn ihnen jahrelang zur Seite steht. In manchen Fällen würde diese Regelung bestimmt einigen Schwierigkeiten vorbeugen und die SozialbegleiterInnen hätten gleichzeitig die Freiheit zu entscheiden, ob sie z. B. nach einem Jahr mit der Begleitung fortfahren möchten. Ich könnte mir vorstellen, dass dies eine sinnvolle Hilfestellung wäre, den SozialbegleiterInnen die Angst zu nehmen, "ewige" BegleiterInnen sein zu müssen. Allerdings glaube ich auch, dass eine zu kurze Begleitung die Effektivität derselben mindern kann, da die KlientInnen es vielleicht nicht schaffen, sich in einer zu begrenzten Zeit zu öffnen und die Beziehung zwischen BegleiterInnen und KlientInnen sich nicht entfalten kann.

3. Nach dem Selbstverständnis der ehrenamtlichen Sozialbegleitung ist ihre Kompetenz eigenständig und unabhängig. SozialbegleiterInnen verstehen sich nicht als Minitherapeuten oder als verlängerter Arm von Fachleuten. Bei einer Aufgabenzuweisung durch Fachleute würde im Gegenteil gerade das verloren gehen, was eine ganz spezifische Stärke der ehrenamtlichen BegleiterInnen bedeutet: dem anderen als Mitbürger auf gleicher Ebene zu begegnen, als aufgeschlossener Sozialpartner, ohne therapeutische Rolle, aber mit Verständnis, Toleranz, Interesse, Sympathie, Geduld und Vertrauen.

Neben der Präsenz im Alltag (siehe Punkt 1) erachte ich die Begegnung auf derselben Ebene zwischen SozialbegleiterInnen und KlientInnen (siehe Punkt 2) als sehr wichtig.

4. Zu der Kompetenz der Sozialbegleitung gehört auch, dass die SozialbegleiterInnen um ihre Grenzen der Hilfsmöglichkeiten als auch jene, die zu ihrem Eigenschutz notwendig sind, wissen und auch die Individualität des Partners stützen. So kann Hilfe zur Selbsthilfe geleistet werden.

In diesen Bereich fällt der Umgang mit Nähe und Distanz, dem Abgrenzen der SozialbegleiterInnen von den KlientInnen. Hat man es bis dahin nicht gelernt, sich abzugrenzen, wird man während der Sozialbegleitung meist massiv damit konfrontiert, dass man es lernen muss, seine Grenzen zu ziehen.

5. Ehrenamtliche Sozialbegleitung will Schwierigkeiten, Probleme und Handicaps, die aus seelischen Krisen erwachsen, nicht verdrängen, sondern versuchen, einen normalen Umgang - unter Berücksichtigung der Punkte 1-4 zu finden.
(vgl. Schöck 1996, S. 12-14)

9.3 Erwartungen und Schwerpunkte in Bezug auf ehrenamtliche Sozialbegleitung

Die Erwartungen an eine sinnvolle Sozialbegleitung psychisch kranker Menschen gehen dahin, dass

1. es um gelebte Solidarität mit psychisch kranken Menschen geht;
2. es eine partnerschaftliche Begegnung ohne Therapieauftrag geben soll u.

ob die Begleitung erstmals befristet wird, damit die KlientInnen nicht automatisch annehmen, dass der/die BegleiterIn ihnen jahrelang zur Seite steht. In manchen Fällen würde diese Regelung bestimmt einigen Schwierigkeiten vorbeugen und die SozialbegleiterInnen hätten gleichzeitig die Freiheit zu entscheiden, ob sie z. B. nach einem Jahr mit der Begleitung fortfahren möchten. Ich könnte mir vorstellen, dass dies eine sinnvolle Hilfestellung wäre, den SozialbegleiterInnen die Angst zu nehmen, "ewige" BegleiterInnen sein zu müssen. Allerdings glaube ich auch, dass eine zu kurze Begleitung die Effektivität derselben mindern kann, da die KlientInnen es vielleicht nicht schaffen, sich in einer zu begrenzten Zeit zu öffnen und die Beziehung zwischen BegleiterInnen und KlientInnen sich nicht entfalten kann.

3. Nach dem Selbstverständnis der ehrenamtlichen Sozialbegleitung ist ihre Kompetenz eigenständig und unabhängig. SozialbegleiterInnen verstehen sich nicht als Minitherapeuten oder als verlängerter Arm von Fachleuten. Bei einer Aufgabenzuweisung durch Fachleute würde im Gegenteil gerade das verloren gehen, was eine ganz spezifische Stärke der ehrenamtlichen BegleiterInnen bedeutet: dem anderen als Mitbürger auf gleicher Ebene zu begegnen, als aufgeschlossener Sozialpartner, ohne therapeutische Rolle, aber mit Verständnis, Toleranz, Interesse, Sympathie, Geduld und Vertrauen.

Neben der Präsenz im Alltag (siehe Punkt 1) erachte ich die Begegnung auf derselben Ebene zwischen SozialbegleiterInnen und KlientInnen (siehe Punkt 2) als sehr wichtig.

4. Zu der Kompetenz der Sozialbegleitung gehört auch, dass die SozialbegleiterInnen um ihre Grenzen der Hilfsmöglichkeiten als auch jene, die zu ihrem Eigenschutz notwendig sind, wissen und auch die Individualität des Partners stützen. So kann Hilfe zur Selbsthilfe geleistet werden.

In diesen Bereich fällt der Umgang mit Nähe und Distanz, dem Abgrenzen der SozialbegleiterInnen von den KlientInnen. Hat man es bis dahin nicht gelernt, sich abzugrenzen, wird man während der Sozialbegleitung meist massiv damit konfrontiert, dass man es lernen muss, seine Grenzen zu ziehen.

5. Ehrenamtliche Sozialbegleitung will Schwierigkeiten, Probleme und Handicaps, die aus seelischen Krisen erwachsen, nicht verdrängen, sondern versuchen, einen normalen Umgang - unter Berücksichtigung der Punkte 1-4 zu finden.
(vgl. Schöck 1996, S. 12-14)

9.3 Erwartungen und Schwerpunkte in Bezug auf ehrenamtliche Sozialbegleitung

Die Erwartungen an eine sinnvolle Sozialbegleitung psychisch kranker Menschen gehen dahin, dass

1. es um gelebte Solidarität mit psychisch kranken Menschen geht;
2. es eine partnerschaftliche Begegnung ohne Therapieauftrag geben soll u.

3. Hilfen zur Wiedereingliederung in die Gesellschaft bzw. in das Lebensumfeld geboten werden sollen, eine Ausgrenzung möglichst verhindert werden soll, Vorurteile und Diskriminierung abgebaut werden sollen;
(vgl. Schöck 1996, S. 8)

Erwartungen bezüglich Solidarität, partnerschaftlicher Begegnung sowie Hilfen zur Wiedereingliederung in die Gesellschaft spiegeln auch die unter Kap. 9.2 besprochenen Grundpositionen der Sozialbegleitung wider. Als Ziel wird dabei wohl vorrangig die Wiedereingliederung in die Gesellschaft gesehen. Die freiwillige Mitarbeit von Sozialbegleitern hat ihren Schwerpunkt der Ansicht Schöcks (1996, S. 10) in der gemeinsamen Freizeitgestaltung mit Menschen, die schon einmal psychisch krank waren oder sich bei Kontakten schwer tun, durch ein gezieltes, im Rahmen des Möglichen vorurteilsfreies Kontaktangebot und in Alltagshilfen. Diesem Engagement liegt das Wissen zugrunde, dass das Bedürfnis nach sozialem Kontakt elementar ist. Freizeitgestaltung und Alltagshilfen sind auf dem Weg zu einer Wiedereingliederung in die Gesellschaft meiner Meinung nach eine sinnvolle Hilfestellung.

9.4 Sozialbegleitung als Chance zur Selbstverwirklichung

Pauline Leitner, Fachbereichsleiterin der freiwilligen Sozialbegleitung in den Bezirken der Steiermark, schreibt im Jahresbericht von Pro Humanis (2000, S. 14): „Um Missverständnissen vorzubeugen, möchte ich die Definition von Selbstverwirklichung nach der Maslow'schen Theorie verstanden wissen. Sie besagt, dass der selbstverwirklichte Mensch seine Fähigkeiten besser einsetzen kann, eine bessere Wahrnehmungsfähigkeit, größere Offenheit für Erfahrungen hat, eine integriertere Person ist, stärkere Spontaneität und Expressivität besitzt, voller Funktionen und Lebendigkeit ist; er kennt seine Einzigartigkeit, hat ein reales Selbst, ist fähig, Abstraktes und Konkretes zu vereinen, hat eine demokratische Charakterstruktur und ist liebesfähig. Sozialbegleitung ist ausschließlich Beziehungsarbeit, welche eines authentischen Menschen bedarf. Authentizität bedeutet unter anderem Eigen- und Fremdwahrnehmung und sachliche Beurteilung von Situationen. Durch die ehrenamtliche Tätigkeit Sozialbegleitung bieten sich meiner Meinung nach auf fünf Ebenen Chancen für eine Selbstverwirklichung.“

Leitner (2000) bezieht sich auf die 5 Ebenen Beziehung, Nähe und Distanz, Ziel-Angebot, Selbstmanagement und Wissen. Ich möchte die beiden Ebenen Beziehung sowie Nähe und Distanz im Kapitel 10 näher beschreiben und werde jetzt mehr auf die Ebenen Ziel-Angebot, Selbstmanagement und Wissen eingehen:

* Ziel-Angebot: Sozialbegleitungen haben unterschiedliche Startbedingungen. Bei Zuweisungen von professionellen Stellen (z. B. Psychosoziales Zentrum, Klinik) kann es Zielvorgaben geben, an welchen sich die Sozialbegleitung ausrichten kann. Bei anderen Zuweisungen oder Eigenmeldungen kann das Ziel bereits formuliert sein - oder es muss erst ausgehandelt werden, wobei SozialbegleiterInnen auf ihre Kommunikationsfähigkeit, Wahrnehmung und Kreativität angewiesen sind. Soziale Kompetenz, Wissen um seine eigenen Fähigkeiten u. Ressourcen sind gefragt. Hier ist eine Abstimmung von Zielvorstellungen und Angebot bzw. Angebot und Ziel unbedingt nötig!

Das bedeutet in meinen Augen, dass das Gespräch der SozialbegleiterInnen mit den KlientInnen und den zuweisenden Stellen sowie Pro humanis eine notwendige Sache zur Klärung von Angebotsmöglichkeiten der BegleiterInnen sowie realistischen Zielvorstellungen der KlientInnen darstellt.

* Selbstmanagement: Zwar haben SozialbegleiterInnen die Möglichkeit (und auch Verpflichtung), in Supervisionen ihr Handeln und Tun zu reflektieren, trotzdem sind sie eigenverantwortlich, wie auch der/die ihnen zugewiesene KlientIn. Im Zeitraum zwischen den Treffen und Ereignissen und der nächsten Supervision ist Selbstmanagement gefragt, wobei Schweigepflicht, Selbstwertgefühl, Denken, Verhaltensmuster und auch Konfliktfähigkeit das Selbstmanagement beeinflussen. Das Hinterfragen und Beleuchten aller angeführten Bereiche kann zu einem besseren Eigen- und Fremdverständnis sowie zu einem guten Lebensgefühl beitragen.

Es besteht für mich eigentlich kein Zweifel daran, dass gerade die Eigenverantwortung, die Selbstreflexion und das Beleuchten von Konflikten einen entscheidenden Beitrag zum persönlichen Wachstum leisten kann.

* Wissen um mögliche Stressoren und den Umgang damit: Sozialbegleitungen können positive als auch negative Stressfaktoren beinhalten. Positiver Stress stellt bekannter Weise eine menschliche Motivationsbasis dar und begünstigt die Kreativität. Negativer Stress kann sowohl unlustfördernd als auch krankheitserregend wirken. Das Wissen um diese möglichen Stressoren und das Wissen um den Umgang damit hilft in der Lebensbewältigung ganz allgemein. Für die Sozialbegleitung gilt weiters, dass eventuelle Kränkungen und Frustrationen mit dem Klientel nicht zur Gänze ausgeräumt werden können. (vgl. Leitner, Pauline 2000, S. 15)

Auch der letztgenannte Punkt bezieht sich auf Lebensbewältigung und persönliches Wachstum der BegleiterInnen, wobei ein wichtiger Faktor meiner Ansicht jener ist, mit evt. Kränkungen und Frustrationen von Seiten der KlientInnen leben zu lernen und diese nicht überzubewerten.

9.5 Sinnhaftigkeit der ehrenamtlichen Sozialbegleitung

In Vorwortes des Buches „30 Jahre Bürgerhilfe in der Sozialpsychiatrie“, dem Tagesbericht der Pro mente Wien schreibt Dr. Michael Ertl (1996, S. 11): „Die Psychiatrie als eigenes Fachgebiet stellt seit mehr als 100 Jahren einen Teil aller medizinischen Disziplinen dar. Sie hat wie kaum eine andere medizinische Fachrichtung in den letzten Jahrzehnten einen enormen Aufschwung genommen durch die Entwicklung von differenzierten Behandlungsangeboten und einer grundlegenden Verbesserung der psychosozialen Situation der Bevölkerung. Gleichzeitig gibt und gab es immer wieder individuelles Engagement (innerhalb und außerhalb der Akademischen Psychiatrie), dem der Rahmen einer herkömmlichen psychiatrischen Behandlung zu eng und letztendlich auch zu wenig bedürfnisgerecht für den Betroffenen - den Patienten - erscheint. Auf der Erkenntnis basierend, dass die Verankerung der psychischen Anteile des Menschen nicht ausschließlich in seinem biologischen Erbe zu suchen ist (was zu einer Vielfalt sowohl helfender als auch problematischer Thera-

pieverfahren für psychisch erkrankte Menschen geführt hat), sondern dass der Mensch als solcher immer wieder Teil eines Gemeinwesens und somit in Beziehung zu seiner jeweils persönlichen Umwelt zu verstehen ist, so dass psychische Störungen auch dadurch entstehen, dass eben diese Beziehungen beeinträchtigt, gestört oder unterbrochen sind. Von dieser Überlegung ausgehend erscheint es nur folgerichtig, dass Menschen, die aufgrund einer psychischen Störung in soziale Isolation, Rückzug und Vereinsamung fallen, eine Person zu ihrer Seite haben, die sie aus ihrer psychischen und sozialen Situation herausholt - auch wenn dies nur für Augenblicke möglich ist - und wiederum zu etwas mehr Leben und Gemeinsamkeit beiträgt.

Wie bereits mehrfach angesprochen, liegt die wohl größte Stärke der ehrenamtlichen Sozialbegleitung darin, Menschen aus sozialer Isolation, Rückzug und Vereinsamung herauszuholen und ihnen ein Gegenüber auf gleicher Ebene zu sein. Dies alleine ist meiner Ansicht wohl schon genug Argument für eine entsprechende Begleitung. Im folgenden Kapitel möchte ich noch auf die Beziehung zwischen SozialbegleiterInnen und KlientInnen zu sprechen kommen, die für das Gelingen einer Begleitung entscheidend ist.

10. Beziehung zwischen ehrenamtlichen SozialbegleiterInnen und KlientInnen

10.1 Voraussetzungen einer guten Beziehung

Als eine Voraussetzung zum Gelingen einer Beziehung zwischen BegleiterInnen und KlientInnen wird von einigen ehrenamtlichen Befragten Otto-Schindlers (1996) eine gegenseitige Freiwilligkeit gesehen. Diese Annahme führt bei einigen Ehrenamtlichen weiters zur Überlegung, dass berufliche HelferInnen nicht oder nur in geringerem Maße in der Lage seien, eine positive Betreuung aufzubauen. Sie begründen dieses These auch mit der Tatsache, dass Hauptamtliche für ihre Tätigkeit bezahlt würden und somit arbeitsvertraglich verpflichtet seien. Flexibilität und Kreativität im Handeln seien somit eingeschränkt. (vgl. Otto-Schindler 1996, S. 130/131)

Dass berufliche HelferInnen nicht oder nur im geringen Maße dazu in der Lage sind, eine positive Betreuung aufzubauen, kann ich für mich nicht bejahen. Ich möchte mich davor hüten, die beruflichen HelferInnen auf diese Weise abzuurteilen. Dass jedoch der berufliche Druck und die begrenzte Zeitkapazität ein Hindernis für eine gelungene Beziehung zu den KlientInnen darstellen können, ist meiner Meinung nach jedoch richtig und wird auch von einigen der von mir befragten Klientinnen angedeutet.

Es stellt sich weiters die Frage, was ehrenamtliche SozialbegleiterInnen in der Praxis des Begleitens brauchen, d. h. welche Kriterien im praktischen Umgang wichtig sind. Dazu nennt Görtz (1996) folgende Punkte:

- A. Geduld: nicht gleich etwas Spektakuläres erwarten, Veränderungen zeigen sich langfristig.
- B. Austausch mit anderen BegleiterInnen, um den Umgang mit der eigenen Unsicherheit und auch von den Erfahrungen der anderen zu lernen;
- C. Gespür für die KlientInnen und sich selbst; Was tut gut? Was ist angebracht für die entsprechende Situation? (vgl. Görtz 1996, S. 91)

Zusammenfassend werden also Freiwilligkeit, Geduld, Gespür für die KlientInnen und der Austausch mit anderen BegleiterInnen als Voraussetzung einer guten Beziehung zwischen KlientInnen und BegleiterInnen gesehen.

10.2 Basisfaktoren einer gelungenen Beziehung

Müller-Kohlenberg (1996, S. 61) nennt 6 wichtige Faktoren einer gelungenen Betreuungsbeziehung zwischen SozialbegleiterInnen und KlientInnen:

1. Gegenseitigkeit: Eine gelungene Begleitung wird meist als freundschaftlich oder kameradschaftlich bezeichnet.
2. Einbettung in den Alltag
3. Transparenz der Kontrollfunktion: Ambivalenz des Begleiters/der Begleiterin zwischen Loyalität zum Betreuten und Rechenschaft gegenüber dem Gericht.
4. Lockere, entspannte Atmosphäre

5. Bereitschaft zur persönlichen Offenheit des Begleiters/der Begleiterin
6. Gemeinsame Aktivitäten

Hervorheben möchte ich hier die Ambivalenz des Betreuers zwischen Loyalität zum Betreuten und Rechenschaft gegenüber dem Gericht. Ich kann hierzu nicht viel sagen, kann mir aber vorstellen, dass sich hier schwierige Situationen in der Praxis ergeben können, wo viel Fingerspitzengefühl und Sensibilität von Seiten der BegleiterInnen erforderlich ist. Weiters wichtig wird von Müller-Kohlenberg (dies.) eine Bereitschaft zur persönlichen Offenheit des Begleiters/der Begleiterin gesehen, die ebenfalls eine Gegenseitigkeit der Beziehung voraussetzt. Wahrscheinlich wird sich der Klient leichter tun, sich zu öffnen, wenn auch der/die BegleiterIn etwas von sich preisgibt.

Leitner (2000, S. 14) sieht als Basisfaktoren der Beziehung zwischen SozialbegleiterInnen und Menschen mit psychischen Störungen eine von a.) Verständnis und b.) Vertrauen getragene Beziehung.

Zu a.) Verständnis für einen Menschen in seinem „So-Sein“ ist eine Grundvoraussetzung für das Entstehen eines Gefühls des Angenommenseins. Dies erfordert ein Kennen der eigenen Schwächen, Hilflosigkeiten und Stärken sowie Toleranz, Akzeptanz, Geduld und Ausdauer.

Für mich die richtige Annahme meines Gegenübers auch nur unter der Voraussetzung möglich, dass ich meine eigenen Schwächen sowohl kennen als auch annehmen kann. Dies ist manchmal gar nicht so einfach und kann auch ein hartes Stück Arbeit erfordern, was sich jedoch meiner Meinung nach auf jeden Fall zu lohnen scheint.

Zu b.) Vertrauen in einer Beziehung entsteht durch Wertschätzung. Dazu notwendig ist das Wissen um die eigene Weltanschauung, die eigenen Werte und Ziele sowie jener meines Gegenübers. Ob und wie weit das in die verbale Ebene einbezogen werden kann, hängt von der momentanen Fähigkeit und den Bedürfnissen des/der Klienten/-in ab. Wichtig ist jedoch das Wissen über Übereinstimmungen und Diskrepanzen beider Seiten. Durch Vertrauen und Wertschätzung von meiner Seite kann sich mein Gegenüber mir öffnen, ohne sich fürchten zu müssen, dass ich ihn/sie wegen seiner/ihrer Anschauungen und Werte auslachen oder ablehnen werde. Sowohl das Entgegenbringen von Verständnis, Wertschätzung und der Aufbau von Vertrauen erfordern Zeit und Geduld. Wenn sie in einer Beziehung gewachsen sind, hat diese jedoch ein festes Fundament, das meiner Ansicht nach vieles zu tragen vermag.

10.3 Belastungsfaktoren für die Ehrenamtlichen

Meines Erachtens gibt es eine breite Palette an möglichen Belastungsfaktoren. Sie umfasst psychische Erkrankungen der KlientInnen, die sich als Depression, Manie, schizophrene oder affektive Störungen, Angst- u. Zwangsstörungen, Persönlichkeits- und Verhaltensstörungen bis zu den Störungsbildern, die aus Suchterkrankungen wie Alkoholabhängigkeit oder ähnlichem resultieren, äußern können. Es stellt sich nun die Frage für die SozialbegleiterInnen, wie sie mit derartigen krankheitsbedingten Erscheinungen umgehen sollen. Sie oder er ist als ganze Person herausgefordert, in einer Weise zu reagieren, die dem Betreffenden angemessen ist. Dazu ist natürlich Hintergrundwissen über die jeweiligen Krankheitsbilder und ein Austausch mit anderen Sozialbegleitern in der Supervision hilfreich und wichtig.

Ein anderer Belastungsfaktor können übersteigerte Erwartungen der SozialbegleiterInnen an sich selbst sein. Vielleicht wollen sie den/die KlientIn heilen oder gesund machen und sehen sich als eine Art Erlöser. Auch dies kann zu einer großen Belastung werden, wenn die BegleiterInnen sich nicht früh genug von diesem Anspruch befreien können. (siehe auch Kap. 7.4.3: Das Helfersyndrom)

Pro humanis betont z. B. bereits in der Einschulung, dass es nicht darum geht, die KlientInnen zu heilen, sondern sie zu begleiten. Dies soll den BegleiterInnen wahrscheinlich auch immer wieder deutlich gemacht werden, wenn sie zu sehr in die „Erlöser-Rolle“ rutschen.

Weitere Belastungsfaktoren können die Überidentifikation mit den Problemen des Klientels, die Überschreitung von Tabugrenzen sowie übersteigerte Anteilnahme und Mitempfinden sein. (vgl. Müller-Kohlenberg 1994, S. 68)

In diesen Bereich fällt auch der Umgang mit Nähe und Distanz, worauf ich im nächsten Unterkapitel noch zu sprechen kommen möchte. Dazu einige relevante Fragen als vorläufiger Denkanstoss:

*Wie schaffe ich es, einen gesunden Abstand zu den Problemen der zu begleitenden Person zu bewahren?

*Wie finde ich Kraft, mich von einer vereinnahmenden Person abzugrenzen?

Aber auch umgekehrt:

*Wie schaffe ich es, Nähe zu einer Person herzustellen, die sich sozial total isoliert hat?

10.4 Umgang mit Nähe und Distanz

In dem Einschulungsmodus von Pro humanis, dem Verein, der ehrenamtliche SozialbegleiterInnen auf ihre Tätigkeit vorbereitet, gibt es auch eine Einheit zum Thema „Nähe und Distanz“. Diese Einheit habe ich am 11. 05. 2001 besucht, weil mich das Thema interessierte. Die Referentin war Eveline Ender rsej., von Beruf Sozial- und Lebensberaterin sowie Supervisorin.

10.4.1 Ausgewogenheit zwischen Nähe und Distanz finden

Es ging erstmals um die Frage: Wie schaffe ich es, eine Ausgewogenheit zwischen Nähe und Distanz herzustellen, wenn ich mit anderen Menschen zusammen bin? Fr. Ender sprach von der Wichtigkeit des Wahrnehmens der eigenen Gefühle und Körperreaktionen. Ich kann mich erinnern, dass wir eine interessante Übung dazu machten. Wir mussten uns in Paaren jeweils gegenüber voneinander aufstellen. Nun sollten wir aufeinander zugehen und dann wahrnehmen, wie weit man sich dem anderen nähern wolle, so dass jeder mit den eigenen Gefühlen und Körperwahrnehmungen im Einklang wäre. Dieses Wahrnehmen erachte ich als wichtig dafür, meine eigenen Grenzen zu erkennen und den andern auch zu zeigen. Ist man sich seiner eigenen Grenzen nicht bewusst, kann man erst recht nicht andern gegenüber Grenzen setzen. Wichtig sind also zuerst Selbstwahrnehmung und danach das Vermitteln dessen, was für mich angemessen oder nicht angemessen ist.

Frau Ender meinte weiters, dass es wichtig wäre, sich einen Überblick über die Person, mit der man es zu tun hat, zu schaffen. Um einen guten Überblick zu erhalten, müsse man sich 5 Bereiche im Leben eines Menschen ansehen:

1. Beziehungen, die der/die andere hatte und hat

Alarmzeichen: Bin ich die einzige Ansprechperson, ist es sehr wahrscheinlich, dass die andere Person mich zu vereinnahmen beginnt!

2. Arbeitsfeld der Person

Welche Arbeit? Welchen Stellenwert hat dieselbe?

Arbeitslos? Wie lange?

3. Leib

Kann die Person ihren Körper wertschätzen oder ist sie unzufrieden?

Welchen Stellenwert haben Essen und Trinken?

Was tut meinem Gegenüber gut?

4. Werte

Ehrlichkeit, Treue usw.

Welche Werte vertritt die Person?

5. Besitz

Hat mein Gegenüber viel oder wenig Besitz?

Wie geht sie/er mit ihrem/seinem Besitz um?

Wie kann sie/er mit Geld umgehen?

Wird ständig zuviel ausgegeben oder sich kaum etwas gönnt?

Alle diese oben genannten Punkte können mir helfen, einen Menschen realistisch einzuschätzen und mich ihr/ihm gegenüber dementsprechend verhalten zu können, gerade auch in Bezug auf Nähe und Distanz. Eine realistische Einschätzung kann mich also vor evt. bösen Überraschungen bewahren und hilft mir, rechtzeitig zu signalisieren, was ich mir in der Begleitung vorstellen kann und was nicht.

*Eigene Reaktionen auf hilfsbedürftige Menschen erkennen

In weiterer Folge versuchte Frau Ender, uns zu erklären, was in uns abläuft, wenn wir hilfsbedürftig scheinenden Menschen begegnen. Zum einen wird unser Größenselbst aktiviert, das mir zuflüstert: "Du bist gefragt, du bist eine gute Fee oder ein Retter aus der Not!" Zum andern werden wir zum „Machen“ verführt, statt einfach nur dazusein. Ich beginne, den anderen vor Mitleid ganz klein zu sehen und versuche, alles für ihn zu tun, statt mit ihm zu gehen. Wenn ich nähren, halten, trösten kann, fühle ich mich gut dabei. Wo lasse ich Nähe zu, weil es mir gut tut? Das ist eine wichtige Frage, die man sich stellen darf. Wichtig ist es, die Menschen als Subjekte, nicht als Objekte zu sehen und ihnen auf gleicher Ebene zu begegnen.

*„Nein-Sagen“ lernen

Eine weitere Schwierigkeit für viele „HelferInnen“ ist das „Nein-Sagen“, um sich selbst zu schützen. Wir machten wiederum eine Übung, wo es darum ging, auf verschiedene Arten „Nein“ zu sagen. Wenn wir Grenzen setzen können, indem wir „Nein“ sagen, brauchen wir vor Vereinnahmung nicht mehr Angst zu haben. Es gibt uns eine neue Freiheit im Umgang mit anderen Menschen. Und gerade auch für freiwillige Sozialbegleiter ist diese Fertigkeit eine ganz wichtige, um die richtige Balance zwischen Nähe und Distanz mit ihren KlientInnen zu finden.

Ich persönlich habe diesen Einschulungsnachmittag von Pro humanis für zukünftige SozialbegleiterInnen sehr interessant gefunden und ich konnte mir persönlich gute Impulse für meinen Umgang mit anderen Menschen mitnehmen.

11. Wirkungen des sozialen Ehrenamtes

11.1 Wirkungen der ehrenamtlichen Sozialbegleitung auf die KlientInnen

Meyer et al (1993, S. 30) setzen sich mit individuellen Veränderungen seitens der KlientInnen auseinander und beschreiben

- a. eine Vermehrung der Sozialkontakte
- b. eine Verbesserung des Wohlbefindens
- c. eine Verbesserung des Zugehörigkeitsgefühls
- d. die Überzeugung, wesentliche Aspekte des Lebens kontrollieren zu können
- e. eine Verminderung der Gefühle von Anonymität und Entwurzelung

Pro humanis entwickelte Feedback-Bögen für die KlientInnen, die eine Sozialbegleitung in Anspruch nehmen, wobei 15 % der Bögen ausgefüllt zurückgesandt wurden. 92% davon gaben an, dass sich ihre Lebensqualität durch die Begleitung verbessert habe. Der persönliche Einsatz der BegleiterInnen, das Zuhören, Verständnis, das Zuhören, die Unterstützung, Vertrautheit, Offenheit, Wärme und die Regelmäßigkeit der Treffen sowie die Akzeptanz tut den Betroffenen gut. In Folge wünschen sich viele der KlientInnen mehr Zeit mit ihren BegleiterInnen, dass die Begleitung lange weitergeht sowie die Freundschaft erhalten bleibe. Es wurde angesprochen, dass es leichter wäre, Hilfe in Anspruch zu nehmen, wenn es auch eine finanzielle Anerkennung der SozialbegleiterInnen geben würde. (vgl. Jahresbericht Pro Humanis 2000, S. 23)

Es handelt sich also um durchwegs positive Wirkungen für die KlientInnen und es stellt sich nun die Frage, ob es auch für die ehrenamtlichen SozialbegleiterInnen positive Auswirkungen aus der Begleitung gibt. Auf diese Frage soll das nächste Kapitel eine Antwort geben.

11.2 Wirkungen der ehrenamtlichen Sozialbegleitung auf die Ehrenamtlichen

Soziales Engagement ist zwar auf einen hilfsbedürftigen anderen Menschen ausgerichtet, aber weder aus diesem Umstand noch aus der Unentgeltlichkeit sollte man schließen, dass die HelferInnen dabei leer ausgehen. Der Gewinn immaterieller Art liegt auf verschiedenen Ebenen. Müller-Kohlenberg (1994, S. 60) spricht dabei von der sg. „Helferrückwirkung“.

Die erste Ebene bezieht sich auf soziale Bezüge. Zum einen geht es um die Verwirklichung von Kontakt- und Geselligkeitswünschen, die Strukturierung des Alltags, die sinnvolle Beschäftigung der Ehrenamtlichen, die den Reiz ausmachen. Besonders in der dritten Lebensphase, in welcher manchmal Vereinsamung droht, werden soziale Bezüge zu Recht als Lebenselixier angesehen. Die ehemals berufstätigen Personen haben das Gefühl, immer noch gebraucht zu werden, was unwahrscheinlich wichtig ist.

Die zweite Ebene bezieht sich auf die Genugtuung durch Freude, die man anderen bereitet. In Interviews wurde immer wieder berichtet, wie erfreulich, befriedigend und wohlthuend es zu erleben sei, dass sich hilfsbedürftige Menschen durch die Unterstützung weiterentwickeln oder wenigstens Erleichterung in ihren Schwierigkeiten empfinden.

Die dritte Ebene bezieht sich auf einen Kompetenzzuwachs der Helfer, der sich meist unbemerkt durch die Bewältigung neuer Aufgaben vollzieht. Weiters kommt auch dazu, dass eine mit innerer Befriedigung gelöste Aufgabe die Selbsteinschätzung günstig beeinflusst sowie die soziale Anerkennung als Helfer ein übriges zur Steigerung des Selbstwertgefühls tut.

Die vierte Ebenen bezieht sich auf eventuelle negative Rückwirkungen aus dem Engagement, wie z. B. das Ausbauen einer Machtposition gegenüber einem wehrlosen Klienten oder die Instrumentalisierung des Hilfsbedürftigen für die Zurschaustellung der eigenen Großartigkeit. Derartige Fehlleistungen kommen in den Gesprächen kaum explizit formuliert vor, sondern kommen - wenn überhaupt - nur indirekt zum Ausdruck. Wenn z. B. nur von den „dankbaren Augen“ hinter denen in der Erzählung kein sichtbarer Mensch sichtbar wird, oder davon, dass ein „freundlicher Blick“ oder ein „liebes Wort“ Wunder wirken, gesprochen wird, zeigt sich einer magische Überschätzung des eigenen Tuns oder der eigenen Person. Fanatismus, Ungeduld, erdrückende Dankbarkeitserwartungen oder implizite Vorwürfe wegen der eigenen Aufopferung wären weitere denkbare negative Persönlichkeitsveränderungen der HelferInnen. (vgl. Müller-Kohlenberg, 1994, S. 60-62)

Die Helferrückwirkung ist also erstaunlich groß, wenn man bedenkt, dass es sich dabei eigentlich um eine Nebenwirkung einer freiwilligen Tätigkeit handelt, die das Ziel hat, andere zu begleiten. Zusammenfassend werden soziale Kontaktmöglichkeiten, Genugtuung durch Freude, Kompetenzzuwachs und verbessertes Selbstbewusstsein sowie als evt. negative Rückwirkung ein falsches Machtstreben gegenüber den KlientInnen genannt, was sich hoffentlich durch eine Supervision aufdecken und verhindern lässt.

Auch andere Untersuchungsergebnisse zum Ehrenamt und zur Laienhilfe zeigen, dass die Tätigkeit für die engagierten Menschen selbst Nutzen stiftet. So kann der Helfer aus seinem Handeln eine persönliche Bestätigung ziehen, eine Erfahrung des Gebrauchtwerdens machen und eigene Wertvorstellungen realisieren. Ehrenamtliche HelferInnen können durch ihre Tätigkeit eine höhere (soziale) Anerkennung erwerben. (Otto-Schindler 1996, S. 27)

Oswald/Schinzler (1987) kommen in ihrer Analyse über ehrenamtliche Arbeit zum Ergebnis, dass diese als menschliche Bereicherung erfahren wird und zwar nicht nur für den, der Hilfe empfängt, sondern auch für den, der Hilfe leistet. Die HelferInnen erhalten danach die Möglichkeit, Begabungen zu entfalten, Christentum zu praktizieren, Fähigkeiten zu entwickeln, sowie das eigene Leben mit „Sinn“ zu füllen. Zudem könnten bereits vorhandene berufliche Kenntnisse genutzt werden, und Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten in Anspruch genommen werden.

Backes (1993, S. 353) beschreibt als positive Effekte für ältere und alte Frauen, die ehrenamtlich arbeiten, Ansätze zur Veränderung und Selbsthilfe, Wege der Sinnstiftung und Kontaktfindung und infolgedessen auch eine Steigerung des Wohlbefindens.

Ehrenamtliche MitarbeiterInnen im Bildungswesen berichten von Lernerfahrungen, Wohlbefinden und Sinnerfahrung. (vgl. Pöhr 1994, S. 157)

Insgesamt ergibt sich bei den Ehrenamtlichen auch die Aufgabe, ihre Zeitstrukturen neu zu gestalten. Durch Diskrepanzen zwischen geplanter und tatsächlich aufgewandter Zeit kann es z. B. zu Konflikten innerhalb der Familie kommen. (vgl. Pöhr 1994, S. 177)

Es können bislang unbekannte, brachgelegene Fähigkeiten entdeckt werden. Ehrenamtliche SozialbegleiterInnen erleben sich als mündige BürgerInnen, die im Prinzip schon lange erleben, was neuerdings in der sozialpolitischen Diskussion als „Bürgergesellschaft“ oder „Zivilgesellschaft“ aktuell ist. Durch grenzüberschreitendes Verhalten eröffnet sich uns die Chance, eingefahrene Gleise sozialer Normierung erkennen zu lernen und dadurch den eigenen inneren und äußeren Spielraum zu erweitern. Darin liegt weiters ein Gewinn an Gelassenheit sowie mehr Toleranz für sich selbst und andere. (vgl. Schöck 1996, S. 15)

Durch die Konfrontation mit gänzlich anderen Erfahrungen wird der Erfahrungshorizont der Begleiter erweitert. Dies stellt eine Herausforderung an die ganze Persönlichkeit und Wahrhaftigkeit dar. Ehrenamtliche SozialbegleiterInnen geben nicht nur Zuwendung, sondern bekommen diese in den meisten Fällen auch zurück.

Um es zur Abrundung dieses Kapitels in den Worten Müller-Kohlenbergs (1990, S. 111) auszudrücken: „Nichtprofessionelle Helfer gewinnen - das ist empirisch vielfach nachgewiesen - durch ihre Hilfeleistungen einen Zuwachs an Reife, Kompetenz, Stabilität und Zufriedenheit.“

Empirischer Teil

I. Pro humanis

1. Entstehungsgeschichte von Pro humanis

Das Projekt „Frauen für Frauen“, der Vorläufer von Pro humanis, wurde in den Jahren 1990-1992 mit dem Ziel entwickelt, Frauen in Krisensituationen (Prophylaxe und Rehabilitation) zu unterstützen, entwickelt. Prim. Dr. Lehofer ersuchte die Diözesanleiterin Fr. Ilse Karch, das Anliegen der Nachbegleitung von Frauen, die nach stationärer psychiatrischer Behandlung nach Hause entlassen werden, aufzugreifen. Als Projektleiterin wurde Fr. Auguste Wörgerer beauftragt, mit Mitarbeiterinnen das Projekt aufzubauen. Im Jahre 1992 konstituierte sich der Verein „Frauen für Frauen“ (Kontaktstelle, Nachbegleitung, Treffpunkte), wobei die Katholische Frauenbewegung die Trägerschaft übernommen hatte. Die Kontaktstelle des Vereins öffnete im Jänner 1992, wobei auch die Zusammenarbeit mit anderen psychosozialen Einrichtungen aufgenommen wurde. In den Jahren 1992-1995 hat sich das Projekt auf der Basis ehrenamtlicher Mitarbeit beständig weiterentwickelt: Die Nachbegleitung weitete sich in Zusammenarbeit mit den psycho-sozialen Beratungsstellen auf die steirischen Bezirke aus, ein offener Treffpunkt entstand, es wurden Seminare "zur Förderung der seelischen Gesundheit" konzipiert und angeboten und in der Kontaktstelle entstand ein frauenspezifisches Beratungsangebot. Aufgrund der Ausweitung der anfallenden Tätigkeiten und der regen Inanspruchnahme der Angebote von „Frauen für Frauen“ war es schließlich nicht mehr möglich, durch ehrenamtliche Mitarbeit einen reibungslosen Ablauf und ein qualitativ hochwertiges Angebot zu gewährleisten. So wurde im Herbst 1996 versucht, die finanziellen Mitteln für eine Halbzeit- und eine Vollzeitstelle sowie Honorargelder für Schulung, Weiterbildung und Supervision, Lebens- und Sozialberatungen, Öffentlichkeitsarbeit und Werbung als auch den Erhaltungsaufwand der Kontaktstelle zu erlangen, was schließlich auch erreicht wurde. Im Oktober 1998 wurde schließlich die Namens- und Statutenänderung des Vereins „Frauen für Frauen“ zum Verein „Pro humanis“ beschlossen, da es zum ersten Mal eine rein männliche Ausbildungsgruppe zur Tätigkeit als Sozialbegleiter gab und der alte Namen nicht mehr passend erschien.

2. Aktuelle Situation von Pro humanis

A. Die 2 Hauptbereiche von Pro humanis

Pro humanis gliedert sich in die Bereiche „Sozialbegleitung“ sowie die Beratungsstelle „Frauen für Frauen“, die den ursprünglichen Namen beibehalten hat und eine Anlaufstelle für Frauen in Krisen sowie für Angehörige psychisch Erkrankter darstellt und folgende Aufgabenschwerpunkte erfüllt: In der Beratungsstelle werden Telefonate geführt, wobei es um Ersthilfen bei akuten Krisen geht. Weiters werden Termine für Beratungen vereinbart, Betreuungsgespräche mit BegleiterInnen geführt, Informationen weitergegeben, an andere Einrichtungen weitervermittelt sowie auch weiterführende Beratung angeboten. Außerdem ist es möglich, eine Sozial- und Lebensberatung für Männer und Frauen in persönlichen Krisen in Anspruch zu nehmen.

B. Männer in der Sozialbegleitung

Noch erwähnenswert erscheint mir das Männerprojekt, mit welchem 1998 begonnen wurde. Damals wurden zum ersten Mal in der Geschichte von „Frauen für Frauen“, wie der Verein damals noch hieß, Männer für die Begleitung von psychisch kranken Männern gesucht. Es meldeten sich auf Anhieb 30 Männer, 20 machten die Einschulung und wurden auch aktiv. Fünf aus der ersten Ausbildungsgruppe sind immer noch aktiv, 3 betreuen sogar nach wie vor denselben Klienten! Nach diesem ersten Ansturm ist es nie mehr zu einer so hohen Anzahl von Interessenten gekommen. Das Team von Pro humanis hofft, dass sich in Zukunft wieder mehr Männer zur Sozialbegleitung melden werden. 4-5mal jährlich gibt es einen eigenen „Männerstammtisch“, der für die männlichen Begleiter ein Gefühl für Vereinszugehörigkeit wecken, aber auch Möglichkeiten des In-Kontakt-Kommens mit Kollegen, ein Forum für Kommunikation, anbieten soll.

3. Einschulungsmodus /Aus- und Weiterbildung

A. Einschulung:

Der Beginn einer offiziellen Einschulung zur Tätigkeit als Sozialbegleiter startete 1992/93 mit einem Tag in Mariatrost, wo es z. B. Referate von Primar Lehofer vom LNKH sowie der Sozialarbeiterin Frau Holzinger zu hören gab. Weiters sprachen auch noch eine Psychologin sowie eine Therapeutin zu verschiedenen relevanten Themen. 1996 wurde erstmals eine Einschulung in der Länge von 3 Tagen angeboten, 1997 stieg dieses Angebot bereits auf 5 Tage an. 1998 gab es erstmals einen Einschulungsmodus von 6 Tagen für Frauen sowie für Männer im Ausmaß von 8 Tagen mit den Zusatzthemen „Alkohol“ und „Sexualität“. Im Jahre 1999 wurden Frauen und Männer in der Einschulung zusammengefasst, wobei die Dauer der Einschulung 5 Tage betrug. In den Jahren 2000 und 2001 wurde der Einschulungsmodus auf jeweils 9 Nachmittage ausgeweitet.

B. Aus- und Weiterbildung für SozialbegleiterInnen

Die Aus- und Weiterbildungsangebote reichen von der jährlichen Jahrestagung für SozialbegleiterInnen, den Männerstammtischen mit verschiedenen relevanten Themen wie beispielsweise „Krisenintervention“, „Mobbing“ oder „Sachwalterschaft“, diversen Seminaren mit Themen wie z. B. „Burn-out“ bis hin zu den monatlichen Supervisionsterminen, wo ebenfalls verschiedene in der Sozialbegleitung aktuelle Themen besprochen werden.

4. Zusammenarbeit zwischen Pro humanis und anderen Organisationen

Pro humanis arbeitet im Bereich der psychosozialen Versorgung in der Steiermark.

Vernetzungen in Graz und Graz-Umgebung gibt es zu folgenden Organisationen und Vereinen:

- *Krankenhäuser: Sigmund Freud-Klinik, LKH Graz, Barmherzige Brüder
- *ATZ: Arbeitstrainingszentrum
- *Familienhilfe: Caritas
- *Grazer Gesundheitsforum immo-humana: Hilfe für Mütter in Wohnungsnot
- *Nervenfachärzte
- *Pro mente Austria
- *Psychosoziales Zentrum Graz-Ost

- *Psychotherapeuten
- *Rotes Kreuz
- *Sozialamt der Stadt Graz
- *Sozialmedizinisches Zentrum Liebenau
- *Steirisches Hilfswerk
- *Verein HPE: Selbsthilfegruppe für Angehörige psychisch Erkrankter
- *Verein für Sachwalterschaft
- *Forum für Angehörige psychisch Erkrankter: Verein für Sachwalterschaft, Forum Psychiatrie des Landes Steiermark

Vernetzungen in den Bezirken:

- *Bezirkshauptmannschaften
- *Psychosoziale Beratungszentren
- *Chance B: Gleisdorf
- *Haus der Frauen: Herberstein
- *Rotes Kreuz: Hartberg
- *Sozialamt: Bruck/Mur
- *Verein ISGS (Integrierter Sozial- und Gesundheitssprengel), Kapfenberg

5. Anzahl der SozialbegleiterInnen

Es sind zur Zeit nahezu 260 ausgebildete SozialbegleiterInnen aktiv in der Sozialbegleitung in der Steiermark tätig. Außerdem werden momentan 42 zukünftige Sozialbegleiterinnen und 12 Sozialbegleiter ausgebildet.

6. Unternehmenspolitik von Pro humanis

Zusammenfassend möchte ich an dieser Stelle die sg. „Unternehmenspolitik“, also die Grundziele und -orientierungen von Pro humanis wiedergeben, die meiner Meinung nach ein gutes Gesamtbild vom Verein wiedergeben:

Pro humanis ist ein gemeinnütziger Verein und setzt sich für den Menschen in psychischen Krisen ein.

Pro humanis versteht sich als Dienstleistungs-Einrichtung, unabhängig von politischen Parteien und Konfessionen.

Pro humanis bildet Frauen und Männer zu SozialbegleiterInnen für Menschen in psychischen Krisen aus und setzt diese auf Anforderung öffentlicher Stellen ein und sorgt für deren Betreuung, Weiterbildung und Fach-Supervision.

Pro humanis versteht Sozialbegleitung als Teil eines Netzwerkes von Ärzten, Therapeuten, Sozialarbeitern, öffentlichen psychosozialen Einrichtungen und SozialbegleiterInnen für Betroffene.

Pro humanis sieht als Ziel der Sozialbegleitung die Stärkung der gesunden Anteile psychisch beeinträchtigter Menschen, die Verbesserung deren Lebensqualität, Wiedererlangung größtmöglicher Selbständigkeit sowie die Aufhebung von Isolation und Diskriminierung.

Pro humanis lenkt durch seinen Auftrag das Bewusstsein der Öffentlichkeit auf die Problematik psychischer Erkrankungen und Krisen, die Betroffenen und ihre Angehörigen.

Pro humanis bietet darüber hinaus in seiner Beratungsstelle „Frauen für Frauen“ Sozial- und Lebensberatung für Angehörige psychisch Erkrankter und Frauen in Belastungssituationen an.

(vgl. Leitner, Schwarz: Verein Frauen für Frauen- Projektbeschreibung, 1996)
(vgl. Jahresberichte von Pro humanis mit verschiedenen Beiträgen, 2000 u. 2001)

II. Untersuchungsinteresse

Ich habe versucht, mein Untersuchungsinteresse an dem Thema „Ehrenamtliche Sozialbegleitung aus sozialpädagogischer Perspektive“ in Forschungsfragen zu verpacken. Diese Forschungsfragen habe ich nach verschiedenen Themenbereichen geordnet. Sie lassen sich in ähnlicher Form auch in den Interviewleitfäden wiederfinden. Schließlich arbeitete ich aus all diesen Fragen 2 Metafragen heraus, die ich ans Ende meiner allgemeinen Fragen stellen möchte und die das zentrale Interesse meiner Untersuchung widerspiegeln sollen.

Forschungsfragen:

1. Erstkontakt

Wie verläuft die Anbahnung und der Erstkontakt zwischen ehrenamtlichen SozialbegleiterInnen, Ansprechpersonen von Pro humanis und KlientInnen?

2. Einschulung/Weiterbildung/Supervision/Pro humanis

Wie werden Einschulung, Weiterbildung und Supervision bei Pro humanis von den ehrenamtlichen SozialbegleiterInnen erlebt?

Welches Feedback und welche Anregungen erhält Pro humanis?

3. Motivation/Erwartungen und evt. Ängste

Welche Motivation, Erwartungshaltungen und evt. Ängste haben ehrenamtliche SozialbegleiterInnen in Bezug auf die Sozialbegleitung?

4. Beziehung/Belastungsfaktoren/Nähe und Distanz/Abbruch

Wie beschreiben ehrenamtliche SozialbegleiterInnen und KlientInnen die Beziehung zueinander?

Wie wird mit Belastungsfaktoren umgegangen, wie äußern sich beide Gruppen zum Thema „Nähe und Distanz“ sowie „Begleitungsabbruch“?

5. Organisatorische Daten/Verlauf der Treffen

Seit wann läuft die Begleitung, wie oft und wo finden die Treffen statt und wie verlaufen dieselben?

6. Familie und Freundeskreis

Wie reagieren Familie und Freunde auf die Sozialbegleitung bzw. zu welchen Veränderungen der BegleiterInnen und KlientInnen mit Auswirkungen auf die Familie und Freunde kommt es?

7. Professionelle und Laien

Worin sehen SozialbegleiterInnen und KlientInnen die Unterschiede zwischen beiden Gruppen, welche Vor- und Nachteile hat die ehrenamtliche Sozialbegleitung und wie äußern sie sich zur Unentgeltlichkeit?

8. Wirkungen und Veränderungen durch die Sozialbegleitung

Welche Wirkungen und Veränderungen zeigt die Sozialbegleitung bei den SozialbegleiterInnen und KlientInnen?

9. Weiterer Verlauf/Neue Sozialbegleitung

Wie stellen sich SozialbegleiterInnen und KlientInnen den weiteren Verlauf der Sozialbegleitung vor? Können sie sich vorstellen, wieder eine neue Begleitung zu beginnen?

Meine Metafragen, die ich aus all diesen oben formulierten Fragen herausgefiltert habe, lauten:

1. **Wo liegen die Kernelemente der ehrenamtlichen Sozialbegleitung aus sozialpädagogischer Perspektive?**
2. **Welchen sozialpädagogischen Beitrag leistet ehrenamtliche Sozialbegleitung?**

III. Untersuchungsmethode

Ich führte im Sommer 2001 insgesamt 16 halb standardisierte Interviews mit je 8 Sozialbegleiterinnen und 8 Klientinnen durch, die mir von Pro humanis vermittelt worden waren. Die ersten 2 Interviews verwendete ich als Probeinterviews und die restlichen 14 kamen tatsächlich in meine Auswertung.

Bei halb standardisierten Interviews werden die Fragen vor dem Interview festgelegt und mit dem gleichen Wortlaut und in der gleichen Reihenfolge allen Befragten gestellt. Ich habe es mir erlaubt, den genauen Wortlaut der Fragen zu variieren, um als Interviewerin auf meine Interviewpartnerinnen einzugehen und eine gewisse Lebendigkeit im Interviewverlauf zu bewahren. Die Reihenfolge der Fragen versuchte ich jedoch möglichst beizubehalten. Es war mir wichtig, meine Interviewpartnerinnen das erzählen zu lassen, was sie erzählen wollten und sie in ihrer „Erzählfreiheit“ nicht zu sehr einzuschränken. Ich möchte an dieser Stelle meine Interviewleitfäden wiedergeben:

1. Interviewleitfäden:

A. Interviewfragen an KlientInnen:

Erstkontakt:

- * Wie erfolgte Ihr Erstkontakt zu Pro humanis?
- * Gibt es bei Pro humanis eine Ansprechperson für Sie?
- * Wie erfolgte Ihr Erstkontakt zu Ihrem Sozialbegleiter/Ihrer Sozialbegleiterin?
- * Waren die Vorinformationen über Ihren Sozialbegleiter/Ihrer Sozialbegleiterin hilfreich?
- * Sind Sie mit der Vermittlung Ihres Sozialbegleiters/Ihrer Sozialbegleiterin durch Pro humanis zufrieden?

Motivation/Erwartungen/Ängste:

- * Welche Motivation hatten Sie, in eine Sozialbegleitung einzusteigen?
- Hat sich diese Motivation im Laufe der Zeit verändert?
- * Welche Erwartungen oder Ängste hatten Sie vor dem Erstkontakt mit Ihrem Sozialbegleiter/Ihrer Sozialbegleiterin?

Organisation, Aktivitäten:

- * Wo finden Ihre gemeinsamen Treffen statt?
- Wer bestimmt die Örtlichkeit Ihrer Treffen?
- Sind Sie mit den Örtlichkeiten Ihrer Treffen zufrieden oder würden Sie daran gerne etwas verändern?
- * Wie oft treffen Sie sich mit Ihrem Begleiter/ Ihrer Begleiterin?

- Wer bestimmt die Häufigkeit Ihrer Treffen?
- Ist die Häufigkeit der Treffen für Sie angenehm, würden Sie sich mehr oder weniger Treffen wünschen?
- * Wie verlaufen Ihre Treffen?

Beziehung, Nähe und Distanz:

- * Wie würden Sie die Entwicklung der Beziehung zu Ihrem Sozialbegleiter/Ihrer Sozialbegleiterin vom ersten Treffen bis zum heutigen Zeitpunkt beschreiben?
- * Wie würden Sie die Beziehung zu Ihrem Sozialbegleiter/Ihrer Sozialbegleiterin momentan beschreiben?
 - Welche positiven und negativen Aspekte fallen Ihnen ein?
 - Würden sie die Beziehung zu Ihrem Begleiter/Ihrer Begleiterin als eher distanziert oder als vertraulich beschreiben?
- * Fühlen Sie sich in der gegenwärtigen Situation wohl oder würden Sie sich mehr Nähe oder Distanz wünschen?
 - Wenn Ihnen zu viel Nähe herrscht, wie versuchen Sie sich abzugrenzen?
 - Wenn Ihnen zu viel Distanz herrscht, wie versuchen Sie mehr Nähe herzustellen?
 - Glauben Sie, dass Ihr Bedürfnisse in Bezug auf Nähe und Distanz unterschiedlich oder ähnlich sind?
- * Haben Sie schon einmal daran gedacht, den Kontakt zu Ihrem Begleiter/Ihrer Begleiterin abzubrechen? Wenn ja, warum?

Familie und Freundeskreis:

- * Wie stehen Ihre Familie und Freunde dazu, dass Sie Sozialbegleitung in Anspruch nehmen?
- Hat sich seit dem Beginn der Sozialbegleitung etwas an den Reaktionen verändert?
- * Glauben Sie, dass sich die Sozialbegleitung in irgendeiner Weise auf Ihre Familie auswirkt? Wenn ja, wie?

Professionelle und Laien im Vergleich:

- * Worin würden Sie Unterschiede zwischen Professionellen und Laien (also z. B. Ihrem Sozialbegleiter/Ihrer Sozialbegleiterin) sehen?
 - Haben Sie bereits Erfahrungen mit ausgebildeten Ärzten, Psychologen und Therapeuten gemacht? Wenn ja, wie würden Sie diese beschreiben?
 - Worin sehen Sie Vorteile bzw. Stärken der freiwilligen SozialbegleiterInnen?
 - Worin sehen Sie Nachteile bzw. Schwächen der freiwilligen SozialbegleiterInnen?
- * Was denken Sie darüber, dass Ihr Sozialbegleiter/ Ihre Sozialbegleiterin keine finanzielle Entschädigung erhält?
 - Wäre es Ihnen lieber, wenn Ihr Begleiter/Ihre Begleiterin eine nicht-finanzielle Entschädigung bekommen würde?
 - Wenn ja, was wäre Ihrer Meinung dafür geeignet?

Persönliche Entwicklung, Effizienz der Begleitung:

- * Glauben Sie, dass Sie durch die Sozialbegleitung bereits profitiert haben?
 - Wenn ja, in welchen Bereichen?
 - Könnte es auch sein, dass Sie durch die Sozialbegleitung an Ihrer persönlichen Entwicklung gehindert werden? Wenn ja, in welchen Bereichen?
- * Glauben Sie, dass Ihr Sozialbegleiter/Ihre Sozialbegleiterin durch die Sozialbegleitung bereits profitiert hat? Wenn ja, in welchen Bereichen?
- * Was müsste passieren, dass sie die Sozialbegleitung nicht mehr brauchen würden?

Zukunftsperspektiven:

- * Welche Anregungen und Verbesserungsvorschläge würden sie Pro humanis als Anlaufstelle für Hilfesuchende und Sozialbegleiter geben?
- * Wie glauben Sie, dass Ihre Begleitung weitergehen wird?
- Welche Erwartungen an sich selbst und Ihren Sozialbegleiter haben Sie?
- * Würden Sie sich noch einmal für eine Sozialbegleitung entscheiden?

B. Interviewfragen an Ehrenamtliche:

Erstkontakt zu Pro humanis/Klientin bzw. Klient:

- * Wie sind Sie auf die Idee gekommen, sich ehrenamtlich bei Pro humanis zu engagieren?
- * Wie erfolgte Ihr Erstkontakt zu Pro humanis?
- * Wie erfolgte Ihr Erstkontakt zu Ihrer Klientin/Ihrem Klienten?
- * Waren die Vorinformationen über die Klientin/den Klienten für Sie hilfreich?

Einschulung/Weiterbildung/Supervision:

- * Haben Sie das Gefühl, dass Ihnen die Einschulung , die von Pro humanis angeboten wird, bei der Sozialbegleitung von Nutzen ist?
- * Gibt es auch jetzt Weiterbildungsmöglichkeiten für Sie?
- Wenn ja, nehmen Sie diese in Anspruch?
- * Halten Sie die Supervision für eine geeignete Maßnahme?
- Wie erleben Sie die Supervision?
- Nehmen Sie regelmäßig daran teil?

Motivation/Erwartungen/Ängste:

- * Welche Motivation hatten Sie, eine Sozialbegleitung zu übernehmen?
- * Hat sich diese Motivation im Laufe der Zeit verändert?
- * Welche Erwartungen oder Ängste hatten Sie vor dem Erstkontakt mit Ihrem Klienten/Ihrer Klientin an die Sozialbegleitung?

Organisation, Aktivitäten:

- * Wie oft treffen Sie sich mit Ihrem Klienten / Ihrer Klientin?
- * Wer bestimmt die Häufigkeit der Treffen?
- * Ist die Häufigkeit der Treffen für Sie angenehm, würden Sie sich mehr oder weniger Treffen wünschen?
- * Wo finden Ihre gemeinsamen Treffen statt?
- * Wer bestimmt die Örtlichkeiten der Treffen?
- * Sind Sie mit den Örtlichkeiten zufrieden oder würden Sie daran gerne etwas verändern?
- * Wie laufen Ihre Treffen ab?

Beziehung, Nähe und Distanz, Belastungen:

- * Wie würden Sie die Entwicklung der Beziehung zur Ihrem Klienten / Ihrer Klientin vom ersten Treffen bis zum heutigen Zeitpunkt beschreiben?
- * Wie würden Sie die Beziehung zu Ihrem Klienten /Ihrer Klientin momentan beschreiben?
- Welche positiven und negativen Aspekte fallen Ihnen ein?
- Würden Sie die Beziehung als eher distanziert oder als vertraulich beschreiben?
- * Fühlen Sie sich in der gegenwärtigen Situation wohl oder würden Sie sich mehr Nähe oder Distanz wünschen?

- Wenn Ihnen zu viel Nähe herrscht, wie versuchen Sie sich abzugrenzen?
- Wenn Ihnen zu viel Distanz herrscht, wie versuchen Sie mehr Nähe herzustellen?
- Glauben Sie, dass Ihr Bedürfnis in Bezug auf Nähe und Distanz unterschiedlich ist?
- * Haben Sie schon mal daran gedacht, den Kontakt zu Ihrem Klienten /Ihrer Klientin abubrechen?

Wenn ja, warum?

- * Wie gehen Sie mit belastenden bzw. krankhaften Elementen von Seiten des Klienten/der Klientin in der Begleitung um?

Familie und Freundeskreis:

- * Wie stehen Ihre Familie und Freunde dazu, dass Sie eine Sozialbegleitung übernommen haben?
- Hat sich seit dem Beginn der Sozialbegleitung etwas an den Reaktionen verändert?
- * Glauben Sie, dass sich die Sozialbegleitung in irgendeiner Weise auf Ihre Familie auswirkt?
- * Glauben Sie, dass sich die Sozialbegleitung in irgendeiner Weise auf Ihre Freunde auswirkt?

Professionelle und Laien im Vergleich:

- * Worin würden Sie Unterschiede zwischen Professionellen und Laien sehen?
- Haben Sie bereits Erfahrungen mit ausgebildeten Ärzten, Therapeuten und Psychologen gemacht? Wenn ja, wie würden Sie diese beschreiben?
- Worin sehen Sie die Vorteile und Stärken der freiwilligen SozialbegleiterInnen?
- Worin sehen Sie die Nachteile und Schwächen der freiwilligen SozialbegleiterInnen?
- * Was denken Sie darüber, dass Sie als freiwilliger Sozialbegleiter/freiwillige Sozialbegleiterin keine finanzielle Entschädigung erhalten?
- Welche Vor- und Nachteile sehen Sie darin?
- * Würden Sie gerne eine nicht-finanzielle Entschädigung bekommen?
- Wenn ja, was wäre Ihrer Meinung dafür geeignet?

Persönliche Entwicklung, Effizienz der Begleitung:

- * Glauben Sie, dass Ihr Klient / Ihre Klientin bereits von der Begleitung profitiert hat?
- Wenn ja, in welchen Bereichen?
- * Glauben Sie, dass auch Sie durch die Sozialbegleitung profitieren?
- Wenn ja, in welchen Bereichen?
- Könnte es auch sein, dass sie in irgendeiner Weise in Ihrer persönlichen Entwicklung gestört bzw. gehindert werden?
- Wenn ja, in welchen Bereichen?
- * Was müsste passieren, dass Ihr Klient / Ihre Klientin die Sozialbegleitung nicht mehr brauchen würde?

Zukunftsperspektiven:

- * Welche Anregungen und Verbesserungsvorschläge würden Sie Pro humanis als zentrale Anlaufstelle für SozialbegleiterInnen und Hilfesuchende geben?
- * Wie glauben Sie, dass Ihre Begleitung weitergehen wird?
- Welche Erwartungen an Ihren Klienten /Ihre Klientin bzw. an sich selbst haben Sie?
- Würden Sie sich noch einmal für eine Sozialbegleitung entscheiden?

2. Wie sah das Interview-Setting und der Ablauf der Interviews konkret aus?

A. Wie vereinbarte ich Termine mit den Interviewpartnerinnen?

Ich erhielt die Telefonnummern derselben von Pro humanis und vereinbarte dann telefonisch die Termine für meine Interviews. An eine Klientin, die telefonisch nicht erreichbar war, schrieb ich einen Brief und sie meldete sich dann bei mir. Bei ein paar meiner Interviewpartnerinnen vereinbarte Frau Pauline Leitner, eine der Fachbereichsleiterinnen von Pro humanis, die Termine für mich und ich konnte auch einige Male mit ihr in die steirischen Bezirke mitfahren, um dort Begleiterinnen und auch Klientinnen zu interviewen.

B. Wo fanden die Interviews statt?

Von den Begleiterinnen interviewte ich 3 in einem Kaffeehaus, 2 im Park und 2 in deren Zuhause. Von den Klientinnen traf ich 6 derselben in ihrer Wohnung bzw. ihrem Zuhause und nur eine Dame im Kaffeehaus. Im Kaffeehaus suchten wir uns ruhige Ecken, damit wir ungestört reden konnten. In den Wohnungen der Interviewpartnerinnen gab es meistens auch weniger Störungen.

C. Interviewablauf

Meist plauderte ich zu Beginn ein wenig mit den Begleiterinnen bzw. Klientinnen, um die erste Spannung zu nehmen. Dann erklärte ich, aus welchem Grund ich meine Interviews durchführen wolle und dass ich dankbar über ihre Bereitschaft wäre, sich für meine Fragen zur Verfügung zu stellen. Ich erklärte, warum ich das Aufnahmegerät verwenden würde und versuchte eventuelle Bedenken oder Ängste dieser ungewohnten Situation zu zerstreuen. Nur bei ein paar der Klientinnen merkte ich, dass sie nach wie vor etwas angespannt waren. Am Ende des Interviews bedankte ich mich abermals für das Gespräch und meist plauderten wir dann auch noch ein bisschen weiter.

3. Auswertung der Interviews mittels qualitativer Inhaltsanalyse

A. Was bedeutet Inhaltsanalyse?

Zuerst einmal möchte ich versuchen, kurz auf das Besondere der sozialwissenschaftlichen Inhaltsanalyse einzugehen. Was unterscheidet sie von anderen Methoden, die auch mit der Analyse von Kommunikation, von Sprache und von Texten zu tun haben?

1. Inhaltsanalyse hat Kommunikation zum Gegenstand, also die Übertragung von Symbolen.
2. Die Inhaltsanalyse arbeitet mit Texten, Bildern und Noten, also mit symbolischen Material. Das heißt, die Kommunikation liegt in irgendeiner Art protokolliert, festgehalten vor. Bei mir sind dies beispielsweise meine transkribierten Interviews.
3. Es handelt sich nicht um freie Interpretation, sondern um systematisches Vorgehen.
4. Das systematische Vorgehen zeigt sich darin, dass die Analyse nach expliziten Regeln ablaufen soll, so dass auch andere dieselbe verstehen, nachvollziehen und überprüfen können.
5. Eine gute Inhaltsanalyse soll theoriegeleitet vorgehen, das heißt, sie analysiert das Material unter einer theoretisch ausgewiesenen Fragestellung und die Ergebnisse werden vom jeweiligen Theoried Hintergrund her interpretiert. Es geht also um das Anknüpfen an den Erfahrungen anderer am Untersuchungsgegenstand.
6. Die Inhaltsanalyse will ihr Material nicht ausschließlich für sich analysieren, sondern als Teil des Kommunikationsprozesses, ist also eine schlussfolgernde Methode, will also auch Rückschlüsse auf bestimmte Aspekte der Kommunikation ziehen.

(vgl. Mayring 1988, S. 12)

B. Inhaltsanalyse mittels Atlas/ti

Für die qualitative Inhaltsanalyse am PC bietet Atlas/ti, ein von einer interdisziplinären (Psychologie, Linguistik, Informatik) Arbeitsgruppe „Archiv für Technik, Lebenswelt und Alltagssprache“ an der TU Berlin entwickelte PC-Programm, die umfassendsten und komfortabelsten Möglichkeiten. Der Grundgedanke war hier das schrittweise Reduzieren des Materials nach vorher festgelegten Abstraktionsniveaus, wobei das wesentliche Hilfsmittel die Zusammenfassungsvermaske, also die Zusammenfassung in Spaltenschreibweise, darstellt.

(vgl. Mayring 1988, S. 103)

Um es in eigenen Worten zu beschreiben, geht es darum, den zu bearbeitenden Text, also in meinem Fall die Interviews mit den Sozialbegleiterinnen und Klientinnen, zu strukturieren.

1. Ich bildete also verschiedene Codes zu meinen unterschiedlichen Fragenkomplexen, wie beispielsweise „Erstkontakt zwischen Begleiterinnen und Klientinnen“ oder „Nutzen der Einschulung von Pro humanis“, wobei ich Interview für Interview durchging und in viele verschiedene Codes aufsplittete.

2. Nach diesem ersten Durchgang kann man sich einen guten Überblick verschaffen, indem man sich alle Codes und die darunter gesammelten Aussagen näher ansieht und gegebenenfalls auch korrigiert oder umordnet. Dies sehe ich als großen Vorteil beim Arbeiten mit Atlas/ti: Man kann den Überblick bewahren und ohne Mühe Dinge umsortieren und umschichten. Dieser zweite Durchgang bezieht sich also auf ein erneutes Schichten und Ordnen und evt. Korrigieren der Codes sowie Anmerkungen.

3. Der dritte Durchgang bestand für mich in einer Zusammenfassung der gesammelten Codes zu sg. „Code-families“. Es handelt sich dabei um Code-Gruppen mit ähnlichen Inhalten, die in eine Familie „integriert“ werden, was wiederum die Auswertung und Interpretation des Textes erleichtern soll. Mit diesen „Familien“ begann nun konkret meine Auswertungsarbeit und ich begann, Verknüpfungen zu meinem theoretischen Hintergrund herzustellen und dieselben wiederum in meine Interpretation der Textinhalte einzubeziehen.

Für das Interpretieren des Textes gibt es 3 verschiedene Grundformen, welche Mayring (1988, S. 58) sehr anschaulich beschrieben hat und die ich an dieser Stelle kurz wiedergeben möchte:

„Man stelle sich vor, auf einer Wanderung plötzlich vor einem gigantischen Felsbrocken (vielleicht ein Meteorit?) zu stehen. Ich möchte wissen, was ich da vor mir habe. Wie kann ich dabei vorbeigehen?

Zunächst würde ich zurücktreten, auf eine nahe Anhöhe steigen, von wo ich einen Überblick über die Felsbrocken bekomme. Aus der Entfernung sehe ich zwar nicht mehr die Details, aber ich habe das „Ding“ als Ganzes in groben Umrissen im Blickfeld, praktisch in einer verkleinerten Form. (Zusammenfassung)

Dann würde ich wieder herantreten und mir ein besonders interessant scheinendes Stück genauer ansehen. Ich würde mir einzelne Teile herausbrechen und untersuchen. (Explikation)

Schließlich würde ich versuchen, den Felsbrocken aufzubrechen, um einen Eindruck von seiner inneren Struktur zu bekommen. Ich würde versuchen, einzelne Bestandteile zu erkennen, den Brocken zu vermessen, seine Größe, seine Härte, sein Gewicht durch verschiedene Messoperationen feststellen. (Strukturierung)

Auch ich habe in meiner Interpretation der Interviews versucht, diese Interpretationsarten des Zusammenfassens, Explizierens sowie Strukturierens. Insgesamt empfand ich die Arbeit des Auswertens und Interpretierens meiner Interviews als sehr spannend und ich möchte gerade

diesen Teil meiner Diplomarbeit nicht missen. Dieser Teil meiner Arbeit hat für mich sowohl die Theorie lebendiger gemacht sowie auch neue, unerwartete Aspekte ins Blickfeld gerückt.

IV. Auswertung und Interpretation der Interviews

Es sei gleich zu Beginn gesagt, dass ich jeweils die Forschungsfragen wiederholen möchte, danach die Interviewauszüge der Sozialbegleiterinnen sowie Klientinnen wiedergeben werde und anschließend eine Auswertung und Interpretation derselben versuchen werde. Um eine bessere Übersicht des Textes zu gewährleisten, sind die Interviewauszüge in Kursivschrift gesetzt. In der Interviewauswertung habe ich nur die weibliche Formen der betroffenen Personen, also "Sozialbegleiterin" sowie "Klientin" verwendet, da ich ausschließlich weibliche Begleiterinnen und Klientinnen interviewt habe. Bei der Zusammenstellung des Interviewleitfadens war die Möglichkeit offen, evt. auch ein paar männliche Begleiter und Klientinnen interviewen zu können, weswegen ich bei den Fragen auch immer die männliche und weibliche Form gewählt habe. Auch bei den allgemeinen Aussagen zur Sozialbegleitung verwendete ich dementsprechend beide Formen der Geschlechterbezeichnung. Die Aussagen meiner Interviewpartnerinnen habe ich unverfälscht wiedergegeben.

1. Meine erste Forschungsfrage lautet: „Wie verläuft die Anbahnung (konkreter ausgedrückt: Wie kommen die BegleiterInnen auf die Idee, sich bei Pro humanis zu melden) und der Erstkontakt zwischen ehrenamtlichen SozialbegleiterInnen, Pro humanis und KlientInnen?“

A. Erstkontakt zwischen Sozialbegleiterinnen und Pro humanis

*Statements der Begleiterinnen

Es ließen sich für mich zu dieser ersten Kategorie 4 verschiedene Zugänge finden.

1. Drei meiner Interviewpartnerinnen kamen über die Zeitung auf die Idee, sich bei Pro humanis zu melden. Eine freiwillige Sozialbegleiterin meint z. B.: „*Ich habe die Kleine Zeitung gelesen und habe das da gesehen. Und ich war damals gerade arbeitslos und ich habe mir gedacht, irgend etwas möchte ich tun oder muss ich tun. Und habe das dann eben gelesen und habe angerufen.*“ (B02, Z. 4-6)

2 weitere Begleiterinnen kamen auf ähnliche Weise in Kontakt mit Pro humanis: „*Ich habe eigentlich längere Zeit etwas gesucht, nachdem die Kinder weg waren und mich nicht mehr so gebraucht haben. Irgend was im sozialen Bereich. Und dann, also Pro humanis also das Vorläufer Frauen für Frauen, habe ich dann irgendwie schon gekannt. Und dann war ein Zeitungsartikel, und auf das hin habe ich mich gemeldet.*“ (B03, Z. 3-9)

„*Ich habe einen Bericht gelesen in der Zeitung über Pro humanis und habe es eher so aus persönlichen Gründen gut gefunden, also meine Mutter ist, bevor sie gestorben ist, ziemlich, psychisch ziemlich fertig gewesen, krankheitshalber. Ich habe mir gedacht, das wäre toll gewesen, wenn sie irgendwen gehabt hätte außerhalb der Familie, den sie einfach immer wieder trifft, der sie einfach herausreißt (...) und dann habe ich die Frau Schwarz angerufen.*“ (B06, Z. 3-17)

2. Einen ganz anderen Zugang fand Interviewpartnerin B04, die von einer Freundin zur Einschulung von Pro humanis animiert wurde: „*Auf die Idee bin ich eigentlich durch Frau X (Anm. d. Verf.: Freundin der Begleiterin) gekommen. Die hat die Klientin, die ich jetzt begleite, eigentlich angefangen zu betreuen, ohne dass wir von Pro humanis gewußt haben, (...) Die hat sich um die Klientin gekümmert und ist dann komplett überfordert gewesen und hat Hilfe gesucht. Und über die Lebensberatung in Y (Ort in der Stmk.) ist sie auf Pro humanis, auf die Nachbegleitung gekommen. (...) Und weil sie dann, haben sie eben gesagt, (...) wegen einer Ausbildung, soll sie das machen und sie wollte nicht alleine fahren. Ich war immer schon in, bin in der Frauenbewegung, also ehrenamtlich viel tätig und interessiert an allem und da bin ich eigentlich ohne großes Vorwissen mitgefahren zu dieser Ausbildung. Habe ich gesagt, das mache ich mit.*“ (B 04, Z. 4-10)

Ähnlich erging es Interviewpartnerin B07, die von einer Studienkollegin von Pro humanis hörte: „*Also ich habe über eine Studienkollegin erfahren, dass es das Pro humanis gibt, den Verein. Und dass man einfach die Möglichkeit hat, da mitzuarbeiten. Habe dann hin angerufen und ich glaube, zwei Wochen später hat der Grundkurs angefangen. (...) Im Rahmen des Studiums haben mich psychische Krankheiten schon immer interessiert.*“ (B07, Z. 4-9)

3. Einen weiteren Zugang zu Pro humanis fand eine Sozialbegleiterin über die katholische Frauenbewegung, durch welche der Verein „Frauen für Frauen“, der Vorläufer für Pro humanis gegründet wurde. Die Interviewpartnerin äußerte sich folgendermaßen: „*Ja, ich kenne den Verein schon alleine aus der Frauenbewegung. Der Katholischen. Habe gewußt, dass das da passiert und habe auch schon dementsprechend immer schon das machen wollen.*“ (B01, Z. 5-8)

4. Im Zuge ihrer Ausbildung fand Interviewpartnerin B05 zu Pro humanis: „Über meine Ausbildung zur Lebens- und Sozialberaterin. (...) Habe ich einfach, ja , über den, dadurch dass das (Anm. d. Verf.: die Leitung und Organisation von Pro humanis) drei hauptamtliche Lebens- und Sozialberaterinnen machen, habe ich die Information bekommen, ich soll mich darum, einmal, die Fragen, was für Aufgabengebiete eine Lebensberaterin macht. Und habe dann erfahren , dass sie Sozialbegleiterinnen suchen und das wird mir gleich fürs Praktikum angerechnet.“ (B 05, Z. 3-9)

*Interpretation

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass der Erstkontakt der Sozialbegleiterinnen zu Pro humanis durch das Lesen eines Artikels über Pro humanis in der Zeitung (3), über eine Freundin bzw. Kollegin (2), durch Kenntnis des Vereines über eine kirchliche Bewegung (1) sowie im Zuge einer Ausbildung (1) erfolgte. Die Ansicht Müller-Kohlenbergs (1994, S. 53/ Kap. 6.1 u. Kap. 4.2.2), dass ein Aufruf, eine Annonce, ein mündlicher Hinweis auf ehrenamtliche Tätigkeit nur bei jenen Gehör finden, die bereits eine innere Bereitschaft zum Engagement entwickelt haben, scheint sich bei meinen Interviewpartnerinnen zu bestätigen, da außer Klientin B05 jede von ihnen ein persönliches Interesse bekundet. Weiters scheint der äußere Impuls wie z. B. ein Zeitungsartikel, ein anderer Mensch oder die Notwendigkeit eines Praktikums notwendig zu sein, dass sich diese latente Bereitschaft in Tat umsetzt. Nur bei der Interviewpartnerin B01 erkenne ich keinen direkten äußeren Impuls, außer dass sie scheinbar schon sehr lange etwas in diese Richtung machen wollte. Vielleicht hat sie aber auch diesen Impuls nur im Gespräch nicht erwähnt. Anhand der Typologie von Müller-Kohlenberg (dies.) erkenne ich in den Motivationstypen B mit aktiver Suchhaltung z.B. in meinen Interviewpartnerinnen B01, B02 und B03 wieder, die sich gerne in irgendeiner Weise nützlich machen möchten und auf der Suche nach der richtigen Betätigung sind. Alle drei Frauen haben nun mehr Zeit als früher (Kinder erwachsen, nicht mehr im Beruf) und wollen nicht untätig bleiben. Bei Interviewpartnerin B04 erkenne ich den Motivationstypus A wieder, der aufgrund eigener Krisen oder der Not von Angehörigen den Impuls zum sozialen Engagement verspürt. B04 möchte also jemanden in der Weise begleiten, wie es ihrer kranken Mutter auch gut getan hätte. In den Bereich „Mund-zu-Mund-Propaganda“ fallen B06 u. B07, die beide durch eine Freundin bzw. Bekannte von Pro humanis gehört haben. Begleiterin B07 fällt nicht direkt in einen der beschriebenen Motivationstypen. Für sie sind es die Praktikumsstunden, die entscheidend für den Beginn ihrer Tätigkeit zu sein scheinen, was jedoch auf keinen Fall ihre Eignung als Sozialbegleiterin schmälert, wie ich dem Interview ihrer 2 Klientinnen entnehmen konnte. Auch war sie vor ihrer Tätigkeit bei Pro humanis schon ehrenamtlich aktiv, wie sie selbst erzählt. Außerdem lässt auch die Wahl der Ausbildung auf ein soziales Interesse schließen.

B. Erstkontakt zwischen Sozialbegleiterinnen und Klientinnen

*Statements der Sozialbegleiterinnen

Eine Sozialbegleiterin z. B. berichtet: „Der Erstkontakt. Ich bin von der Sozialarbeiterin, also früher Fürsorgerin, die hat mich hinbegleitet. Hat mit der Mutter (Anm. d. Verf.: Mutter der Klientin) sehr viel gesprochen, und die (Anm. d. Verf.: Klientin) war, der ist es damals sehr schlecht gegangen. Die war sehr unruhig und hat fast nichts gesprochen. Der Erstkontakt war eigentlich mehr Augenkontakt. Sie hat mich angeschaut und recht freundlich, und ja, das wird passen. (...) Ich habe dann mit der Sozialarbeiterin noch kurz gesprochen und sie hat gesagt, ihr ist was anderes aufgefallen, gleich am Beginn, wo sie auch gemeint

hat, ja, das könnte, da ist irgendeine Sympathie oder was da. (...) Nicht Worte, sondern eher etwas anderes." (B03, Z. 15-26)

Eine weitere Begleiterin schildert auch gleich den üblichen Ablauf eines Erstkontaktes mit einer Klientin: *„Das war über die Sozial-, übers LNKH, die war damals stationär und über die dortige Sozialarbeiterin. Der übliche Weg, die Sozialarbeiterin oder irgendeiner nimmt mit Pro humanis Kontakt auf, die zuständige Betreuerin sucht dann die ehrenamtliche Begleiterin auf. Und der Erstkontakt mit meiner ersten Klientin (Anm. der Verf.: die Sozialbegleiterin begleitete insg. bereits 5 Klientinnen) war stationär über die Sozialarbeiterin.“ (B05, Z. 33-36)*

Dieselbe Begleiterin hat bereits mehrere Klientinnen begleitet und berichtet auch von dem zweiten Erstkontakt und kommt gleich auch auf das Thema der Vereinnahmung durch Klientinnen zu sprechen: *„Bei der zweiten Klientin, das war halt so, war auch der Erstkontakt relativ angenehm, schön, auch die ersten zwei, drei Gespräche relativ angenehm. Nur, es ist halt dann so gekommen, (...) Also ich hätte bei der binnen kürzester Zeit einen Vierundzwanzig-Stunden-Job gehabt.“ (B05, Z. 279-285)*

Die nächste Interviewpartnerin erlebte das erste Kennenlernen etwas „zögerlich“, wie sie es mit ihren Worten ausdrückt: *„Ja, also ich bin dorthin gekommen, habe kurz mit der Sozialarbeiterin gesprochen, geplaudert, die mir einfach über die Klientin erzählt hat. Und dann ist an und für sich die Klientin dazu gekommen und, ja, das hat nachher irgendwie so fünf Minuten gedauert mit der Sozialarbeiterin, dann bin ich an sich mit der Klientin losgezogen. (...) Na ja, so ein vorsichtiges gegenseitiges Beschmupern halt. Nicht all zu lange, und einfach irgendwie so, ja, schauen wir halt einmal. (...) Ja, ich denke mir, meine Klientin war nicht irgendwie oder ist auch nicht so eine Energiegeladene, ich bin es auch nicht wirklich unbedingt so. Das ist dann alles sehr zögerlich gegangen.“ (B06, Z. 44-54)*

Für meine letzte Interviewpartnerin war das Kennenlernen der Klientin auch mit Aufregung verbunden: *„Und ich bin dann angerufen worden (Anm. der Verf.: von Pro humanis), dass es eben eine Klientin geben würde; eine junge Frau. Die ist im Krankenhaus stationär und über die Sozialarbeiterin des Krankenhauses hat es eben die Möglichkeit des Kontaktes gegeben. Und über das Dreiergespräch mit der Sozialarbeiterin habe ich sie dann kennen gelernt im LSF draußen. (...) Das war irgendwie für mich ganz spannend. Es war, also ich habe das Gefühl gehabt, sie ist gleich aufgeregter wie ich, irgendwie so. Das war für beide irgendwie eine komische Situation: so, was machen wir jetzt? Wir sind dann einfach einmal eine Runde spazieren gegangen draußen im Park und haben uns einfach so ein bisschen kennen gelernt. (...) Ja, es war dann einfach so: wann sehen wir uns das nächste Mal und ob es für sie auch passt. Und sie hat gleich, also sie ist einfach so von ihrer Art: Ja, passt und möchte sie wieder. Und dann haben wir uns eine Woche später getroffen.“ (B07, Z. 30-35/41-44/48-50)*

Wie wird das erste Kennenlernen im Vergleich zu den Begleiterinnen von den Klientinnen erlebt? Auch hier gibt es eine Palette bunt gemischter Aussagen, die von Begeisterung bis zu negativen Gefühlen hin reichen.

*Statements der Klientinnen

Eine Klientin sprüht vor Begeisterung nur so: *„Super. Ich habe sie gesehen und das - sie war auch so eine liebe Frau. So wie Sie auch. Die könnte man sofort ins Herz schließen und das ist wunderbar gewesen. Ja.“ (K07, Z. 20 u. 21)*

Auch eine weitere Klientin findet, dass es mit ihrer Begleiterin sofort gepasst hat: *„Und wir haben uns einfach auf den ersten Anhieb schon sympathisch gefunden. Und dann ist das gelaufen.“ (K01, Z. 95 u. 96)*

Die nächste Klientin hat trotz Überraschung einen angenehmen Eindruck von ihrer Begleiterin: *„Ja, und dann ist die Frau X (Anm. der Verf.: Sozialbegleiterin) eines Tages*

gekommen. (...) *Angenehm, ja. Sie ist einmal, da ist sie ganz einfach im Raum gestanden. (...) Nein, sie hat eh angeläutet, aber mein Mann und mein Sohn waren da, dann wenigstens hat sie die ganze Familie kennen gelernt.*“ (K03, Z. 10-34)

Auch für die folgende Interviewpartnerin war der Erstkontakt zu ihrer Begleiterin scheinbar recht positiv: *„Nein, wir waren gleich per Du und so.“* / Interviewer: *„Und die Frau X (Anm. der Verf.: Sozialbegleiterin) hat sie Ihnen erzählt, dass ihr euch jetzt öfter treffen werdet?“* *„Ja. Und dass sie mir hilft.“* (K04, Z. 11-17)

Wieder eine andere Klientin kann dem Treffen aus folgendem Grund sogar eine witzige Seite abgewinnen: *„Und ich bin dann in Graz gewesen, also im LNKH, und da wurde mir das (Anm. der Verf.: Sozialbegleitung) empfohlen. Und da, also wir, das war eigentlich witzig, wir sind vom gleichen Ort, also von X, sie so wie ich. Und auf einmal ist sie eben vor mir gestanden mit einer Betreuerin halt, also, weiß ich nicht, halt so mit der Chefin oder wie man da sagt (Anm. der Verf.: vermutlich handelt es sich um die Sozialarbeiterin). Und dann hat sie gesagt, ist sie mit einem Blumenstrauß gekommen und hat gesagt, ich wäre das jetzt, die Betreuerin. Und wir haben uns sofort verstanden, ich habe gesagt, ja, ich freue mich und das ist in Ordnung.“* (K06, Z. 17-26)

Eine Klientin beschränkt sich in ihren Aussagen weniger auf die Begegnung zwischen ihr und ihrer zukünftigen Begleiterin als mehr auf die zeitliche Dimension des ersten Treffens: *„Ja, sie waren ein paar Stunden, zwei Stunden was waren sie damals da, mit der Frau X (Anm. d. Verf.: Sozialarbeiterin), oder eine Stunde.“* (K02, Z. 11 u. 12)

Aber auch negative Gefühle können logischerweise auftreten, wenn sich Klientinnen das erste Mal mit ihren Begleiterinnen treffen: *„Das war ein Tag, bevor ich entlassen worden bin aus der Klinik oben. Haben wir so eine Runde durch den Park und durch den Wald, den Leechwald und so, haben wir gemacht. (...) Ich sage ja, es war mir nicht sehr angenehm das Ganze. Also überhaupt, dass ich jemanden brauche.“* (K05, Z. 41-47)

* Interpretation

Was lässt sich nun durch die Interviewauszüge bezüglich des Erstkontaktes zwischen Sozialbegleiterinnen und Klientinnen feststellen? Ich möchte relevante Aspekte anhand der von mir gefundenen Dimensionen „Wo“, „Wie“ und mit „Mit welchen Emotionen“ herausarbeiten.

B1: Wo finden die Erstkontakte statt?

Hier wurde insg. 3mal die Sigmund-Freud-Klinik genannt, 1mal ein anderes Krankenhaus (Anm. der Verf.: meiner Vermutung nach das LKH), 2mal fanden Erstkontakte im Umfeld der Klientinnen statt, des öfteren wurde der Erstkontakt mit einem Spaziergang durch den Park oder sonst wo verbunden, was meiner Meinung nach den Vorteil hat, dass es zu einer „Auflockerung“ der Situation kommt und die Begleiterinnen sowie Klientinnen entspannt, was wohl gerade im Umfeld einer Klinik wichtig ist.

B2: Wie gestalten sich diese Erstkontakte?

Insg. 8mal wurde von den Interviewpartnerinnen erwähnt, dass bei der ersten Begegnung zuerst eine Sozialarbeiterin zugegen war, um die Begleiterinnen und Klientinnen einander vorzustellen. Der Sozialbegleiterin kommt also gerade zu Beginn die wichtige Aufgabe zu, die Klientinnen und Begleiterinnen einander vorzustellen und "das erste Eis zu brechen". Begleiterin B03 berichtet zudem, dass neben der Sozialarbeiterin auch die Mutter der Klientin zugegen war. Klientin K03 erzählt, dass ihr Ehemann und Sohn gleich beim ersten Treffen die Begleiterin kennenlernten. Klientin K06 berichtet, dass ihre Begleiterin beim ersten Mal mit einem Blumenstrauß erschien, was meiner Meinung nach eine sehr nette Geste darstellt.

Wenn ich es den Interviews richtig entnehmen kann, wird meist zusammen mit der Sozialarbeiterin gesprochen und nach einer gewissen Zeit lässt diese dann Klientin und Begleiterin alleine. Nur von B03 wird erwähnt, dass die Sozialarbeiterin bis zum Schluss der ersten Begegnung anwesend war. Der Beschreibung von B03 nach zu schließen, handelte es sich um eine sehr schweigsame Klientin, der es zum Zeitpunkt des Treffens nicht gut ging. Wahrscheinlich war die Unterstützung der Sozialbegleiterin durch die Sozialarbeiterin gerade bei diesem ersten Treffen besonders wichtig.

B3: Welche Emotionen herrschten bei den Begleiterinnen und Klientinnen beim ersten Treffen?

B03 bemerkte, dass die Klientin beim ersten Treffen zwar nicht viel sagte, aber sie recht freundlich anschaute, was auch von der Sozialarbeiterin bemerkt wurde. B05 beschrieb ihren Erstkontakt mit einer ihrer Klientin als recht schön und angenehm. B06 erlebt das Kennenlernen als vorsichtiges erstes Beschnuppern. B07 spürte beim ersten Kontakt eine Aufregung und Spannung auf beiden Seiten, die deutlich in der Luft lag: Würde es zwischen den beiden passen oder nicht?

Im Vergleich zu den Begleiterinnen berichten die Klientinnen etwas begeisterter über die ersten Begegnungen. K07 schwärmt, wie super der Erstkontakt mit ihrer Begleiterin war, K01 berichtet von der Sympathie, die gleich zwischen ihr und der Begleiterin herrschte, K03 erlebte die Begegnung als angenehm und K04 war gleich mit ihrer Begleiterin „per Du“, was ebenfalls auf eine gewisse Sympathie schließen lässt. K06 findet es lustig, dass ihre Begleiterin aus demselben Ort stammt wie sie und versteht sich ebenfalls auf Anhieb mit ihr. K02 betont, dass die Sozialarbeiterin und die zukünftige Begleiterin 1-2 Stunden bei ihr weilten. Sie spricht nicht über ihre Emotionen, scheint mit dem längeren Verbleib der Frauen aber etwas Positives zu verknüpfen. Einzig K05 berichtet von negativen Gefühlen, was meiner Meinung nach aber mehr darin begründet liegt, dass sie sich dessen schämte, überhaupt eine Sozialbegleitung zu brauchen und sich in jener Situation zu befinden. Aus weiteren Berichten der Klientin und der Begleiterin lässt sich ersehen, dass es zu einer nicht umkomplizierten, aber fruchtbaren Begleitung kam, die zum Zeitpunkt der Interviewdurchführung noch bestand.

Im großen und ganzen scheinen durchwegs positive Begegnungen bei meinen Interviewpartnerinnen stattgefunden zu haben. Es könnte meiner Ansicht nach aber auch sein, dass eventuelle negative oder unsichere Gefühle während des Erstkontakts vergessen oder verdrängt wurden, wenn sich der Kontakt hinterher positiv entwickelte.

Trotz allem scheint die erste Begegnung eine recht wichtige Funktion zu haben: Können sich die Begleiter und Klienten „riechen“ oder nicht? Kann ein Draht zueinander gefunden werden oder nicht? Bei meinen Interviewpartnerinnen scheint dies ja durchwegs der Fall gewesen zu sein.

2. Meine zweite Forschungsfrage lautet: „Wie werden Einschulung, Weiterbildung und Supervision bei Pro humanis von den ehrenamtlichen SozialbegleiterInnen erlebt und welches Feedback bzw. welche Anregungen erhält Pro humanis von ihnen?“

Diesen Teil möchte ich in die Abschnitte Einschulung, Weiterbildung, Supervision und Feedback-Anregungen an Pro humanis unterteilen.

A. Einschulung von Pro humanis

***Statements der Begleiterinnen**

Auf die Frage, welchen Nutzen die Einschulung von Pro humanis für die Begleiterinnen in Bezug auf die Begleitung hat, kamen folgende Antworten von 2 Sozialbegleiterinnen, die beide die Einschulung von Pro humanis gemacht haben: *„Oh ja, unbedingt. Man wird sicher auf Fälle vorbereitet, zum Beispiel so wie bei Panikattacken oder sonstigen Dingen, die man ja, wenn man nicht beruflich aus der Sparte kommt, ja nicht kennt. Und dadurch, dass die Einschulung nachher die Möglichkeit ist, die Klinik kennen zu lernen und auch von den Sozialarbeitern einige neue Sachen erfährt oder durch die Schulung sehr viel Interessantes ist, ist es schon wichtig, glaube ich. Man stellt sich am Anfang vielleicht was anderes vor oder man ist euphorisch; man glaubt, man kann Bäume versetzen. Und das ist am Anfang schon, dass man (...) realistischer wird und auch wirklich geduldig sein lernt.“* (B01, Z. 43-55)

Auch die zweite Begleiterin ist der Meinung, dass sie aus der Einschulung einiges profitiert hat:

„Ja, ganz, nicht nur in bezug auf die Klientin, sondern auf mein ganzes Leben, weil ich tue ja viel öffentlich arbeiten, ich bin im Gemeinderat und bei den Frauen eben. Und dadurch hat mir das wirklich viel gebracht, dass ich mich heute nicht mehr so vereinnahmen lasse.“ (B04, Z. 134-137)

*** Interpretation**

Beide Begleiterinnen sind also der Meinung, dass die Einschulung einen großen Nutzen für sie darstellte, was sie überzeugt zum Ausdruck bringen. Frau B01 betont die Vorbereitung auf mögliche Konfrontation mit psychischer Krankheit, wie z. B. Panikattacken, Depression, Manie, Schizophrenie usw. Ebenfalls gibt es durch die Einschulung die Möglichkeit, die Sigmund-Freud-Klinik und Sozialarbeiter kennen zu lernen, was den Kontakt zu den Klientinnen ebenfalls erleichtern kann. Als weiteren wichtigen Punkt nennt sie das Erlangen eines gesunden Realitätsbewusstseins, das von falschen Ansprüchen der BegleiterInnen auf Heilung der Klientinnen befreit. Wodurch sie in der Einschulung Geduld erlernt, kommt für mich nicht klar heraus. Ich könnte mir aber vorstellen, dass durch das Erlangen eines gesunden Realitätsbewusstseins auch gleichzeitig klar werden muss, dass grundsätzlich nicht mit einer Heilung der Klientinnen gerechnet werden darf und das dies evt. heißen könnte, sich auf Dauer der Begleitung in Geduld zu üben mit Dingen und Situationen, die sich nicht so verändern, wie man es sich wünschen würde. Frau B04 betont, dass sie während der Einschulung gelernt habe, sich nicht mehr so leicht von anderen vereinnahmen zu lassen. Höchstwahrscheinlich bezieht sich die Begleiterin auf das Thema „Nähe und Distanz“, das im Einschulungsmodus enthalten ist und wichtige Aspekte des Abgrenzens und „Nein-Sagen-Lernens“ anderen gegenüber beinhaltet.

(siehe auch Kap. 10.5) Auch andere Begleiterinnen bringen zum Ausdruck, wie wichtig es für sie ist, dass sie es gelernt haben, sich besser abzugrenzen und beziehen sich dabei auf die Einschulung und auf die praktische Seite der Abgrenzung in der Begleitung.

Schmachtenberger (1980/siehe Kap. 4.3.1) ist in diesem Zusammenhang der Meinung, dass sich Aus- und Weiterbildung am sinnvollsten in einer praxisbegleitenden Form des exemplarischen Lernens erweise. Er ist gegen zu lange Vorbereitungskurse, durch welche seiner Ansicht nach Spontaneität und Motivation verloren gehe. Mit der Länge des Einschulungsmodus hatten anscheinend die zwei oben zitierten Begleiterinnen kein Problem und auch von den anderen interviewten Begleiterinnen wurde nichts derartiges erwähnt. Momentan umfasst der Einschulungsmodus von Pro humanis 9 Nachmittage.

B. Weiterbildungsangebote

***Statements der Begleiterinnen**

Auf die Frage, ob Weiterbildungsangebote von Pro humanis in Anspruch genommen werden, antwortet eine Begleiterin begeistert: *"Ja, also ich nehme in Anspruch, was möglich ist. Auch extern, also wenn ich was erfahre, dass irgendwo Schulungen sind in die Richtung."* (B01, Z. 59 u. 60)

Auch die nächste Begleiterin ist durchwegs angetan von den Angeboten: *„Weiterbildungsangebote, die waren auch sehr gut. (...) Ja, die Jahrestagung, und dann auch sonst ein paar Sachen (...), auch persönlich recht gut waren für mich: nicht nur in Bezug auf die Begleitung, sondern auch für mein persönliches Leben.“* (B03, Z. 84/115-117)

Eine weitere Interviewpartnerin lässt nicht so viele Emotionen durchklingen, wenn sie von Weiterbildung spricht, scheint aber nicht uninteressiert zu sein: *„Ja, wir haben schon immer - es gibt also Seminare, wo wir dann daran teilnehmen können. Zum Beispiel ist da jetzt eines mit Bewegung. Ich glaube, es heißt nur Bewegung. Form von Tanz oder so. Was aber jetzt nicht stattfindet, weil da zu wenig Teilnehmer sich gemeldet haben und es wird dann im Herbst sein.“* (B02, Z. 64-67)

Bei Frau B04 ist es der „Kampf um die Zeit“, der sie von den Weiterbildungsangeboten fernhält: *„Ich muss ehrlich sagen, aus Zeitmangel bin ich jetzt in den letzten zwei mal, da wäre eines (Anm. d. Verf.: vermutlich handelt sich dabei um ein Seminar) gewesen, das Helfende Gespräch, wo es mir leid getan hat, aber da habe ich einen anderen Termin gehabt, da habe ich nicht können. Die Supervision würde ich auch fast als Weiterbildung, ich weiß nicht, ob es Weiterbildung, aber das bringt ja trotzdem auch viel.“* (B04, Z. 146-149)

Auch bei Frau B07 gibt es ähnliche Gründe: *„Jetzt nicht mehr. Also vorher, wie ich noch studiert habe, da habe ich die Weiterbildung und v. a. die Supervision in Anspruch genommen. War ich ganz regelmäßig. Aber jetzt seit ich arbeite, könnte ich es gar nicht.“* (B07, Z. 114-116)

Die letzte Interviewpartnerin bringt in Kürze ihren Standpunkt: *„Es hat Weiterbildungsmöglichkeiten gegeben und soweit es interessant und wichtig war, habe ich die in Anspruch genommen.“* (B05, Z. 71 u. 72)

*** Interpretation**

Aus obigen Aussagen klingt auf jeden Fall ein Interesse an Weiterbildungsangeboten durch. Es kristallisieren sich jedoch für mich 2 Gruppen von Sozialbegleiterinnen heraus: Jene, die genügend Zeit haben, Weiterbildungsangebote in Anspruch zu nehmen und dies auch häufig tun und jene, die aus verschiedenen Gründen (Arbeit, andere Verpflichtungen) nicht daran teilnehmen können. Frau B05 scheint genau zu wissen, was sie will und lässt sich nicht direkt einer der beiden Gruppen zuordnen. Sie selektiert genau, was für sie von den Weiterbildungsangeboten von Relevanz zu sein scheint, und „greift“ dann zu, wenn etwas interessant und wichtig genug für sie ist. Außerdem macht sie den Eindruck, als würde sie weniger begeistert und sehr nüchtern an die „Sache“ herangehen. Wenn jedoch das Interesse

vorhanden ist, stellt jedoch die zeitliche Komponente kein Problem für sie zu dar. Auf die Funktion des gegenseitigen Austausches und der Vernetzung von ehrenamtlich Tätigen, also in unserem Fall Sozialbegleiterinnen, durch Weiterbildungsveranstaltungen, weist Kurz (2001, siehe Kap. 4.3.1) hin. Allerdings wird diese Funktion von den Begleiterinnen im Bezug auf Weiterbildung nicht angesprochen, jedoch sehr wohl, wenn es um Supervision geht.

C. Supervision

Hier geht es darum, ob die Supervision von den Begleiterinnen als geeignete Maßnahme empfunden wird, wie sie erlebt wird und ob regelmäßig daran teilgenommen wird.

*Statements der Begleiterinnen

B02 ist von der Wichtigkeit der Supervision überzeugt: „Ja, absolut. Weil ich kann das sagen, wie es mir geht. Und wenn wir irgendeine Information brauchen, dann kriegen wir es auch von der Frau X (Anm. d. Verf.: Fachbereichsleiterin von Pro humanis). Also wenn ich irgendwelche Fragen habe, sie geht da auch sehr auf uns ein. (...) Ja, man hat einen - ich habe einen starken Rückhalt. (...) und dass man doch auch immer wieder Rückfragen hat. Ist das jetzt ok, wie ich das mache? Oder in der speziellen Situation oft, wo ich dann vielleicht auch manches Mal im Nachhinein mir dann denke, na vielleicht hätte ich sollen jetzt anders reagieren. Dann kann ich darüber reden und dann ist es sehr viel besser.“ (B02, Z. 79-96)

Ähnlich das Statement meiner nächsten Interviewpartnerin: „Ja, ja, ich finde das unbedingt notwendig. (...) Ich gehe regelmäßig, ja. /Interviewerin: „Und was ist für Sie das, was sie daran schätzen?“ / „Ah, sicher die eigene Aussprache, dass mir das klarer wird, die Zusammenhänge. Oft in den Familien oder Krankheiten und so weiter. Einfach die Zusammenhänge. Und was ich auch sehr positiv finde, dass man sich klarer wird, was kann ich erreichen, wozu bin ich da und was kann ich nicht erreichen. Dass ich mich abfinden muß, das geht halt nicht. Und was geht mich nichts an. (...) Also ich könnte es mir nicht vorstellen, also die Arbeit, ohne die Möglichkeit, dass ich entlastet werde, dass ich mich entlasten kann.“ (B03, Z. 84-86/Z. 88-101)

Und auch Frau B05 plädiert für die Supervision: „Unbedingt wichtig. (...) Die Gruppensupervision erlebe ich, ja, eigentlich einer angenehmen Atmosphäre, ja. Mehr kann ich dazu nicht sagen, angenehm, es wird eingegangen auf das, was im Vordergrund steht, ja, manchmal ist ein bisschen wenig Zeit, aber das ist oft unterschiedlich. Weil manchmal sitzen drei und es ist insgesamt eineinhalb, zwei Stunden Zeit. Die Gruppensupervision, da sitzen zwischen zwei und fünfzehn Leute. Und dem entsprechend (...) differenziert das.“ (B05, Z. 81-89)

Eine Begleiterin schwärmt von den Supervisoren, die beruflich als Ärzte oder Therapeuten arbeiten: „Ja, was halt optimal ist, wenn man eben jemanden erwischt, der von der Klinik ist; einmal Ärztin, die den Patienten auch kennt. Kann ihnen natürlich auch vieles weiter helfen. Da kann man Dinge klären, die einem nicht ganz klar sind. Ja.“ (B01, Z. 111-113)

Wieder einen anderen Aspekt betont Frau B04: „Wichtig ist für mich eigentlich das Zusammenkommen mit den anderen Frauen und daß man auch hört, wie es anderen geht. Weil eigentlich, so direkt Probleme habe ich mit meiner Klientin nicht. Und bei der Supervision, wo wie die Frau X (Anm. d. Verf.: Fachbereichsleiterin von Pro humanis) oft auch ein allgemeines Thema wählt, dass wir über etwas reden, was nicht so, gerade wen betrifft oder daß sie sagt, das taugt mir dann auch.“ (B04, Z. 170-180)

Auch für Interviewpartnerin B07 stellt die Supervision etwas Wichtiges dar, allerdings gibt es nun Gründe, die Supervision nicht mehr regelmäßig zu besuchen: „Die habe ich am Anfang ganz regelmäßig besucht. Das finde ich ganz wichtig. Und das war ganz toll eigentlich. Man

hat drei Möglichkeiten. Also es gibt verschiedene Supervisoren an verschiedenen Tagen. Und da gibt es eigentlich immer - hat man immer irgendwann mal Zeit, um Supervision zu besuchen. Und ja, seit ich jetzt arbeite, geht es einfach für mich zeitlich schwerer und ich habe auch das Gefühl, durch das, dass ich einfach meine ganze Arbeit (Anm. d. Verf.: Interviewpartnerin ist beruflich im Beratungsbereich tätig), dass es für mich auch im Moment jetzt nicht notwendig ist. (...) sehr viele Leute waren bei der Ausbildung und es waren immer sehr wenig bei der Supervision. Und ich denke mir einfach, ja, dass viele Leute einfach die Chance nicht nutzen, den Austausch zu haben und wirklich auch die Meinungen der anderen auch zu hören und andere Sichtweisen und so. (...) also ich habe es immer sehr spannend gefunden (...), so die verschiedenen Betreuer und die verschiedenen Klienten irgendwie auch kennen zu lernen. Und da auch so ein Stück für sich wieder mitzunehmen." (B07, Z. 121-141)

B06 ist der Meinung, dass sie mit ihrer Klientin auch ohne Supervision klarkommt: „ (...) , ich habe versucht, regelmäßig, annähernd regelmäßig zu den Supervisionen zu gehen. Aber, ja, ich denke mir, ich bin für mich, in meiner Person, soweit gefestigt bzw. durch meine Arbeit (Anm. d. Verf.: Interviewpartnerin ist beruflich im sozialen Bereich tätig), dass ich irgendwie, einfach die Probleme, die im Kontakt mit meiner Klientin aufgekommen sind, einfach auch selber in den Griff gekriegt habe. (...) Es war teilweise angenehm." (B06, Z. 101-104)

* Interpretation

Der Supervision scheint grundsätzlich ein höherer Stellenwert als Weiterbildungsangebot zuzukommen. 6 von 7 meiner Interviewpartnerinnen geben in irgendeiner Weise zu verstehen, warum Supervision für sie wichtig ist. Gründe dafür sind Informationsgewinn, Rückhalt, Austausch, Aufarbeitung (B02), Aussprache finden, Klarheit gewinnen, Zusammenhänge erkennen, Klärung der Ziele, Entlastungsmöglichkeit (B03), Eingehen auf Dinge, die im Vordergrund stehen, angenehme Atmosphäre (B05), fachkundige Ärzte und Therapeuten als Supervisoren (B01), das Zusammentreffen mit anderen Frauen, interessante Themen (B04), Supervisionstermine an verschiedenen Tagen, Kennenlernen anderer Sichtweisen, Begleiterinnen und Klientinnen (B07). In diesen Ausführungen wird für mich die wichtige Funktion des emotionalen Haltens und Aufnehmens in der Supervision sichtbar, in welcher Supervisoren im Idealfall wie ein „emotionaler Container“ wirken, der Bedürfnisse aufnimmt und sie befriedigt (vgl. Berardi 1996/ siehe Kap. 4). Aber nicht nur der Supervisor spielt in der Supervision eine Rolle, sondern auch das Zusammentreffen mit anderen bzw. das Kennenlernen von anderen Sozialbegleiterinnen wird von immerhin 2 Begleiterinnen als wichtiger Faktor erwähnt. B05 spricht das Zeitproblem in der Gruppensupervision an, das gelegentlich auftritt, wenn es sich um eine große Gruppe handelt. Hier dürfte es natürlich von Vorteil sein, wenn die Gruppenanzahl begrenzt werden würde. Auch die fachliche Kompetenz von Ärzten und Therapeuten als Supervisoren, die helfen können, Dinge zu klären, die man als „Laie“ nicht versteht, wird erwähnt (B01). B07 bleibt der Supervision seit einiger Zeit aus Zeitmangel fern. Supervision ist auch Bestandteil ihrer Arbeit, wodurch sie denkt, dass es für sie momentan auch nicht nötig ist, regelmäßig die Supervision zu besuchen. Sie bedauert jedoch auch, dass viele Leute diese Chance des Austausches nicht nützen und dadurch einiges versäumen. B06 (Begleitung bereits abgeschlossen) versuchte zwar, regelmäßig zur Supervision zu gehen, erlebte sie jedoch nur als teilweise angenehm. Auch war sie als Person so gefestigt, dass sie gut mit ihrer Klientin alleine zurechtkam, wie sie es ausdrückt. Diese Aussage scheint für mich die einzige zu sein, die auch eine negative Komponente, nämlich dieses „teilweise angenehm“ beinhaltet.

Zusammenfassend kommt der Supervision von Seiten der Begleiterinnen ein hoher Stellenwert zu und diese Tatsache widerspricht Müller-Kohlenbergs (1994/siehe Kap. 4) These, dass Supervision in der herkömmlichen Form nicht nötig zu sein scheint.

D. Welches Feedback bzw. welche Anregungen erhält Pro humanis?

*Statements der Begleiterinnen

B01 wünscht sich mehr Information über Weiterbildungsangebote: „*Vielleicht noch mehr Information über Weiterbildung. Auch extern. Was ist so herum los im Raum Graz oder eben Steiermark weit. Was da so möglich ist.*“ (B01, Z. 738-742)

Die Öffentlichkeitsarbeit sprechen B02 und B03 an: „*Mehr Öffentlichkeitsarbeit und vielleicht, denke ich mir, die Begleiterinnen mehr heranzuziehen oder mehr an den Auftrag zu erinnern oder vielleicht mehr einzuteilen. (...) Oder es müssten auch die Ärzte oder Beratungszentren (...) Und dass es dadurch vielleicht dann bekannter wird (...).*“ (B02, Z. 639-644)

„*Das ist eine schwierige Frage. Also, was wirklich wichtig ist, dass die Öffentlichkeitsarbeit, dass das bekannt wird, dass es das gibt, glaube ich. Das ist ganz wichtig, denke ich. (...) Und ich weiß auch nicht, wie das wirklich funktioniert mit dem, wenn jetzt wer in der Klinik ist, dass das schon von dort, ich weiß nicht, angeboten oder aufmerksam gemacht wird, dass es die Möglichkeit gibt (...).*“ (B04, Z. 735 u. 736/Z. 740-742)

Das Einführen einer Unterstützung für die Begleiterinnen sowie einen Stammtisch könnte sich B05 vorstellen: „*(...) Vielleicht ist da zu klären, ob eine finanzielle, also irgendeine Unterstützung ist, haben wir eh kurz reingebracht. Dass man Klienten bis zu einem gewissen Betrag eben Fahrtgeld, Unkostenbeteiligung (...). Das ist sicher keine schlechte Idee, was der Verein organisieren könnte, die Sozialbegleiterinnen von den Klienten. (...) Wenn man zusätzlich ein Problem hat, man kann immer anrufen oder vorbeikommen (...) es ist immer Zeit dort. (...) Einzelsupervision auch noch (...) sag ich schon. (...) Ja, einen Stammtisch evt., wo sich Sozialbegleiter treffen und sich austauschen können Vielleicht ist das auch noch bis zu einem gewissen Grad wichtig. Mehr kann ich wirklich nicht dazu sagen. Nein, fällt mir nichts mehr ein.*“ (B05, Z. 772-775/782-791)

Dass es nicht klar ist, wer von Pro humanis eine Aufwandsentschädigung erhält, kritisiert B07: „*Puh! Nein, grundsätzlich finde ich es ok so. Wenn Du willst, kann ich Vereinskritik anbringen. Ist nicht der passende Ort. Aber ich habe mitgekriegt, dass immer wieder vom Verein her einfach teilweise Leute was kriegen. Das heißt, mittlerweile habe ich mitgekriegt, dass Tankgutscheine verteilt werden, dass Karten für Kongresse verteilt werden und Tagungen. Und das ist irgendwie undurchsichtig, wer das bekommt. Also das finde ich einfach schlimm. Also das stört mich vom Gerechtigkeitsgefühl. (...) Und dann finde ich es einfach komisch, wenn- ich meine, man kennt sich dann irgendwie untereinander- und wenn man erfährt, dass jemand was gekriegt hat und man selber hat nichts gekriegt oder umgekehrt (...). Das ist für mich einfach nicht passend. Und da habe ich das Gefühl, das ist so willkürlich.*“ (B07, Z. 498-512)

*Statements der Klientinnen

Ähnlich wie die Begleiterinnen sprechen auch die Klientinnen eine vermehrte Öffentlichkeitsarbeit an, wie z. B. K03, K06 und K07: „*Vielleicht mehr Bekanntheitsgrad. (...) Weil mein Schwager hat ein Alkoholproblem und der wäre sicher in guten Händen, wenn er so eine Begleitung hätte. Jemanden, der mit ihm mal laufen geht oder der irgendwas macht mit ihm (...) Mir kommt vor, durch diesen Verein würde er auch etwas lernen.*“ (K03, Z. 330 / Z. 339-342)

„*Na ja, vielleicht, dass es mehr solche Leute geben soll. Dass sie mehr- ich meine, es ist sicher kein einfacher Job auch. Und es ist sicher genug nicht einfach für die auch nicht. Dass man da mehr Leute anwirbt.*“ (K06, Z. 472-474)

„Eigentlich, mir kommt vor, das ist gut so. Es wäre nur gut, dass sie Leute hätten, damit vielen so Kranken wie ich weitergeholfen werden kann. Das wäre das Größte, was eigentlich mein Wunsch wäre (...).“ (K07, Z. 507 u. 508)

K05 plädiert für eine Aufwandsentschädigung für die Begleiterinnen: *„Ich habe einmal einen Brief geschrieben, wo ich mich bedankt habe und dann habe ich hineingeschrieben, dass ich also finde, dass sie- also für Aufwandsentschädigung und schon (...).“ (K05, Z. 550 u. 551)*

* Interpretation

Es werden also zusammenfassend von den Begleiterinnen und Klientinnen folgende Aspekte angesprochen:

*vermehrte Öffentlichkeitsarbeit (B02/B03/K03/K06/K07) und die Einbeziehung von Ärzten und Beratungszentren,

*mehr Information über Weiterbildungsangebote (B01),

*Einigung über Aufwandsentschädigungen und „durchsichtige“ Vergabe durch den Verein (B05/B07/K05)

*sowie die Einführung eines Stammtisches für Sozialbegleiterinnen (B05).

B05 erwähnt noch anerkennend, dass man sich mit Problemen immer an Pro humanis wenden kann, sei es telefonisch oder persönlich. B02 spricht davon, die Begleiterinnen „mehr einzuteilen bzw. an ihren Auftrag zu erinnern“. Was sie mit dem „Einteilen“ genau meint, ist mir nicht ganz klar, aber das Erinnern, welchen Auftrag die Sozialbegleiter eigentlich erfüllen, ist bestimmt immer wieder hilfreich, um falsche Ziele und Erwartungen derselben zu korrigieren. K03, K06 und K07 sind der Meinung, dass es mehr BegleiterInnen geben soll und drücken dadurch aus, dass sie die Sozialbegleitung als sinnvolles und hilfreiches Angebot sehen, das ihnen selbst geholfen hat (K07) und sie nun jemandem anderen auch in dieser Form wünschen würden, wie z. B. K03.

3. Meine dritte Forschungsfrage lautet: „Welche Motivation, Erwartungshaltungen und Ängste haben ehrenamtliche SozialbegleiterInnen und ihre KlientInnen in Bezug auf die Sozialbegleitung?“

Ich möchte zuerst auf den Faktor „Motivation“ und danach auf den Faktor „Erwartungshaltungen, Ängste“ zu sprechen kommen.

A. Motivation

*Statements der Begleiterinnen

B01, B02, B03 möchten gerne in ihrem 3. Lebensabschnitt etwas Sinnvolles tun und haben ähnliche Motive für den Beginn einer Tätigkeit als Sozialbegleiterin: *„Ja ich habe eigentlich immer schon Frauen betreut. Das war eigentlich der Gedanke, wenn jetzt die Kinder draußen sind und ich mehr Zeit habe, dass ich eben so was machen möchte. Und das hat sich dann wunderbar ergeben mit Pro humanis. Das war genau das, was mir eigentlich schon immer Freude machen würde zu machen. Und berufstätig wollte ich nicht mehr sein. Also mein Gatte hätte das nicht gerne gesehen.“* (B01, Z. 177-183)

„Wie soll ich das denn sagen? Ich habe sehr lange Jahre meine Mutter gepflegt, also auf meine Mutter geschaut. Und die ist dann verstorben. Und da habe ich mir dann gedacht, ich möchte in die Richtung auch wieder irgendwas machen. Ich wollte das sogar beruflich dann aufgreifen. Was ich dann aber eh nicht gemacht habe. Aber ich weiß nicht, vielleicht irgendwie so eine soziale Ader bei mir, könnte sein. Ich weiß es nicht genau. Das Bedürfnis, für jemanden da zu sein. Ja. Ein bisschen mehr zu tun, als nur für mich oder für mein engstes Umfeld.“ (B02, Z. 105-113)

„Schwierig zu sagen. Ja, es ist irgendwo interessant. Vielleicht auch, also um die Zeit ein bisschen sinnvoll auszunutzen. (...) Weil die Kinder draußen waren und Berufswiedereinstieg war in meinem Alter nicht mehr, das heißt, ich hätte es auch nicht mehr geschafft.“ (B03, Z. 140-144)

Dieselbe Interviewpartnerin B03 formuliert noch einmal anschaulich, warum Sozialbegleitung für sie eine sinnvolle und wichtige Tätigkeit darstellt: *„Das gehört nicht da her, aber es ist ein anderer Vergleich. Ich habe meine Kinder ziemlich nahe beieinander gehabt und es war mir rein im Straßenverkehr manchmal nicht möglich, dass ich alle drei unter (...) solcher Aufsicht gehabt habe, daß hundertprozentig nichts passieren hätte können. Ich war angewiesen, dass andere auch aufpassen. Und das gleiche ist, wenn ich selber nichts gebe, kann ich auch nichts erwarten. Man ist einfach auf Mitmenschlichkeit angewiesen.“* (B03, Z. 552-556)

Bei der nächsten Sozialbegleiterin ist die Ausgangssituation eine andere. Sie studierte Psychologie, als bei ihr das Interesse für die Sozialbegleitung geweckt wurde: *„Ja überhaupt, also ich denke mir, ich habe mein Studium aus dem Grund auch gewählt. Weil mich das einfach interessiert. Und für mich war es so ein bisschen ein Umgang auch. Also so für mich einmal zu erleben, wie das ist. Ob es für mich auch passt oder nicht. Und ich das Gefühl gehabt habe, ich möchte einmal in die Richtung und für mich klar war, es würde mir einfach gut tun, jetzt einmal mit einer Person einfach schauen, wie es mir damit geht. Und psychische Erkrankungen auch so einmal zu erleben (...) Und die Idee einfach, dass sich einfach Leute finden, die einfach so eine Stunde in der Woche hergeben für jemand anderen hat mir einfach auch gut gefallen. So der soziale Aspekt (...) Also ich denke mir, vom Erkrankungsbild der Klientin war es klar, dass es was langes (Anm. d. Verf.: gemeint ist eine lange Begleitung) wird. Auf das habe ich mich eigentlich auch eingelassen. Doch.“* (B07, Z. 156-180)

Für B04 war es ein äußerer Anstoß einer Freundin, durch welchen sie zu ihrer Tätigkeit als Sozialbegleiterin kam: „Der Anstoß war sicher die Frau X (Anm. d. Verf.: Freundin der Interviewpartnerin), weil ich habe mich vorher mit dem Thema ehrlich gesagt noch gar nicht auseinandergesetzt. (...) Man liest vielleicht viel darüber, ich weiß nicht, vorher oder nachher habe ich einmal gelesen in der Zeitung, sie suchen NachbegleiterInnen, aber ob das vorher schon einmal in der Zeitung gestanden ist, das wüsste ich dann nicht. Hätte ich nicht geachtet drauf, muss ich sagen.“ (B04, Z. 198-212)

Bei meiner letzten Interviewpartnerin ist die Sozialbegleitung etwas, was sie im Rahmen ihrer Ausbildung begann: „Praktikum, dass mir das Praktikum angerechnet wird für meine Ausbildung.“ / Interviewerin: Glauben Sie, dass sie sonst auch Interesse dran gehabt hätten? (...) / „Wahrscheinlich nicht, weil ich mein Helferlein-Syndrom die letzten fünfzehn, zwanzig Jahre komplett ausgelebt habe.“ (B05, Z. 93-97)

* Interpretation

Beim näheren Durchlesen der Statements der befragten Sozialbegleiterinnen kann ich für mich eine gewisse Gliederung der Motive entdecken. Die erste Gruppe würde ich als „Gruppe der Interessierten“ bezeichnen, also jene Leute, die sich aus irgendeinem Grund für die Sozialbegleitung interessieren und welche die weitaus größte Gruppe bildet (B01/B02/B03/B07). B04 scheint mehr durch Zufall in die Begleitungstätigkeit "hinein gerutscht" zu sein, wobei eine Freundin der Anstoß war. Für B05 wird die Begleitung als Praktikum im Zuge ihrer Ausbildung angerechnet, stellt also eine Art Pflichterfüllung für sie dar. Sie betont auch, dass sie sich sonst wahrscheinlich nicht dafür entschieden hätte, weil sie, wörtlich wiedergegeben „ihr Helferlein-Syndrom“ bereits ausgelebt hat. In die „Gruppe der Interessierten“ fallen 3 Frauen, die bereits erwachsene Kinder haben und die aus diesem Grund wieder mehr Zeit haben für andere Tätigkeiten neben der Familie, wo jedoch ein erneuter Berufseinstieg entweder vom Ehemann nicht erwünscht wird (B01) bzw. als zu kräfteraubend gesehen wird (B03). Eine Frau nennt keinen Grund, warum sie nicht wieder in das Berufsleben eingestiegen ist. B01 betreute schon ihr ganzes Leben lang andere Frauen und wollte dies auch weiterhin tun, B02 pflegte lange ihre kranke Mutter und spricht von dem Bedürfnis, wieder in ähnlicher Weise tätig zu sein, wobei sie sich vorstellen könnte, eine gewisse „soziale Ader“ in sich zu haben. B03 möchte ihre Zeit sinnvoll nutzen. B07, die Psychologie studierte, fand die Thematik „Psychische Erkrankung“ interessant, wollte ihren Umgang mit psychisch kranken Menschen testen und ist von der Idee der Sozialbegleitung und dem dahinterliegenden „sozialen Aspekt“ begeistert. Ausgehend von Müller-Kohlenberg (1996/siehe Kap. 6.1.2) würde ich die von mir als „Gruppe der Interessierten“ mit Ausnahme von Frau B07 (gerade erst Studium beendet) als Motivationstypus B bezeichnen, für welchen eine aktive Suchhaltung zur sinnvollen Erfüllung des dritten Lebensabschnittes charakteristisch ist. Frau B04 würde meiner Meinung nach dem Motivationstypus D nach Müller-Kohlenberg (dies.) ähneln, der für jene steht, die in die Tätigkeit auf irgendeine Weise „hinein gerutscht“ sind, also hier auf Anstoß einer Freundin hin. Die „Gruppe der Interessierten“ würde weiters (wiederum mit Ausnahme von B07) dem Typ C nach Jakob (1993/siehe Kap. 6.1.2) entsprechen, der sich durch die Realisierung eigener biographischer Themen mittels ehrenamtlicher Tätigkeiten und durch die Funktion der Sinnstiftung nach dem Eintritt ins Rentenalter beschreiben lässt. Frau B04 würde nach Jakob (dies.) dem Typ E entsprechen, der soziale Ehrenamtlichkeit als biographisch randständiges Ereignis sieht, der Zugang zu dem Arbeitsfeld nicht von Eigeninitiative bestimmt ist, sondern von der Initiative anderer (also zum Beispiel durch Initiative der Freundin). Interessant sind für mich auch die Aussagen bezüglich „sozialer Ader“ (B02), des „sozialen Aspektes, der gefällt“ (B07) und die Aussage, dass „man nichts erwarten kann, wenn man selber nichts gibt und man/frau auf Mitmenschlichkeit angewiesen sei“ (B03) als Motive ehrenamtlichen Handelns. Hier spiegeln

sich soziale Beweggründe wie Altruismus, der Wunsch nach Geselligkeit und Gebrauchtwerten, sozialem Status und Wiedergutmachung wider, wie sie Heimgartner (2000/siehe Kap.6.1) nennt. Auch die Idee des Gebens und Nehmens und dem Anspruch nach Gerechtigkeit und einem sozialen Gleichgewicht klingt sehr stark in der Aussage von B03 durch: „Jeder ist auf jeden angewiesen! Jeder hat sein Sold beizusteuern!“ Diese Ideen könnten auch in Richtung „Tausch“ gehen, wo Dienstleistungen ausgetauscht werden, ohne im herkömmlichen Sinn etwas dafür bezahlen zu müssen. Religiöse Beweggründe könnte man in der Aussage über das „Angewiesensein auf Mitmenschlichkeit“ wiederfinden, was meiner Meinung nach der christlichen Nächstenliebe entspricht, aber auch ein religionsunabhängiges Anliegen sein kann.

*Statements der Klientinnen

Auch ein paar der interviewten Klientinnen führen ihre Motivation für die Inanspruchnahme einer Sozialbegleitung an, so wie z. B. K03 erzählt: *„Man verlernt das Reden ganz einfach, wenn es immer so ruhig ist rundherum. Und eben durch diese Ängste, die man manchmal hat. Man hat jemanden, mit dem man wieder plaudern kann.“* (K03, Z. 55-56)

K05 ist sich der Notwendigkeit einer Begleitung bewusst: *„Ja, ich bin angesprochen worden darauf. Ich habe mir gedacht: Irgendwas muss ich machen. Dann war das für mich noch das geringste Übel. (...) Ich habe gewusst vor allem, also dass ich mich auf irgendwas einlassen muß, dass ich es nicht wieder so weiter laufen lassen kann, sondern dass ich eben doch jemanden brauche dazu. (...) Ich freue mich drauf oft, wenn ich weiß, jetzt habe ich zwei, drei Stunden, wo ich mit ihr (Anm. der Verf.: der Sozialbegleiterin) unterwegs bin.“* (K05, Z. 81-87)

K07 hoffte, dass die Begleitung ihren Partner in seine Schranken weisen würde: *„Na die Frau X (Anm. d. Verf.: Sozialarbeiterin) hat gesagt, sie schickt jemanden. Weil mein Mann hat ja mir das Geld nicht gegeben. Das hat er nicht eingehalten. Und dann sind wir noch was zusammen gekommen, dass er mir meinen eigenen Wohnbereich macht. Das hat er auch nicht eingehalten. Ich habe mir das damals im Keller irgendwie gemacht. Und dort habe ich auch keine Ruhe gehabt. Und damals hat die Frau X gesagt, sie gibt mir jemanden, der da schaut. Und das war für mich riesengroß, dass ich mir gedacht habe, super wenn irgendjemand kommt zu uns, wo er das nicht so machen kann. Weil die hat er nicht fortjagen können. Weil das war jemand, wo er auch selber gewusst hat: Hoppala, das geht nicht! Mit der kann ich das eigentlich nicht mehr machen. (...) Das war ein riesen-, riesengroßer Hoffnungsschimmer, ja.“* (K07, Z. 74-83)

* Interpretation

Für K03 war es also der Wunsch nach Gespräch, der Wunsch, sich mitzuteilen und nicht alleine zu sein, der sie zur Inanspruchnahme einer Sozialbegleitung bewog. K05 war sich dessen bewusst, dass sie dringend Hilfe brauchte und die Form der Sozialbegleitung erschien ihr noch „als das kleinste Übel“, wie sie es wörtlich ausdrückt. Es war aus meiner Warte ein „Schritt der Vernunft“, den die Klientin gesetzt hat, als sie in eine Sozialbegleitung einwilligte. Erfreulicherweise hat sich die Motivation im Laufe der Zeit in eine sehr positive Richtung verändert, so dass sich K05 oft auf die Zeit mit ihrer Begleiterin freut. K07 sah die Aussicht auf eine Sozialbegleitung als „riesengroßen Hoffnungsschimmer“, weil es zuhause mit ihrem Ehemann große Probleme gab. In der Hoffnung, dass die Sozialbegleiterin jemand sein würde, die er nicht „davonjagen“ konnte wie einige Freundinnen (wird an anderer Stelle des Interviews von K07 erwähnt) zuvor, freute sie sich auf Unterstützung. Man könnte also zusammenfassend Wünsche nach Gespräch, Hilfe und Unterstützung in der Hoffnung auf

entsprechende Veränderungen bei den Klientinnen feststellen. Diese Wünsche und Hoffnungen bewegen sie schließlich zu der Inanspruchnahme einer Sozialbegleitung.

B. Erwartungen/Ängste vor der Begleitung

*Statements der Begleiterinnen

B01 und B06 gingen an ihre Begleitungen ohne Angstgefühle heran, B01 weiß bloß von einer großen Neugierde zu berichten: „*Angst eigentlich nicht. Ich war eigentlich sehr neugierig. Wie wird es sein; wie wird sich das ergeben?*“ (B01, Z. 202-204)

„*Im Vorfeld nicht.*“ Interviewerin: „*Also gar keine irgendwie unangenehmes Gefühl, was wird mich da jetzt erwarten oder so?*“ / „*Nein.*“ (B06, Z. 148-150)

B04 und B05 hatten keine Ängste, aber eine gewissen abwartende Haltung bzw. Unsicherheit vor ihren ersten Treffen mit den Klientinnen, die sich jedoch bei B05 nach der ersten Klientin auflöste: „*Ängste ist übertrieben, nicht. Aber man geht dann schon so mit ein bisschen, na ja, ich bin abwartend eigentlich, wie sich das wirklich entwickeln wird, hingegangen. Die Frage ist gewesen auch, wie nimmt der Ehemann das auf, wenn man ins Haus kommt (...).*“ (B04, Z. 267-271)

„*Na ja, Erwartungen, Ängste nicht, aber vielleicht eine gewisse Unsicherheit beim ersten Mal. Eine gewisse Unsicherheit, weil man ja wirklich nicht weiß, was passiert jetzt, was ist jetzt. Und im nachhinein kann ich sagen, jeder Erstkontakt ist anders, er ist wirklich komplett unterschiedlich. Also es ist bei jedem Klienten, ich habe fünf Erstkontakte gehabt, es ist bei jedem Klienten anders verlaufen. Allerdings, die Unsicherheit habe ich nimmermehr. Die hat sich nach der ersten Klientin aufgelöst. Das ist auch von der Ausbildung her.*“ (B05, Z. 147-152)

B03 gibt zu, dass sie Angst vor der ersten Begegnung mit der Klientin hatte: „*Ja, Ängste schon. Man geht schon mit ein bisschen Bauchweh und Zittern, in der Richtung, schon hin. Was kommt auf mich zu? Am Anfang werden sie mir wohl keinen schweren Fall geben, also unter Anführungszeichen. Sie werden wohl irgendwen einfacheren suchen. Aber was man, (sic) kann man nicht sagen.*“ (B03, Z. 158-164)

B07 spricht indessen von einem Druckgefühl, das sie vor dem Beginn der Begleitung verspürte: „*Es war die Situation für mich ein bisschen schwierig, weil ich so die Information gekriegt habe, es ist schon so viel gemacht worden und jetzt wissen sie irgendwie nicht mehr, was sie mit der Klientin machen sollen. Und eine Formulierung war, aber ich weiß nicht mehr, von wem die gekommen ist, so eine letzte Chance. Und damit war natürlich auch so ein Druck auch da.*“ (B07, Z. 185-189)

* Interpretation

Wie sich den Interviewauszügen entnehmen lässt, hatten 2 der Begleiterinnen (B01 u. B06) keine Angst vor der Begleitung, sondern empfanden einfach Neugierde. Auch B04 und B05 sprechen von einer abwartenden Haltung bzw. Unsicherheit, die sie vor dem ersten Treffen empfanden, grenzen ihre Gefühle jedoch klar von Angstgefühlen ab. Nur B03 spricht tatsächlich von einem Gefühl der Angst vor der ersten Begegnung mit ihrer Klientin, das sie mit den bekannten Angstsymptomen „Bauchweh und Zittern“ näher beschreibt. Außerdem verspürt auch sie ein Gefühl der Unsicherheit, das auch B04 und B05 empfanden. Zusammenfassend lässt sich vor Beginn der Begleitung bei den Begleiterinnen tendenziell eher ein Gefühl von Unsicherheit im Sinne „Was kommt da wohl auf mich zu?“ feststellen und nicht unbedingt ein vorherrschendes Gefühl der Angst, das tatsächlich nur eine der befragten Begleiterinnen zu kennen scheint.

*Statements der Klientinnen

K01, K07 u. K03 hatten keine Angst vor dem Beginn der Sozialbegleitung, sondern freuten sich vielmehr auf die Begleitung: „*Nein, also überhaupt keine Ängste. Überhaupt nicht. Ich war froh, dass eine Frau gekommen ist. Die Frau X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin).*“ (K01, Z. 139-141)

„*Eigentlich überhaupt keine Angst. Nur eine große Freude, jemanden zu haben, dem was ich erzählen kann von meinem Leben; der was mich vielleicht in der Hoffnung versteht, was mein Leben bedeutet und wie es mir in meinem Leben geht; was ich mache in einem Leben und was der Umkreis in meinem Leben ist. Jemanden zu haben, das war nur die große Hoffnung und keine Angst.*“ (K07, Z. 92-96)

„*Nein, ich habe mich gefreut darauf, wenn jemand kommt.*“ (K03, Z. 74)

Auch K06 empfand keine Angst vor der Erstbegegnung mit ihrer Begleiterin, hatte jedoch Bedenken bezüglich des Alters derselben: „*Eigentlich nicht. Vielleicht das Alter, zu jung.*“ (K06, Z. 109)

K04 hatte Angst vor dem Beginn der Begleitung, ließ sich jedoch von ihrer Begleiterin beruhigen: „*Ja Angst. Aber sie hat mich dann beruhigt.*“ (K04, Z. 22 u. 23)

*Interpretation

Auch bei den Klientinnen zeigt nur eine (K04) Angstgefühle vor dem ersten Treffen mit ihrer Begleiterin. Alle anderen Klientinnen empfanden keine Angst, drei sprechen sogar von der Vorfreude (K01/K03/K07) auf diese Begleitungen, wobei K07 auch von der großen Hoffnung spricht, in der Begleiterin jemanden zu finden, der sie versteht. K06 äußert Bedenken, dass die Begleiterin zu jung sein könnte, welche sich jedoch in Folge verflüchtigten.

Im Gegensatz zu den Begleiterinnen hat die Freude bei den Klientinnen einen zentralen Stellenwert im Vorfeld der Begleitung, wobei es bei den Begleiterinnen mehr die Unsicherheit des Neuen, Ungewissen zu sein scheint.

4. Meine nächste Forschungsfrage lautet: Wie beschreiben ehrenamtliche SozialbegleiterInnen und KlientInnen ihre Beziehung unter Berücksichtigung der Themen „Nähe und Distanz“, weiters Belastungen im Zusammenhang mit Krankheit und Krankenhaus sowie Begleitungsabbruch?

A. Beziehung zwischen Begleiterinnen und Klientinnen

*Statements der Begleiterinnen

B01 berichtet: *„Als sehr vertraulich. Ja. (...) Ich fühle mich recht wohl so. Ich meine, so wie es ist. Die Nähe passt. Ich glaube schon. Ich meine, es wird vielleicht noch mehr Nähe sich entwickeln, aber so wie sie von ihrem Krankheitsbild her - glaube ich ist es für sie auch gerade so richtig, wie es ist im Moment. Dass es ihr angenehm ist und für mich passt es auch so.“* (B01, Z. 344-352)

Auch B05 und B07 beschreiben die Beziehung zu ihrer Klientin positiv: *„Zu dieser Klientin vertraulich.“* (B 05, Z. 347)

„Ich würde es mittlerweile als freundschaftlich beschreiben. So. Das schon. Aber ja, wo ich auch merke, so das körperlich nahe, das ist bei uns nicht da. Was sie bei anderen, was ich so beobachtet habe, sehr wohl hat. Und was sie aber auch akzeptieren kann, dass das für mich nicht passt.“ (B07, Z. 317-319)

* Interpretation

2 Begleiterinnen (B01 u. B05), die sich zu diesem Thema geäußert haben, beschreiben die Beziehung zu ihrer Klientin als vertraulich, eine Begleiterin (B07) beschreibt sie sogar als freundschaftlich. B01 meint, dass auch die Nähe zwischen ihr und ihrer Klientin passend ist und schließt nicht aus, dass sich noch mehr Nähe entwickeln könnte. B07 fügt hinzu, dass es zwischen ihr und ihrer Klientin keine große körperliche Nähe besteht, was dem Wunsch von B07 entspricht und von der Klientin akzeptiert wird.

*Statements der Klientinnen

K01 und K06 bringen ihr Verhältnis zu den Begleiterinnen in kurzen Worten auf den Punkt:

„Das passt. Das passt.“ (K01, Z. 310)

„Ich glaube, das passt. Also für mich passt es.“ (K06, Z. 207)

Bei K07 ist begeistert von ihrer Sozialbegleiterin: *„Mir kommt vor, das ist von Anfang an ein Engel geschickt bis weiterhin. (sic) Sie ist für mich wirklich ganz, ganz was Besonderes und ich würde vielen Menschen so was wünschen, dass sie so was erleben können. (...) Es war nie etwas, wo ich mir gedacht habe, nein, mit der Frau möchte ich nicht mehr weitermachen.“* (K07, Z. 194-199)

*Auswertung und Interpretation

Die Klientinnen äußern sich im Vergleich zu den Begleiterinnen etwas kürzer und prägnanter. Für K01 und K06 „passt“ es schlicht und einfach mit der Beziehung zu ihren Sozialbegleiterinnen. Nur K07 bricht in wahre Lobeshymnen über ihre Begleiterin aus und zeigt ihre Begeisterung sehr eindrücklich. Ich denke aber auch, dass K01 und K06 mit ihren Begleiterinnen wirklich zufrieden sind, was sich in ihrem handfesten „Es passt“, an dem es nichts zu rütteln gibt, ausdrückt. K07 spricht an, dass sie von ihrer Begleiterin nie enttäuscht wurde. Die beiden Basissäulen „Verständnis“ und „Vertrauen“ für eine gelungene Beziehung zwischen SozialbegleiterInnen und KlientInnen nach Leitner (2000, siehe Kap. 10.2) scheinen also ein gutes Fundament zu bieten.

B. Ich komme nun zum Thema „Nähe und Distanz“ in der Beziehung zwischen Begleiterinnen und Klientinnen: Fühlen sich die Begleiterinnen in der gegenwärtigen Situation wohl oder würden sie sich mehr Nähe bzw. Distanz wünschen? Wie gehen sie mit auftretenden Spannungen um?

***Statements der Begleiterinnen**

Zu diesem Thema weiß jede der befragten Begleiterinnen etwas zu berichten. B01 ist der Meinung, dass sie in ihren Begleitungen die Balance zwischen Nähe und Distanz gut finden kann: *„Also ich habe schon, dass ich das dann so eintarriere, wie weit taugt es mir. Also das kommt auch nicht vor im Moment. Selbst bei meiner vorhergehenden Klientin, die hat das sehr gut verstanden auch, das Gespür zu haben, wie weit darf ich gehen. Von der Distanz her. Also das hat wirklich gut gepasst.“* (B01, Z. 354-360)

B02 berichtet, dass sie den Umgang mit Nähe und Distanz in Ausbildung und Supervision gelernt hat: *„Und das habe ich sicher da gelernt bei der Ausbildung. Und auch in der Supervision. Das Abgrenzen. Das ist eine wichtige Sache. (...) Und wenn ich mehr Distanz brauche, dann mache ich das eher so auf der zeitlichen Ebene. Wobei das, wobei ich glaube, dass sie da eh ein sehr gutes, sie hat wirklich ein sehr gutes Gefühl und sie ist da eh sehr sensibel. (...) Ich habe früher nicht so damit umgehen können. Ich habe mich eher immer schon - ich habe nicht können einen Schlussstrich ziehen von mir aus, weil ich immer geglaubt habe, der andere ist jetzt vielleicht beleidigt oder ich weiß nicht was.“* (B02, Z. 376-390)

Für B04 scheint das Thema nie von großer Bedeutung gewesen zu sein, weil sie von vornherein für klare Verhältnisse sorgte: *„Wir haben das von Haus aus klar gelegt, wie ich angefangen habe, für mich schon so. Und sie hat das immer akzeptiert und es ist da nie ein Problem gewesen, dass es zuviel für mich geworden wäre an Nähe.“* (B04, Z. 538-540)

Für B03 scheint die Thematik des Abgrenzens aufgrund der eigenen Reserviertheit nicht so zum Tragen und es kommt eher der Wunsch nach einem Verhalten, das mehr Nähe schaffen könnte, zum Ausdruck: *„Ich selber bin sehr distanziert. (...) Es ist glaube ich meine Art. Körperlich ein bisschen Abstand und auch sonst. Es ist vielleicht manchmal zuviel, aber es ist meine Art.“* (B03, Z. 392-395)

B06 scheint sich unbewusst ganz gut abgrenzen zu können, wenn ihr die Klientin zu nahe tritt: *„(...) kann mich eh ganz gut abgrenzen, ohne dass mir das eigentlich wirklich bewusst ist (...). Wenn ich keine Zeit gehabt habe, dann bin ich halt kurz angebunden gewesen und wenn sie fünfmal in der Woche angerufen hat, dann ist mir wahrscheinlich nach dem fünften Mal oder beim sechsten Mal auch nicht mehr so, ha lustig und (...).“* (B06, Z. 272-280)

B05 macht auf die möglichen unterschiedlichen Bedeutungsinhalte des Wortes „Nähe“ aufmerksam, wenn es von Begleiterinnen oder Klientinnen gebraucht wird: *„Kann ich mir schon vorstellen, dass das ein Unterschied ist, dass sich manchmal meine Klientinnen mehr Nähe wünschen würden. Wobei das Wort Nähe etwas vorsichtig zu gebrauchen ist. Weil Sie (Anm. d. Verf.: also ich als Interviewerin) meinen wahrscheinlich unter Nähe was anderes wie die Klienten. (...) Nähe ist einfach für die Klienten: Kümmere mich mehr um mich! (...) , es sind unterschiedliche Ebenen der Nähe.“* (B05, Z. 366-373)

Sie ist sich auch dessen bewusst, dass es sich hier um ein schwieriges Thema handelt: *„Ja, Abgrenzen und Nähe-Distanz-Verhältnis, eine der schwierigsten Sachen. (...) Nein, ich glaube, ich weiß nicht, nein, mit der Klientin habe ich ein sehr gutes Verhältnis, da wir uns eben Nähe und Distanz ausmachen.“* (B05, Z. 381/756 u. 757)

Auch B07 ist sich der Relevanz des Themas, v. a. im Bezug auf die Erkrankung ihrer Klientin, bewusst: *„Weil ich mir denke, dass es einfach zu ihrer Erkrankung gehört, so das Nähe-Distanz-Problem, also dass das immer ein Thema ist. Und wenn ich jeden Tag den ganzen*

Tag draußen (Anm. d. Verf.: im Umfeld der Klientin) wäre, wäre es auch ok für sie, denke ich mir. Ich finde, sie kann es sehr gut akzeptieren. (...) Ich denke, wenn ich von ihr wegfahre, dann: Ma, wir sehen uns erst in zwei Wochen. So tragisch! Aber wenn ich sie dann anrufe, dann war sie eigentlich eh die ganze Woche beschäftigt und dann passt es ihr eigentlich so.“ (B07, Z. 232-241)

Dieselbe Begleiterin (B07) weiß von großen Problemen zu berichten, mit welchen sie aufgrund der Distanzlosigkeit ihrer Klientin konfrontiert war, die sie jedoch recht zufriedenstellend lösen konnte: *„Sie ist einfach jetzt sehr auf Nähe. Das heißt also (...) zum Teil auch distanzlos. Was für mich ganz schwierig war. Also so, wo ich dann gemerkt habe, ich muss für mich auch sagen, dass das meine Trennung, also so die Linie ist. Dass ich nicht Händchen haltend spazieren gehe zum Beispiel und dass ich nicht mit Küsschen begrüßt werden will oder solche Sachen. Das war für mich am Anfang schwierig, weil ich so das Gefühl gehabt habe, wie soll ich ihr das jetzt mitteilen oder zeigen? Und da sowieso ein bisschen ein Vertrauen da war und ich gemerkt habe, dass ich es ihr auch verständlich machen kann, warum ich das nicht mag oder was das bedeutet, wenn man das macht oder nicht macht. Da habe ich dann so meine Distanz gehabt, dass ich mich wohl fühle. Und für sie war es soweit auch akzeptabel.“ (B07, Z. 391-304)*

Begeistert ist B07 nun vom Lernerfolg im Bezug auf diese Thematik: *„Und deshalb war es für mich dann auch so - habe ich einfach viel gelernt, sehr viel. Einfach so für mich auch, was bedeuten für mich so die Nähe und Distanz. Wo sind meine Grenzen? Wo merke ich, wird es mir unangenehm? Und auch gemerkt habe, wie wichtig es ist, dass man auch auf seine eigenen Grenzen schaut.“ (B07, Z. 353-359)*

Von einem krassen Beispiel, wo die Balance zwischen Nähe und Distanz nur schwer zu halten ist, berichtet schließlich noch B01: *„Mir ist auch passiert, dass sie sich umbringen wollte. (...) Und da ist es dann schon ein bisschen schwierig, von Nähe und Distanz zu reden.“ (B01, Z. 365-369)*

* Interpretation

Für alle 7 der befragten Sozialbegleiterinnen scheint es zum Zeitpunkt der Befragung zu gelingen, eine gute Balance zwischen Nähe und Distanz zu den Klientinnen zu finden. Doch nicht für jede der Begleiterinnen war dies von vornherein eine einfache Sache. B02 beispielsweise berichtet, dass sie den Umgang mit Nähe und Distanz in der Ausbildung gelernt hat und früher starke Probleme hatte, „Nein“ zu sagen und sich abzugrenzen. Dies erinnert mich an die Einschulungseinheit zum Thema „Nähe und Distanz“ (siehe Kap. 10.5.3), wo es eine eigene Übung zum „Nein-Sagen“ gab. Auch B07 berichtet, wie schwierig es für sie war, ihre eigenen Grenzen in Bezug auf körperlichen Kontakt zur Klientin zu erkennen und klarzustellen. In Bezug dazu möchte ich auf Eveline Ender (2001/ siehe Kap. 10.5.1) verweisen, die von der Wichtigkeit des Wahrnehmens der eigenen Gefühle und Körperreaktionen sprach, um dann dementsprechend dem jeweiligen Gegenüber Grenzen setzen zu können, was B07 für sich lernen und anwenden musste. B01 und B02 wissen erfreulicherweise davon zu berichten, dass ihre Klientinnen ein „feines Gefühl“ dafür hätten, wenn es ihren Begleiterinnen in Bezug auf Nähe „zu viel“ werden würde. Es ist also auch nicht immer der Fall, dass die KlientInnen die persönlichen Grenzen ihres Gegenübers überschreiten. Man soll sich jedoch meiner Meinung nach einfach der Möglichkeit, dass es passieren könnte, bewusst sein und sich dementsprechend darauf vorbereiten. B03, B04, B05 und B06 scheinen sich ihren Klientinnen gegenüber gut abgrenzen zu können. Warum tun sie sich dabei scheinbar recht leicht? B03 beschreibt sich als eher distanzierter Menschen und auch bei B06 habe ich nicht das Gefühl, dass sie von Natur aus ein „Nähe-Mensch“ ist. Diese Personen scheinen sich auch mit dem Abgrenzen anderen gegenüber leichter zu tun. B04 und B05 scheinen von Beginn der Begleitung an klare Grenzen gezogen zu haben und sich

wahrscheinlich auch aufgrund dieser Klarheit spätere Schwierigkeiten erspart haben. Wieweit sie ebenfalls zu den distanzierteren Erdenbürgern gehören, möchte ich an dieser Stelle nicht beurteilen. Für mich war es jedoch auffällig, dass B02 und B07 deutlich wärmer und emotionaler auf mich als Interviewerin wirkten als z. B. B03 und B06. Dies ist jedoch ein subjektiver Eindruck. Allgemein bezeichnen die Begleiterinnen die „Nähe-Distanz“-Thematik als „wichtige Sache“ (B02), als „eine der schwierigsten Sachen“ (B05) sowie als "Thema, das immer relevant ist" (B07). Dass sie vieles im Umgang mit Nähe und Distanz gelernt haben, sprechen konkret B02 und B07 an. B01 berichtet noch von einer Extremsituation, als sich eine Klientin von ihr das Leben nehmen wollte und wo es sehr schwierig für sie war, die Balance zwischen Nähe und Distanz zu wahren.

C. Der nächste Aspekt, den ich beleuchten möchte, sind belastende Faktoren im Zusammenhang mit psychischer Krankheit in der Beziehung zwischen SozialbegleiterInnen und KlientInnen und auch, wie SozialbegleiterInnen damit umgehen.

*Statements der Begleiterinnen

B01 z. B. berichtet über ihren Umgang mit belastenden Dingen: *„Ja, ich schaue dann schon, ich habe einige Bücher; wenn gewisse Dinge sind, die mir nicht klar sind oder ich überlege dann: Was könnte das jetzt sein? Wie kann ich damit umgehen? Dass man eben vorsichtig ist im Gespräch. Dass ich eben nichts Verletzendes sage. Dass man eher abtastend vorgeht. Dass man vorsichtiger ist einfach. Wenn man sieht, sie ist nicht so gut drauf, dass sich dann nicht wieder die Situation verschlechtert. Wobei ich jetzt das Glück habe, dass es sich eigentlich immer mehr bessert.“* (B01, Z. 416-424)

Eine andere Art von Belastung scheint die Klinik als Umfeld der Treffen zwischen SozialbegleiterInnen und KlientInnen zu sein: *„Ja, an der Klinik ist es schon, wenn man da Räume hat mit 10 Patienten in einem Zimmer, wie es oft ist; auch auf den Langzeitstationen, das ist schon ein hartes Stück Arbeit. Das war am Anfang schwierig für mich in der Klinik mit den Patienten. Vor allem nicht mit den Patienten, die ich betreut habe, sondern mit dem Umfeld. Weil du bist ja im Prinzip nie wirklich alleine. (...) Die wurreln und wuseln immer um dich herum und du musst dich immer wehren um deine Dinge oder so ein bisschen, dass ein bisschen Distanz da bleibt, dass man wirklich nur für den Klienten da sein kann.“* (B01, Z. 521-533)

Die Erleichterung der Begleiterin tritt nach Besuchen auf der Krebsstation deutlich zutage: *„Also das hat mir dann schon immer gut getan, wenn ich heimgegangen bin. Das war zwischendurch schon belastend. Vor allem habe ich da eine Frau betreut, die Krebs gehabt hat und die während der Chemotherapie an der Klinik leben musste und in einer schweren Station, weil wir leider in Graz nichts haben, keine Pflegemöglichkeit für Leute, die Krebs haben und die jetzt Chemotherapie haben.“* (B01, Z. 544-551)

Frau B02 berichtet von ihrer Kraftlosigkeit in einer bestimmten Situation mit ihrer Klientin: *„Es war eine Situation einmal, wo sie so über, so über war; überaktiv und überkämpferisch, würde ich fast sagen. Wo sie halt irgendwie so im Klitsch war mit den Ärzten, mit der Behörde; so mit der Krankenkasse: Wo sie halt ihr Recht behaupten hat müssen. (...) Und auch, sie besucht eine Frau im Altenheim und da hat sie dann sehr intensiviert. Und sie war irgendwie böse auf ihre Schwester, weil die das halt nicht einsieht (...) Und es ist mir mit ihr an diesem Tag echt nicht gutgegangen. Ich habe aber auch nicht so die Kraft gehabt, dass ich sie da zurück geholt hätte oder runter geholt hätte. (...) Aber es war dann bald Supervision und ich habe das dann da vorgebracht und die Frau X (Anm. d. Verf.: eine Fachbereichsleiterin von Pro humanis) hat eben dann zu mir gesagt, ob ich ihr (Anm. d.*

Verf.: der Klientin) gesagt habe, wie es gegangen ist, wenn sie halt so über ist. Ich habe ihr das damals nicht gesagt. Ich habe das nicht so können oder es war nicht, wie ich schon gesagt habe, die Zeit dafür. Aber ich habe ihr das später dann einmal gesagt. Und sie hat dann aufgehört: Ach so, ach so! Und es war irgendwie so im Vorfeld von der nächsten Attacke (Anm. d. Verf.: Panikattacke). Also irgendwie so ein Über-Aufbau und dann der Fall.“ (B02, Z. 326-340)

In einer anderen Situation gelingt derselben Begleiterin aber bereits, die Klientin auf effektive Weise zu beruhigen: „*Und ich habe jetzt eben vor 3 Wochen, wo es ihr so schlecht gegangen ist, habe ich dann gemerkt, sie hat einen ganz einen enormen Stress. Und zwar in die Richtung, dass sie das Gefühl hat, sie versäumt was, wenn sie jetzt wieder krank im Bett liegt. Weil sie so viel zum Nachholen hat im Leben ganz einfach, ist das für sie so eine verlorene, eine tote Zeit, die sie da liegt, wo sie nicht kann. (...) Und ich habe dann mit ihr eine Entspannungsübung gemacht. Also ich bin da bei ihr gesessen und ich habe ihr die Hand gehalten und gesagt: Gut, wir haben sonst keine körperlichen Berührungen. Aber das hat ihr gut getan. Hat sie gesagt: das tut mir gut, weil das macht eh niemand dort (Anm. d. Verf.: ich nehme an, dass die Rede von der Siegmund-Freud-Klinik ist). Und wir haben die Entspannungsübung gemacht und es war für mich auch entspannend. Also dass ich jetzt nicht so ohnmächtig neben ihr sitze, wenn sie so strampelt. (...) Das ist dann irgendwie ruhig ausgeklungen, das Treffen.“ (B02, Z. 423-435)*

B03 ist erschüttert über das Krankheitserleben ihrer Klientin, das sie an einen Alptraum erinnert: „*Ich weiß es nicht hundertprozentig, also keine Diagnose vom Spital. Es dürfte, sie dürfte an Schizophrenie leiden, aber massive Zwangsvorstellungen, Zwänge, sicher auch irgendwie aus dem heraus depressiv. Das dürften, was sie sagt, Zwänge, Zwangsvorstellungen, das dürfte sie am meisten belasten. Also, sie ist schon sehr von den Medikamenten mitgenommen (...), das dürfte irgendwelche akute Schizophrenie gewesen sein: Personen gesehen die nicht da sind. (...) Was sie mir erzählt hat, das habe ich empfunden wie ein Alptraum, den sie aber im Wachzustand erlebt. Ich möchte es nicht beschreiben. (...) Ja, ja. Es hat mich am Anfang schon, bis man draufkommt, was ist da dahinter alles, was hat die Frau schon durchgemacht. Man möchte ändern, aber man kann nicht reinschauen (...) Wenn ich wieder Sachen erfahren habe oder wenn es ihr recht schlecht geht, dann habe ich das für mich einmal auf allen Seiten durchgekaut (...) heute die Lösung, morgen eine andere. Bis ich dann irgendwo eine Klarheit gehabt habe und das weglegen hab können. Hat mich vielleicht manchmal schon ziemlich belastet (...) Dabei geholfen haben natürlich auch die Supervisionen. Weil man ja da wieder einen ganz anderen Aspekt bekommt.“ (B03, Z.225-237/Z.364-365/Z.428-432/Z.444 u. 445)*

B04 spricht vom nicht vorhandenen Selbstbewusstsein und den zahlreichen Ängsten ihrer Klientin: „*Wenn sie zu mir heraufgeht, ist das schon eine Überwindung. Heuer war sie einmal da. Weil ich gesagt habe, jetzt haben wir das Schwimmbad fertig (...) Habe ich gesagt: Komm einmal, sitzen wir, schau es dir einmal an! (...) Und sie hat so gar kein Selbstbewusstsein (...) War das wohl richtig, daß ich das jetzt gemacht habe, sagt sie. Hätte ich nicht kommen heraufkommen, gelt? (...) Sie ist echt arm. Sage ich immer: Bitte, du brauchst dich nicht um die ganze Welt zu sorgen! (...) Ich habe ihr angeboten, sie kann mich anrufen, wenn ein großes Problem ist. Und sie ruft halt wirklich nur mehr an, vielleicht drei mal in der Woche, sagen wir. (...) Und ich habe das auch dann in der Supervision (...), ich gehe hinaus und lasse das Problem dort. Ich weiß, ich kann dort nichts lösen, ich will dort auch nichts lösen. Sondern ich will ihr eine Stunde in der Woche widmen und alles andere lasse ich drinnen bei ihr.“ (B04, Z. 303-323/Z. 348-351/Z. 579-582)*

B05 war mit einer gänzlich anderen Problematik konfrontiert. Von ihr wurde gar erwartet, dass sie der Klientin Drogen besorgen und ihr ein Alibi geben würde: „*Die Vorletzte (Anm. d. Verf.: es handelt sich um eine Klientin) habe ich dann abgeschlossen, weil das einfach kein,*

von der Klientin aus nicht das war, was sie sich erwartet hat, beziehungsweise auch das sie von mir erwartet hat, was Sozialbegleitung nicht ist: (...) Ich besorge ihr keinen Stoff und gebe ihr auch kein Alibi!“ (B05, Z. 123-126)

Aber aus Erfahrungen wurde sie klug: „Ja, genau. Ich achte einfach für mich, dass es nicht zuviel wird. Wenn ich merke, es wirkt die Klientin belastend, grenze ich mich eindeutig ab und sage: Nein, tut mir leid, ich kann nicht! Es ist so.“ (B05, Z.200 u. 201)

Auch von einer anderen Klientin kann B05 berichten: „Ich sage mittlerweile (...), eben weil ich auch beruflich unterwegs bin als Lebensberater, (...) selten so jemanden gefunden, der so eine Lust am Opfertum hat wie sie./ Interviewerin: Reden Sie mit ihr darüber?/ Ja, ja, da rede ich offen mit ihr. / Interviewerin: Wie reagiert sie da?/ Manchmal mit Widerstand, (...) Aber sie nimmt es mit nach Hause, verarbeitet und dann kann es sein, dass wir beim nächsten Treffen oder sie ruft mich noch an, ein recht konstruktives Gespräch haben.“ (B05, Z. 327-336)

Weiters baut B05 auf eine klare Aussprache mit ihren Klientinnen, um evt. Missverständnissen vorzubeugen: „ (...) wo ich wirklich geschaut habe, kann ich die Klientin stützen, braucht sie Stütze, wie weit kann ich sie stützen. Nur wie ich gemerkt habe, sie braucht eigentlich nur eine Ko-Abhängige, habe ich das auch (...), also gewisse Regeln klar gesagt, ich habe ihr mein Aufgabengebiet gesagt, ich habe also ein klares Gespräch mit ihr geführt, was ich bereit bin, was stützen und begleiten für mich heißt und was es nicht heißt, und was sie unterlassen soll.“ (B05, Z. 398-406)

Dieselbe Begleiterin nimmt ihre Klientinnen wie sie sind und spricht sie auf ihre momentanen Zustände, ob es sich nun Manie oder Depression oder was auch immer handelt, offen an: „Ich nehme sie (Anm. d. Verf.: die KlientInnen) wie sie sind. Ich kann sie eh nicht ändern. Und versuche, mich darauf einzustellen oder es auch anzusprechen. Weil die Klienten wissen oft gar nicht, in welchem Zustand sie sind. Und dann sage ich ihnen, wie meine Wahrnehmung ist. (...) Wenn ich mit einer Manikerin unterwegs bin, sage ich: Hörst du, du bist aber schon überdreht, wie schaut es aus mit deinen Medikamenten, nimmst du sie regelmäßig? Oder wenn ich mit jemand Depressiven, sage ich: Glaubst du wirklich, dass die Jammerei jetzt wirklich hilft? Bitte steh auf und jetzt gehen wir da hinaus. Ich weiß, dass es dir kalt ist, aber dann nimm dir halt einen zweiten Pulli mit und jetzt gehen wir! Oder glaubst du wirklich, dass die Depression jetzt besser wird, wenn wir da hocken und du mich voll jammerst?“ (B05, Z. 428-433/Z. 546-551)

Auch B06 machte sich manchmal Gedanken, wenn sich ihre Klientin einer längere Zeit nicht meldete und versuchte ihr, ehrliche Antworten auf ehrliche Fragen zu geben: „...wenn sie sich nicht gemeldet hat, wenn ich nicht gewusst habe, wo sie ist oder so, wenn ich selber herausfinden habe müssen, wo sie jetzt wieder steckt. Also da war schon hin und wieder: Hat sie sich jetzt was angetan oder so? (...) sie hat ja teilweise Wahnvorstellungen gehabt oder so, wenn sie mich da irgendwas gefragt hat, dann habe ich ihr die Antwort gegeben, die mir irgendwie passend erschienen ist, aber nicht irgendwie so von wegen: Ich muss jetzt irgendwas über die Krankheit sagen oder so irgendwas. Oder wenn sie mich irgendwie gefragt hat: Wie soll ich mich verhalten, wenn mich der Hausmeister blöd anredet?, dann habe ich ihr gesagt: Ich weiß zwar nicht was DU tun kannst, aber für mich ist es das, ich reagiere einfach in der Situation so. Und was sie sich da selber daraus geholt hat, ist ihre Angelegenheit.“ (B06, Z. 303-305/Z. 362-267)

B07 kommt noch mal auf das Nähe-Distanz-Problem mit ihrer Klientin zu sprechen, ist aber auch von der Lebensgeschichte der Klientin betroffen: „Also ich habe am Anfang viel in die Supervision mitgenommen. Also da war noch so das Nähe-Distanz-Problem. Wie schwer es mir gefallen ist. Oder ihre Inhalte. Weil sie einfach von ihrer Lebensgeschichte her sehr schlimme Sachen erlebt hat, die mich auch sehr betroffen gemacht haben. (...) Ich habe sehr

viel gelesen dann auch. Also von ihrer Krankheit. Also einfach mich so eingelesen auch, um ein bisschen mehr Verständnis auch zu kriegen.“ (B07, Z. 373-380)

Zuletzt möchte ich als Beispiel einer massiven Belastungssituation an dieser Stelle die erweiterte Aussage von B01 wiedergeben, die mit der Selbstmordgefährdung ihrer Klientin konfrontiert war: *"Mir ist auch passiert, dass sie sich umbringen wollte. Und dass ich da eine Woche zu tun gehabt habe, dass sie dann mit mir in die Klinik gegangen ist. (...) Gut, ich habe das Glück gehabt, dass ich sie so gut kenne. Schon so lange Jahre. Wenn das neu gewesen wäre, wäre es für mich sicher schwieriger gewesen, die Situation so zu meistern wie sie war."* (B01, Z. 365-370)

* Interpretation

A. Ich möchte nun im folgenden diese konkreten Belastungen für die SozialbegleiterInnen noch einmal näher beleuchten:

B01 spricht von der Belastung der Besuche auf der Klinik, wo es schwierig ist, sich Zeit und Raum für die Klientin zu schaffen und auch von der bedrückenden Atmosphäre auf der Krebsstation, wo es hinterher echt eine Erleichterung ist, die Station wieder verlassen zu können. B02 erzählt von einer Situation, wo sie nicht wusste, wie sie mit ihrer hyperaktiven und kämpferischen Klientin am besten umgehen könnte. Die Zwänge und Zwangsvorstellungen als Krankheitsbilder der Schizophrenie und Erzählungen der Klientin, die ihr wie ein Alptraum erscheinen, machen B03 zu schaffen. Von den zahlreichen und übersteigerten Sorgen und Ängsten ihrer Klientin berichtet B04. B05 war mit der Erwartung einer ihrer Klientin konfrontiert, derselben Drogen und ein Alibi zu verschaffen. Weiters weiß sie von einer Klientin zu berichten, die nichts mehr liebt, als ihre Rolle als armes, hilfloses Opfer. Wenn sich ihre Klientin längere Zeit nicht meldete, machte sich auch B06 manchmal Gedanken darum, ob wohl alles in Ordnung mit ihr wäre. B07 wiederum erzählt von dem Nähe-Distanz-Problem mit ihrer Klientin und deren schockierender Lebensgeschichte, die sie mit großer Betroffenheit erfüllte. Mit einer selbstmordgefährdeten Klientin sah sich B01 konfrontiert. Es wird gut ersichtlich, dass man als SozialbegleiterIn mit den verschiedensten Situationen und Krankheitssymptomen der KlientInnen konfrontiert sein kann. Man wird also als gesamte Person herausgefordert. Deshalb ist auch die nächste Frage von besonderer Bedeutung:

D. Auf welche Weise versuchen nun die Begleiterinnen mit diesen Belastungen fertig zu werden?

B01 und B07 berichten, dass sie sich Literatur zu den betreffenden Themen beschafft haben und versuchten, durch Lesen eine neue Sichtweise, ein besseres Verständnis und Fragen auf ihre Antworten sowie einen besseren Umgang mit den Klientinnen zu finden. B01 macht sich Gedanken über die jeweiligen Situationen und geht vorsichtig und abtastend an die Dinge heran. Mit in die Supervision nahm B02 ihre Ratlosigkeit im Bezug auf ihre hyperaktive Klientin und fand in einer ähnlichen Situation mit der Klientin neue Wege des Umgangs in Form einer Entspannungsübung, die sowohl der Klientin auch ihr selbst wohl tat. B03 beleuchtet die jeweiligen Belastungssituationen genau von allen Seiten und versucht, Lösungen dafür zu finden, die sie soweit zufrieden stellen, dass sie die Problematik zur Seite legen kann. Auch die Supervision ist für sie eine Hilfe zur Bewältigung von belastenden Elementen mit der Klientin. B05 hat es scheinbar ebenfalls sehr gut gelernt, sich bei Belastungen von seiten der Klientinnen rechtzeitig abzugrenzen. Sie stellt von vornherein ihre Aufgaben klar, versucht ihre Klientinnen so zu nehmen wie sie sind, sich darauf einzustellen oder sie gegebenenfalls auch herauszufordern oder zu konfrontieren. Mir fällt ihre Resolutheit und Klarheit auf, die ihren Umgang mit den Klientinnen zu kennzeichnen scheint. Bei B06 fällt mir ebenfalls auf, dass sie sich deutlich von der Klientin abzugrenzen scheint. Sie gibt

zwar Antworten auf deren Fragen, „aber was sie sich selber daraus holt, ist ihre Sache“. Konfrontiert mit der selbstmordgefährdeten Klientin führt B01 an, dass es von großem Vorteil in dieser Situation war, dass sie die Klientin bereits so lange Zeit kannte. Vermutlich ist es ihr auch unter diesen Voraussetzungen gelungen, die Klientin davon zu überzeugen, in die Klinik zu gehen.

Zusammenfassend könnte man vielleicht festhalten, dass aufgrund der Interviewauszüge entsprechende Literatur, Supervision, Nachdenken und ein vorsichtiger Umgang mit den KlientInnen, Aussprechen, Abgrenzen sowie ein wirkliches Kennen der KlientInnen im Umgang mit belastenden Situationen hilfreich bzw. auch unbedingt nötig sein können. Diese Elemente scheinen meiner Meinung nach auch für die Fähigkeit, mit Belastungen umzugehen, von zentraler Bedeutung zu sein.

E. Die letzte Subfrage der Forschungsfrage „Beziehung“ will untersuchen, ob und unter welchen Umständen von den BegleiterInnen oder auch KlientInnen in Betracht gezogen wurde, die Begleitung abzubrechen bzw. ob es Fälle gibt, in welchen die Begleitung tatsächlich abgebrochen wurde.

***Statements der Begleiterinnen**

Dazu erzählt B02: „ (...) Und es war vom vorigen Jahr vom Mai bis zum April ungefähr so jetzt, ist es ihr sehr gut gegangen. Ich habe zwischenzeitlich schon gemeint, wir können das jetzt vielleicht überhaupt lösen. Und sie hat das auch irgendwie so gespürt, weil sie gesagt hat, aber wir bleiben schon in Verbindung. (...) Ja, da habe ich geglaubt, dass sie eine Begleitung so in der Form, in der intensiven, braucht. Jetzt sind wir wieder einen Schritt zurückgegangen. Wir sind jetzt wieder dort, wo wir halt irgendwo nach dem ersten Jahr waren. So würde ich das vielleicht sagen.“ (B02, Z. 302-310)

Dieselbe Begleiterin könnte sich vorstellen, dass auch eine neue Begleiterin für die Klientin von Vorteil sein könnte: „Aber wenn das so weiter geht, ist das für mich auch ok. Ich habe mir nur gedacht, dass vielleicht einmal eine neue Person, also eine neue Begleiterin, wieder was anderes in ihr Leben bringt. Weil natürlich jeder Mensch irgendwie anders ist. Und für sie auch dann vielleicht ein Vorteil wäre.“ (B02, Z. 405-408)

B03 und B04 waren mit dem Gedanken an einen Begleitungsabbruch nicht konfrontiert:

„Nein, eigentlich nicht.“ (B03, Z. 422)

„Nein, war nie der Fall.“ (B04, Z. 565)

Zu einem interessanten Abbruch der Begleitung kam es zwischen B05 und ihrer Klientin: „ (...) Ich bin dann eine sehr enge Vertraute geworden von ihr, habe ihr auch sehr viel im privaten Bereich geholfen, also Ehe und Familie. Auch den Selbstwert stärken. Ja, das hat einfach geklappt, bis sie dann einfach gesagt hat, also nach zweieinhalb Jahren war sie dann einfach soweit, dass sie gesagt hat: Maria (Anm. d. Verf: Name der Sozialbegleiterin wurde verändert), du hast mir soviel geholfen und mir geht es jetzt so gut. Ich schließe die Begleitung jetzt ab, dass du frei wirst für andere und denen wieder helfen kannst.“ (B05, Z. 227-235)

Wieder einen anderen Abschluss fand die Begleitung einer anderen Klientin durch B05: „ (...) Wieder einen anderen Abschluss fand die Begleitung einer anderen Klientin durch B05: „ (...) Ich habe also ein klares Gespräch mit ihr geführt, was ich bereit bin, was Stützen und Begleiten für mich heißt und was es nicht heißt, und sie das auch unterlassen soll. (...) Das ist mir einfach, und das ist auch für den Verein nicht in dem Sinne. Ja, und dann hat die Klientin mehr oder minder eh sich selbst zurückgezogen (...) ja, und dann habe ich das abgeschlossen.“ (B05, Z. 403-408)

Aufgrund von Schwangerschaft und Krankheit fand die Begleitung von B06 und ihrer Klientin ein langsames Ende: „ (...) Ich bin an und für sich seit März oder so nicht mehr die Betreuerin, wobei es an und für sich so voriges Jahr im Sommer eher mehr so seltene

Kontakte waren, eben bedingt durch meine Schwangerschaft und durch das, daß ich selber in der Schwangerschaft krank gewesen bin.“ (B06, Z. 113-115)

*Interpretation

Zusammenfassend lässt sich zu dieser Thematik folgendes festhalten: B03 und B04 sahen sich nie mit einem Abbruch der Begleitung konfrontiert. Für B02 stellte sich die Frage eines Abbruchs, als es ihrer Klientin besser zu gehen schien. Nach erneuter Verschlechterung des gesundheitlichen Zustands der Klientin wurde die Begleitung fortgesetzt, was für die Begleiterin in Ordnung ist. Was sie aber anmerkt, ist der Gedanke, dass jede Begleiterin der Klientin etwas Neues bringen könnte, was sich positiv auf dieselbe auswirken könne. B05 wurde von ihrer Klientin „freigegeben“, anderen Klientinnen zu helfen und beizustehen, als es ihr soweit gut ging, dass sie sich vorstellen konnte, ihr Leben wieder alleine meistern zu können. Ich kann mir eher nicht vorstellen, dass all zu viele KlientInnen bereit sind, auf ihre Begleiterinnen freiwillig zu verzichten, obwohl sich überraschender Weise noch ein ähnliches Beispiel in K06 finden lässt, die ebenfalls bereit ist, ihre Begleiterin freizugeben. Wir werden noch darauf zu sprechen kommen. Bei einer anderen Klientin von B05 kam es zu einer klaren Aussprache, die derselben anscheinend nicht so sehr zu gefallen schien, weil sie sich danach mehr und mehr zurückzog und B05 dann dementsprechend die Begleitung abschloss. B06 beendete die Begleitung aufgrund von Schwangerschaft und Krankheit. Wir sehen also, dass nur zwei Begleiterin (B05 und B06) aus nachvollziehbaren Gründen (Rückzug der Klientin/Schwangerschaft und Krankheit der Begleiterin) die Begleitung beendeten, eine Begleiterin (B02) kurzfristig mit dem Gedanken spielte, eine Begleiterin (B05) von ihrer Klientin für eine neue Begleitung freigegeben wurde, einer anderen Begleiterin aus Rücksicht das Angebot dazu gemacht wurde (von K06) und 2 Begleiterinnen nie an einen Abbruch dachten. Auch B01 u. B07, die sich zu dieser Thematik nicht äußerten, haben meines Wissens nicht mit dem Gedanken an einen Abbruch gespielt.

*Statements der Klientinnen

Für K03 hat sich der Gedanke an Abbruch nie gestellt: *„Nein, überhaupt nicht.“ (K03, Z. 154)*

K05, die vom anfänglichen Missbehagen ihrer Bedürftigkeit, eine Sozialbegleitung in Anspruch zu nehmen, berichtete (siehe Kapitel „Erstkontakt“), denkt nun nicht so gerne an ein Ende der Begleitung: *„Ja, es ist inzwischen so, dass ich mir denke, also wenn sie es einmal nicht mehr macht, also irgendwann einmal wird das ein Ende finden, dass mir das leid tun wird. Dass mir das echt leid tun wird. Also dass mich das jetzt schon beunruhigt, die Idee, dass sie sagt, jetzt ist die Begleitung beendet und (...).“ (K05, Z. 165-168)*

Es kam für K05 einmal zu einer Situation, wo die Begleitung beinahe ihr Ende gefunden hätte:

„Na ja, wir haben einmal eine Situation gehabt, ja. (...) Weil sie hat ja, also sie macht ja meinen Sohn auch noch. Und das ist natürlich nicht einfach, aus der gleichen Familie zwei zu begleiten. Ihn tut sie als Lebenshelferin begleiten, das ist aber anders. Nicht aus der psychischen Sicht. Und da haben wir dann angefangen, also mein Sohn und ich - dann hat sie gesagt, also entweder hören wir auf oder. Es hat so ein Dreieckstreiben angefangen. Der eine hat das gesagt und der andere hat das gesagt und das ist dann aber alles zurückgekommen. Und da hat sie dann gesagt, also entweder hört sie auf oder - das muss man total abgrenzen, weil das einfach nicht geht. Und da war ein Moment, wo ich gedacht habe, jetzt geht es nicht mehr. (...) Ausgeredet. Ein bisschen Distanz und dann wieder neu angefangen. Ja ist eigentlich eh klass, dass es dadurch nicht zerbrochen ist!“ (K05, Z. 228-235/Z. 241u. 242)

Es schlug aus diesem Grund vor, die K06 wollte ihrer Begleiterin nicht die Zeit stehlen und schlug aus diesem Grund vor, die Begleiterin wiederum nicht wollte: *„Vielleicht, weil sie Begleitung zu beenden, was aber ihre Begleiterin wiederum nicht wollte.“*

eben so beschäftigt ist und weil ich mir denke, ich meine, das will ich von mir aus, dass ich gesagt habe, vielleicht, wenn sei so Zeitmangel hat und dass wir das vielleicht aufgeben, das habe ich sogar auch gesagt. Und das hat sie dann verneint und hat gesagt, das nimmt sie sich, das ist für sie auch irgendwie auch wichtig.“ (K06, Z. 213-216)

*Interpretation

Es gibt folgende Situationen: K03 hat nie an einen Abbruch der Begleitung gedacht. K05 sah einmal das drohende Ende der Begleitung aufgrund massiver Schwierigkeiten und K06 wollte ihrer Begleiterin keine zeitliche Belastung sein, als sie ihr eine Beendigung der Begleitung vorschlug. In beiden letztgenannten Fällen kam es zu einer Weiterführung der Begleitung. Im Falle von K05 ließen sich die Schwierigkeiten überwinden und es wurde ein neuer Anfang gewagt, im Falle von K06 war es der Wunsch der Begleiterin, mit der Begleitung fortzufahren. K05 bedauert es sehr, wenn sie an das Ende der Begleitung denkt. Wahrscheinlich ist sie mit diesem Gefühl nicht alleine, denn wohl in jeder gelungenen Beziehung zwischen BegleiterInnen und KlientInnen ist anzunehmen, dass ein Ende auch schmerzhaft sein kann, nachdem man/frau ein gutes Stück ihres Weges miteinander gegangen ist.

5. Meine nächste Forschungsfrage bezieht sich auf die organisatorischen Aspekte der Sozialbegleitung und den Verlauf der Treffen von BegleiterInnen und KlientInnen.

A. Seit wann läuft die Begleitung?

* Statements der Begleiterinnen

Eine Begleiterin berichtet, wie lange sie überhaupt schon als Begleiterin tätig ist: „*Ich mache das seit 1994.*“ (B01, Z. 15-17)

Die nächste Aussage bezieht sich auf die Länge der Begleitung mit ihrer jetzigen Klientin: „*Das zweite Jahr. Ich weiß nicht mehr, wann ich begonnen habe, aber jetzt ist es das zweite Jahr.*“ (B01, Z. 333)

B02, B03 und B04 erinnern sich: „*Es waren im Sommer 3 Jahre*“ (B02, Z. 226 u. 227)

„*Das ist, ja, dreieinhalb Jahre Ende November.*“ (B03, Z. 184)

Interviewerin: Aha, und Sie machen das jetzt praktisch schon fast 4 Jahre, oder was?/ „*Ja, ja, das wird sein.*“ (B04, Z. 89-91)

*Statements der Klientinnen

„*Ich glaube, 3 Jahre ist es her.*“ (K04, Z. 19)

„*Zweieinhalb Jahre.*“ (K05, Z. 71)

„*Ja, wir haben jetzt gerade gesagt, drei Jahre ist das jetzt.*“ (K06, Z. 66)

„*Eineinhalb Jahre hat sie mich begleitet.*“ (K07, Z. 131)

*Interpretation

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Begleitungen der von mir befragten Begleiterinnen und Klientinnen bereits alle seit mindestens einem Jahr und längstens vier Jahren bestehen. Das heißt, dass es sich um durchwegs längerfristige Begleitungen handelt, was für den Beziehungsaufbau und die Wirksamkeit der Begleitung für die Klientinnen bestimmt von Vorteil ist.

B. Wie oft und wie lange treffen sich Begleiterinnen und Klientinnen im Normalfall?

*Statements der Begleiterinnen

Die klarste Antwort erhalte ich von B04, die einen genauen Zeitrahmen mit ihrer Klientin festgelegt hat: „*Am Dienstag von 14-15 Uhr gehe ich hin zu ihr oder sie kann mich besuchen.*“ (B04, Z. 289 u. 290)

Auch B01 trifft ihre Klientin einmal pro Woche, jedoch verbringt sie wesentlich mehr Zeit mit ihrer Klientin als B04: „*Einmal in der Woche und im Schnitt drei Stunden oder mehr.*“ (B01, Z. 211)

Bei B07 und ihrer Klientin erfolgte ein Wechsel von einem Treffen pro Woche auf zwei- bis dreiwöchentliche Treffen: „*Wir haben uns zu Beginn einmal in der Woche getroffen. So immer für eine Stunde oder eineinhalb. Und mittlerweile treffen wir uns alle zwei bis drei Wochen. So zirka. Aber es hat auch so den Effekt gehabt, also sie war sehr lange stationär; also sie war einmal fast 8 Monate im geschlossenen Bereich. Das heißt, da war es wirklich für sie nicht möglich, einfach so spazieren zu gehen. Und da war es auch ganz wichtig, dass ich zumindest einmal die Woche komme. (...)* Und seit sie dann in die neue WG gezogen ist,

das war vor zirka einem Jahr, und sie einfach 24 Stunden Betreuung hat, hat sich das einfach geändert. Habe ich gemerkt, ich habe nicht mehr die wichtige Rolle. (...) Also es ist einfach jetzt ein soziales Netz da, wo ich merke, ich gehöre zwar irgendwie dazu, aber es ist nicht so die Wichtigkeit da." (B07, Z. 206-219)

Dieselbe Begleiterin ist überzeugt von der Wichtigkeit eines Zeitrahmens: „Und ich finde es ganz wichtig, dass man einen Zeitrahmen hat. Ob der jetzt eine Stunde oder zwei Stunden ist, denke ich mir, ist egal. Aber dass das festgelegt ist für beide Seiten und dass einfach Klarheit so von der Struktur her auch da ist.“ (B07, Z. 260-266)

B06 trifft ihre Klientin normalerweise ebenfalls wöchentlich, lässt sich aber einen kleinen Freiraum offen, auch einmal die Treffen aus Zeitgründen etwas zu reduzieren: „Eigentlich fast wöchentlich. Wöchentlich ein bis zwei Stunden. (...) je nachdem, wenn ich ganz furchtbar viele Dienste gehabt habe oder so irgendwie, dann habe ich schon gemeint, irgendwie im Moment geht es nur alle vierzehn Tage oder so, aber von Pro humanis war das irgendwie so eine Vereinbarung, dass es einmal wöchentlich sein sollte. Das habe ich aber im Vorfeld auch gewusst, (...)“ (B06, Z. 158-162)

Eine andere Interviewpartnerin berichtet von einem 2-wöchigen Treffen, wobei der genaue Tag immer wieder neu vereinbart wird: „14-tägig. Wir haben das ausgemacht. Also eine Woche komme ich und die andere Woche kommt eben dann die zweite Begleiterin. (Anm. der Verf.: Es handelt sich hier um einen Fall, in dem eine Klientin von 2 Begleiterinnen betreut wird.) Wobei wir uns das jedes Mal wieder neu ausmachen. Also ich rufe sie vorher an und sage ihr, wann es von mir aus geht. Weil ich nicht immer den gleichen Tag zur Verfügung habe. Also den gleichen Wochentag. Und wir haben dann schon Zeiten gehabt, wo wir eine Woche auslassen, wenn es ihr gut geht. Oder wenn sie eh wohin fahren kann. Wenn es ihr wieder schlechter geht, dann treffen wir uns öfter. Ich bin da - eben vor 3 Wochen war das, bin ich dann zweimal hintereinander zu ihr gekommen. Da war sie nur daheim. (...) Weil ich eben das Gefühl gehabt habe, jetzt braucht sie mehr. Auch wenn sie nicht hinaus kommt, dass sie dann sehr kontaktarm ist, logischerweise. Und dass das für sie dann schon besser ist und wichtig ist. Ja genau.“ (B02, Z. 159-171)

Bei B03 scheint es von Seiten der Klientin immer wieder zu Behinderungen - bezüglich der Regelmäßigkeiten der Treffen - zu kommen, obwohl zu Beginn sogar zwei Treffen pro Woche geplant waren: „Das ist schwer zu sagen. Ausgemacht war zweimal in der Woche. (...) Öfter als einmal war es nicht und es ist eigentlich so, dass wir immer wieder größere Abstände haben. Vierzehntägig, drei-, vierwöchig - es geht oft nicht früher. Sie mag heute nicht, sie hat nicht Zeit, sie kann nicht. Und im Herbst bei einer Supervision war dann, dass jemand gesagt hat von den anderen, also ein ganz regelmäßiges Treffen, da geht es den BegleiterInnen besser, weil da kann ein schlechtes Gewissen, er soll endlich anrufen wieder oder wann wird das sein. Sondern es ist der fixe Tag ausgemacht, ich komm hin und es läuft. Und das habe ich dann letzten Winter sehr viel gemacht. Es ist nicht immer gelaufen. Sie hat nicht Zeit gehabt, sie hat einmal vergessen, eben, sie hat nicht können. Aber es ist relativ gut gelaufen, nur jetzt im Frühjahr kommt es mir vor, es ist ihr zuviel. (...) Einmal bin ich vor verschlossener Tür gestanden. Ich ärgere mich nicht. Ich kenne sie schon zu gut. (...) Wenn es ihr aber schlecht gegangen ist, dann bin ich jeden Tag, jeden zweiten, dritten Tag auch da gewesen. (...) Also einfach hergefahren und geschaut. (...) Und nicht, soll ich noch bleiben und nicht nur die eine Stunde, die ausgemacht war, sondern auch viel länger.“ (B03, Z. 187-218)

Für B05 variiert die Häufigkeit der Treffen mit ihren Klientinnen so wie auch in ihren privaten Beziehungen: „ (...) das ist nicht immer gleich laufend, also auch innerhalb der Beziehung nicht permanent gleich laufend. Das ist einfach wechselnd. Ich habe Phasen, da treffe ich mich wöchentlich, und dann gibt es Phasen, wo ich meine Klientin für Wochen nicht sehe, da telefonieren wir zweimal in der Woche oder alle zehn Tage nur. (...) Das ist wie ein

Beziehungsmuster, im Privaten ist das wie beim Klienten. Da ist nicht viel Unterschied, also wie ich damit umgehe.“ (B05, Z. 355-361)

*Interpretation

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die meisten Sozialbegleiterinnen ihre Klientinnen regelmäßig sehen, wobei es bei B01, B04 u. B06 wöchentliche Treffen gibt, die bei B04 auf eine Stunde begrenzt sind, bei B06 bis zu 2 Stunden dauern und bei B01 und ihrer Klientin meist sogar über 3 Stunden in Anspruch nehmen. B07 sah ihre Klientin zu Beginn wöchentlich, jetzt jedoch nur mehr alle 2-3 Wochen, nachdem die Klientin sich nun in einem guten sozialen Netz (Betreute WG) befindet und die Notwendigkeit eines wöchentlichen Treffens nicht mehr so sehr gegeben ist. B02 trifft ihre Klientin alle 2 Wochen und wechselt sich dabei mit einer anderen Sozialbegleiterin ab, wobei der Tag immer neu vereinbart wird. Bei B03 und B05 variiert die Häufigkeit der Treffen mit ihren Klientinnen, was bei B03 mehr an der Unbeständigkeit der Klientin und bei B05 an wechselnden Beziehungsmustern und sich verändernden Bedürfnissen beider Seiten liegt. B03 erwähnt außerdem, dass sie bei schlechtem psychischen Zustand ihre Klientin 2-3mal wöchentlich besuche und dann auch weitaus mehr Zeit mit ihr verbringe als den normal gesetzten Rahmen. Es macht mir den Eindruck, als wären B03 und B05 in ihrer Begleitung vom Zeitrahmen und der Regelmäßigkeit der Treffen flexibler als die übrigen Begleiterinnen.

Hierin kann meiner Meinung nach jedoch auch die Gefahr einer vollkommenen Vereinnahmung der Begleiterinnen durch die Klientinnen liegen, wenn die Begleiterinnen bereit sind, in zu hohem Maße auf die Bedürfnisse ihrer Klientinnen einzugehen. Wahrscheinlich plädiert auch B07 in einem ihrer Statements auch deshalb so sehr auf einen klaren Zeitrahmen der Begleitung. Einerseits, um die Struktur zu bewahren, und andererseits auch, um die eigenen Grenzen zu wahren. (siehe auch Kap. 10.5: Umgang mit Nähe und Distanz)

*Statements der Klientinnen

K03 z. B. berichtet: *„Ja, ja, so einmal in der Woche am Donnerstag, ich freue mich schon immer auf den Donnerstag.“ (K03, Z. 39)*

Auch K05, K06 und K07 haben ähnliches zu berichten: *„Jetzt treffen wir uns doch so im Schnitt einmal in der Woche.“ (K05, Z. 66)*

„Und sie ist dann jede Woche einmal gekommen, da haben wir einen Tag gehabt, einen bestimmten Tag.“ (K06, Z. 24 u. 25)

„Die Frau X (Anm. der Verf.: Sozialbegleiterin) ist alle Wochen eins zu mir gekommen. Ich weiß gar nicht, ob sie nicht ab und zu zweimal gekommen ist. Aber einmal alle Wochen ist sie gekommen.“ (K07, Z. 128 u. 129)

Die Begleiterin von K04 kann aus Zeitgründen nicht mehr so häufig kommen als vorher: *„Jetzt kommt sie einmal in drei Wochen. Weil sie nicht anders Zeit hat.“ (K04, Z. 66)*

*Interpretation

Hierzu gibt es nicht all zuviel anzumerken: K03, K05, K06 u. K07 sehen ihre Begleiterinnen normalerweise wöchentlich, wobei K07 vermutet, dass ihre Begleiterin gelegentlich auch 2 mal wöchentlich bei ihr war. K04 sieht ihre Begleiterinnen nur mehr alle 2-3 Wochen.

C. Wo finden die Treffen im Normalfall statt?

*Statements der Begleiterinnen

B01 berichtet: „Mit ihr im Moment immer zuhause. Sie traut sich eben noch nicht.“ (B01, Z. 242 u. 243)

Auch für B04 sieht die Situation ähnlich aus: „Hauptsächlich in der Wohnung der Klientin. Also zu mir kommt sie sehr selten. Und auch wenn wir spazieren gehen, hole ich sie daheim ab.“ (B04, Z. 387-390)

Bei B07 und ihrer Klientin wechseln die Treffpunkte: „Also entweder habe ich sie im Krankenhaus besucht. Eine Zeitlang haben wir uns in der Stadt getroffen. Und zur Zeit besuche ich sie eigentlich immer daheim.“ (B07, Z. 272-273)

Für K07 war es ein Wunsch, dass ihre Begleiterin zu ihr nach Hause kam, nachdem sie sich zuerst auch in der Stadt getroffen hatten: „Zuerst haben wir uns in Graz getroffen. Und dann habe ich gesagt, ob sie nicht so lieb wäre, dass sie zu mir heim kommen kann. Weil sie mir auch gesagt hat, sie könnte das, wenn ich das möchte. Und ich habe gesagt, das wäre mir noch lieber. Dann könnten wir daheim sein und sie kann das wirklich alles miterleben, so wie ich lebe. Dass das nicht gelogen ist. Weil mein Mann das immer gebracht hat, dass ich lüge; dass das nicht wahr ist, was ich sage.“ (K07, Z. 102-106)

*Interpretation

Laut Aussage von 3 Begleiterinnen finden die Treffen zum Zeitpunkt meiner Befragung im Zuhause der Klientinnen statt. Die Begleitung zwischen K07 und ihrer Begleiterin ist zwar bereits beendet, aber auch in ihrem Fall gab es die gemeinsamen Treffen auf Wunsch der Klientin in ihrem Zuhause. Wir werden aber unter dem nächsten Punkt „Verlauf der Treffen von BegleiterInnen und KlientInnen“ sehen, dass sich so manche Begleiterinnen mit ihren Klientinnen auch aus dem Hause wagen, wenn es aufgrund des gesundheitlichen Zustandes der Klientinnen möglich ist.

D. Verlauf der Treffen von BegleiterInnen und KlientInnen

Auf die Frage, wie Begleiterinnen und Klientinnen ihre gemeinsame Zeit verbringen, gibt es viele verschiedene Antworten.

*Statements der Begleiterinnen

Z. B. erzählt B01: „Sie handarbeitet gerne und dann zeigt sie mir, was sie gemacht hat. Und sie hat auch nebenbei, zwischendurch - sie haben eine kleine Firma - Telefondienst. Da hilft sie ein bisschen mit.“ (B01, Z. 280-283)

Außerdem ist B01 gelungen, die Klientin zu einem Frisörbesuch zu animieren: „Ich war mit ihr ja schon bei einem Frisör.“ (B01, Z. 726)

B02 berichtet, dass sie mit ihrer Klientin meistens Ausflüge macht: „Also wir fahren meistens mit dem Auto dann weg. Sei hat ja eh so viele Jahre nicht aus dem Haus können. Ist dann immer die Runde gegangen nur. Und war dann wirklich irgendwie gierig darauf, dass wir hinauskommen weiter. Und wir fahren dann, also im letzten Jahr vielleicht hat sich das dann so entwickelt, dass wir fast immer nach Mariaschutz fahren. Das ist so für sie so ein Kraftort. Und wir gehen da in die Kirche und nachher in ein Kaffeehaus. Wir machen auch manches Mal mit dem Auto eine Runde, ein bisschen eine größere. Dass wir - was weiß ich, im Frühling oder im Herbst, wenn es besonders schön ist, dass wir schauen. Oder wir waren zum Beispiel in Mariazell einmal. (...) Oder z. B., was weiß ich, waren wir einmal in Seckau und da waren wir dann bei so einem Konzert. Oder wenn, da in Müzzuschlag sind auch so

kulturelle Veranstaltungen im Kunsthaus. Und wenn ich glaube, dass da was für sie dabei ist, dann sage ich ihr das, dass das wäre; ob sie mag und dass wir da miteinander gehen. Und das gefällt ihr.“ (B02, Z. 205-218)

Je nach ihrer jeweiligen Verfassung verbringen auch B03 und ihre Klientin Zeit außer Haus: *„Das ist unterschiedlich. Wenn sie einigermaßen stabil ist, wenn es ihr einigermaßen gut geht, dann gehen wir meistens irgendwo fort. Also, spazieren, aber da hat sie meistens den gleichen Weg. Manchmal auch in ein Cafe. Aber Abholen tue ich sei daheim. Wenn sie schlechter beinand ist, dann geht sie eh nicht fort.“ (B03, Z. 247-250)*

B04 ging zu Beginn der Begleitung regelmäßig mit ihrer Klientin spazieren, was sich zum Zeitpunkt der Befragung mehr oder weniger aufgehört hat: *„Am Anfang haben wir ja, da sind wir eigentlich regelmäßig spazieren gegangen. Da habe ich sie abgeholt, wir sind spazieren gegangen und ich habe sie wieder heim gebracht. Oder sie ist überhaupt alleine heimgegangen. Aber das hat sie dann so belastet, da habe ich sie dann halt immer überredet: Gehen wir hinaus und so. (...) Und ich bin dann dazu übergegangen, dass ich die Entscheidung ihr überlasse, ob wir gehen oder nicht. Was natürlich dazu geführt hat, dass wir fast nie mehr gehen. (...) Und dann hat sie angefangen, mich zum Kaffee einzuladen. Und dann ist es sich mit der Stunde eh nicht ausgegangen, Spazieren gehen und Kaffee trinken.“ (B04, Z. 397-416)*

Für B05 liegt beim Treffen mit ihren Klientinnen das Augenmerk auf Bewegung im Freien: *„Ist auch unterschiedlich, wobei ich sehr darauf achte, dass ich, wenn es irgendwie möglich ist, meine Klientin im Freien treffe. Das heißt, irgendwo einen, je nach Wohnort, ist das im Grünen oder manchmal ... bei mir. Ich bewege mich, also für mich ist es ein persönliches Anliegen. (...) Wir schauen, dass wir Bewegung machen, spazieren gehen, wir reden viel, wir tauschen uns aus, reden über die alltäglichen Probleme.“ (B05, Z. 210 u. 211; Z.798-801)*

B06 und ihre Klientin ließen bei ihren Treffen keine Langeweile aufkommen: *„Das ist unterschiedlich gewesen. Meistens haben wir uns in der Stadt getroffen und haben dann irgendwas unternommen oder ich habe sie abgeholt und wir sind an den Thalersee gefahren oder bei ihr zu Hause oder wir waren gelegentlich auch bei mir zu Hause. Ganz verschieden. Oder wir sind essen gegangen oder haben irgendwas unternommen.“ (B06, Z. 177-180)*

B07 berichtet, dass sie jetzt mit ihrer Klientin hauptsächlich spazieren geht, während sie früher mehr in der Stadt unternahm: *„Ja, in der Stadt haben wir einfach einen Treffpunkt gehabt und haben immer unterschiedliche Sachen unternommen. Oder waren einkaufen und so. Und draußen bei ihr gehen wir eigentlich immer spazieren, wenn das Wetter passt. Und ja, das ist für sie jetzt anscheinend angenehmer und ich denke mir, es passt für mich auch, wenn ich raus fahre.“ (B07, Z. 277-280)*

*Statements der Klientinnen

K01 erzählt, dass es ihrer Begleiterin nicht an Ideen mangelt: *„Sie hat eigene - ja, sie hat Ideen. Jetzt machen wir das und jetzt gehen wir dorthin und machen das. Das ist es.“ (K01, Z. 38 u. 39)*

Auch sie berichtet von Ausflügen mit dem Auto: *„Meistens fahren wir fort. Meistens, wenn es geht. Ja freilich. Jetzt kann ich auf die Straße gehen. Was glauben Sie. Wenn so ein schönes Wetter ist. Dann fahren wir nach Maria Schutz. Das ist halt unser Weg. Da gehen wir in die Kirche. Das machen wir halt miteinander. Und dann trinken wir einen Kaffee und dann fahren wir miteinander heim.“ (K01, Z. 101-105)*

K03 erwähnt auch das Reden mit ihrer Sozialbegleiterin über Probleme neben den anderen Aktivitäten: *„Es ist angenehmer geworden, es ist besser. Wir haben, jetzt gehen wir dann einmal spazieren, haben wir gesagt. Reden über Probleme. Dann die Frau X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin) hilft mir bei einer Biskuitroulade, mit dem Rollen z. B. Oder wir gehen*

einmal in den Garten. Also, das macht sie mit soviel Freude, dass man einfach mitgeht.“ (K03, Z. 64-67)

Auch in praktischen Dingen wie Blumentumsetzen und Kekse backen steht ihr die Begleiterin bei: *„Ja, und wenn man einen besonderen Anlauf braucht, z. B. jetzt wie da draußen einen Blumenstock, der ist so groß, und das werde ich in den nächsten Tagen mit der Frau X umpflanzen. (...) sie kennt sich so gut aus mit Blumen. Das ist fein.“ (K03, Z. 113-115)*

„Ja, Weihnachtsgebäck haben wir miteinander gemacht.“ (K03, Z. 121)

Kantinenbesuch und Parkspaziergänge standen bei K04 und ihrer Begleiterin am Programm, wenn diese gerade in der Nervenklinik weilte: *„Sind wir Kantine öfter gegangen. Im Park spazieren gegangen. Dann ist sie, wie ich draußen (Anm. d. Verf.: aus der Nervenklinik) bei mir daheim öfter gekommen. Dann bin ich rein gekommen und dann wieder herausgegangen. Da hat sie mich öfter besucht und so.“ (K04, Z. 36-38)*

Ab und zu gibt es auch Ausflüge und das Reden über Probleme kommt auch nicht zu kurz: *„Ja, das war - ich weiß nicht wo das war. Da sind wir auf den Berg hinaufgefahren. (...) Reden tun wir. Über Probleme reden.“ (K04, Z. 48 u. 62)*

Von einem bunten Programm kann die nächste Klientin berichten: *„Im Kaffeehaus. Am Hilmteich. In Eggenberg. Und beim Scheiner haben wir uns schon getroffen. Dann in diesem Institut, wo sie ist. (...) Ja, und reden.“ (K05, Z. 129-134)*

Je besser es K06 gesundheitlich ging, desto größere Ausflüge unternahm sie mit ihrer Begleiterin: *„Wie es mir noch ganz schlecht gegangen ist, da wollte ich eben keine Leute sehen und gar nichts sehen. Da ist sie zu mir gekommen, da sind wir im Park eine Runde gegangen, spazieren gegangen. Und dann sind wir immer mehr und immer mehr, immer ausgeweitet, bis sie also mit dem Auto sind wir einmal nach Pinkafeld gefahren auf ein Eis und solche Dinge.“ (K06, Z. 25-31)*

Kaffee bei der Klientin, bei der Begleiterin oder im Kaffeehaus sind weitere mögliche Varianten der Treffen zwischen K06 und ihrer Sozialbegleiterin: *„Entweder bei mir daheim oder wir sind auch in einem Kaffeehaus manches Mal oder wir gehen spazieren, also das ist, ich war auch schon bei ihr auf einen Kaffee. Das ist eigentlich unterschiedlich.“ (K06, Z. 132 u. 133)*

Das Gespräch stand im Mittelpunkt der Treffen zwischen K07 und ihrer Begleiterin: *„Ja wir haben eigentlich ganz viel geredet.“ (K07, Z. 168)*

*Interpretation

Was sind nun die beliebtesten Aktivitäten bei den Treffen zwischen Sozialbegleiterinnen und ihren Klientinnen? Häufig genannt wurden:

*Spaziergehen

*Kaffee trinken bei den Klientinnen oder im Kaffeehaus

*Ausflüge, soweit dies der psychische Zustand der Klientinnen erlaubt

*das Gespräch

Genannt wurden weiters Handarbeiten, Frisörbesuch (B01), Konzerte und kulturelle Veranstaltungen (B02), Treffen in der Stadt sowie gemeinsames Mittagessen (B06), Unternehmungen wie Einkaufen (B07), Blumen umsetzen und Backen (K03), Eis essen (K06) usw. Von den Klientinnen finden K03, K04, K05 und K07 das Gespräch mit der Sozialbegleiterin und das Reden über Probleme von Bedeutung, während nur eine Begleiterin, nämlich B05 das Gespräch und den Austausch mit der Klientin anspricht. Dies finde ich interessant. Es scheint für mich naheliegend, dass gerade für die Klientinnen das Gespräch mit ihren Begleiterinnen von vorrangiger Bedeutung ist. An dieser Stelle möchte ich das Bild des dreifachen Leidens psychisch erkrankter Menschen (Klaus Nouvertné, zit. nach Schöck 1996, siehe Kap 9.1) aufgreifen: Leiden unter psychiatrischen Symptomen, Stigmatisierung der Krankheit und soziale Isolation. Ich kann mir vorstellen, welch großes Bedürfnis viele der

Klientinnen haben, sich aussprechen zu können und jemanden zu haben, der/die ihnen zuhört. Für Müller-Kohlenberg (1996, siehe Kap. 10.2) sind die Basisfaktoren einer gelungenen Betreuungsbeziehung Gegenseitigkeit, Einbettung in den Alltag, Transparenz der Kontrollfunktion, eine lockere und entspannte Atmosphäre, die Bereitschaft zur persönlichen Offenheit des Betreuers und gemeinsame Aktivitäten. Ich vermisse in dieser Aufzählung das Gespräch als weiteren Basisfaktor einer guten Beziehung zwischen BegleiterInnen und KlientInnen. Schöck (1996, Kap. 9.3) sieht den Schwerpunkt der Sozialbegleitung in der gemeinsamen Freizeitgestaltung mit den KlientInnen durch ein vorurteilsfreies Kontaktangebot und in Alltagshilfen. Ich kann diese Elemente der Freizeitgestaltung durch Kontaktangebot in den Statements der Begleiterinnen und Klientinnen wiederfinden, wobei ich das Element der Alltagshilfe stark bei B01 und K03 wiederfinden kann (Blumen umpflanzen, Backen, Frisörbesuch), während ich es bei den übrigen Interviewpartnerinnen eher vermisse. Das könnte meiner Ansicht nach daran liegen, dass der vereinbarte Zeitrahmen zwischen Begleiterinnen und Klientinnen zu gering ist, um neben den Freizeitaktivitäten auch noch genügend Raum für Alltagshilfe zu bieten.

6. Meine sechste Forschungsfrage bezieht sich auf die Familie und Freunde der SozialbegleiterInnen und KlientInnen, deren Reaktionen auf die Sozialbegleitung und mögliche Auswirkungen auf dieselben.

A. Wie reagieren Familie und Freunde auf die Sozialbegleitung?

*Statements der Begleiterinnen

B01 ist froh über die Akzeptanz und Unterstützung ihres Ehemannes: „Die Familie eigentlich sehr gut. So mein Gatte hat das immer akzeptiert. Er ist auch sehr hilfsbereit. Er holt mich oft ab, wenn ich wo bin; Wenn es wo weiter ist, dass ich nicht heimgen muss mit dem Bus. Oder eben unterstützend. Geht gut, ja, Und Freunde, ich rede nicht viel darüber, weil das eher so meine persönliche Sache ist. Die Leute wissen, dass ich das mache, aber über den Fall und die Person selber (...).“ (B01, Z. 438-445)

Auch B02 hat einen Mann, der hinter ihrer Tätigkeit als Sozialbegleiterin steht, wobei die Kinder die Tatsache einfach zur Kenntnis nehmen: „Ja, die wissen es schon. Ja, mein Mann steht ganz und gar dahinter. Ich kann da mit ihm schon auch darüber reden. Und die Kinder, ja für die ist das einfach - das ist so. Der eine Sohn, der ältere, hat einmal gesagt: Das könnte ich nie machen! Hat er gesagt. Er hat da nicht die Geduld oder das Verständnis oder er sieht halt alles von der rationellen Seite. Aber nicht, dass da irgendwer sagt: Du bist jetzt zuviel fort oder: Wozu machst Du denn das?“ (B02, Z. 442-461)

Dieselbe Begleiterin versucht auch gar nicht, mit ihren Kindern darüber ins Gespräch zu kommen: „Also bei den Kindern, da rede ich nicht darüber. Und deshalb ist das auch kein Thema. Nein, das ist kein Thema. Ich brauche es aber auch keinem zu verheimlichen. Also so ist das auch nicht, dass ich das bewusst jetzt nicht rede. Sondern das ist einfach so.“ (B02, Z. 467-470)

Für B03 ist es eine Erleichterung, wenn sie sich bei ihrem Mann manchmal über belastende Dinge aussprechen kann: „Und mein Mann ist ehrenamtlicher Sachwalter seit er in Pension ist. Und ich muss sagen, da gibt es manchmal, ich kann mich bei ihm aussprechen, wenn belastende Sachen sind.“ (B03, Z. 451-453)

Auch ihre Kinder akzeptieren die Tätigkeit ihrer Mutter und zeigen gelegentlich auch etwas Interesse: „Die Kinder akzeptieren das. Die sind eh nicht viel da. Sie fragen mich manchmal: Wie geht es dir mit Fr. X (Anm. d. Verf.: Name der Klientin)? (...) Manchmal muss man schon etwas zurückstellen und verzichten, wenn sich gerade etwas bietet (...) Aber im großen und ganzen war es eher positiv.“ (B03, Z. 464-470)

Zustimmung von ihren Angehörigen erhält auch B04: „Also mein Mann sagt: Hast recht, tust es halt. Und er muss auch, er ist ja mehr daheim als ich, also muss er öfter mit ihr noch telefonieren. Und die Kinder sind ja erwachsen. Sie sind zwar im Haus, aber es berührt sie nicht. Aber die finden eh alles toll, was ich mache.“ (B04, Z. 613-615)

Auf verschiedenste Reaktionen stößt B05 bei ihrer Familie und ihren Freunden, wenn sie ihnen von ihrer Tätigkeit erzählt: „Ja, es ist von über: Interessant!// Mhm.... bis über: Haben wir was mit Aussätzigen?/Wie ist das? bis über: Und für die Arbeit kriegst Du nichts bezahlt? (...) bis über: Wie lange machst Du das noch?“ (B05, Z. 461-465)

Ähnliche Erfahrungen macht B06: „(...) also für Teile der Familie ist das sowieso, was ich mache, irgendwie ganz komisch und da passt das, glaube ich, schon dazu. Die handwerklich begabte Seite der Familie, ja Teile meinen auch: Na ja, wenn dir das nichts ausmacht (...). Eine meiner Bekannten hat selber einen Bruder, der psychisch krank ist. Die hat gemeint: Toll, dass es so was gibt und dass es Leute gibt, die so was machen! (...) Eine Studienkollegin hat gemeint: Warum machst Du das, wo du kein Geld dafür bekommst? (...) Im Endeffekt,

wenn Bekannte sich abfällig darüber geäußert hätten, hätte ich mir gedacht: Ja, was soll es?“ (B06, Z. 333u. 334)

Und auch B07 erlebt unterschiedlichste Reaktionen: „(...) teilweise auch neugierig gewesen am Anfang, was das ist und was ich da mache. Teilweise natürlich auch so: Wie kannst du das machen mit so psychisch kranken Menschen? - Also es ist im Grunde ja immer wieder so ein Tabu-Thema, oder wo man nicht weiß oder wo Ängste entstehen. Aber im Grunde - ja. Eine Freundin von mir hat selber angefangen bei Pro humanis.“ (B07, Z. 386-392)

* Interpretation

Eine erfreulich positive Haltung findet sich bei den Ehemännern von B01, B02, B03 und B04. Der Ehemann von B01 zeigt aktive Hilfsbereitschaft und holt seine Frau z. B. ab, wenn sie bei ihrer Klientin war. B03 kann mit ihrem Mann über belastende Dinge der Begleitung reden. B02 weiß, dass ihr Mann „voll hinter ihr steht“ und B04 drückt seine Zustimmung aus und führt gelegentlich Telefonate mit der Klientin, wenn seine Frau nicht zu Hause weilt. Die Kinder von B02, B03 und B04 weisen eher "neutrale" Reaktionen auf: Sie scheinen die Tätigkeit ihrer Mütter hinzunehmen, wobei der Sohn von B02 sich nie vorstellen könnte, „so etwas“ selbst zu machen, die Kinder von B03 sich ab und zu nach dem Befinden der Klientin erkundigen und jene von B04 nach Aussage ihrer Mutter „nicht berührt“ sind von der Thematik, aber im Grunde alles „toll“ fänden, was ihre Mutter mache. Die Familie von B06 scheint eine generell kritische Haltung gegenüber den Aktivitäten derselben einzunehmen und das Ganze als „komische Sache“ abzutun. Eine Studienkollegin kann nicht verstehen, warum sie das unentgeltlich macht, von einer anderen Bekannten bekommt sie jedoch eine sehr positive Rückmeldung, wahrscheinlich weil sie selber einen psychisch kranken Bruder hat und besser die Sinnhaftigkeit der Sozialbegleitung nachvollziehen kann. Auch B05 und B07 begegnen unterschiedlichsten Reaktionen von Ablehnung über Unverständnis bis hin zu Interesse und Neugierde. B07 konnte sogar eine Freundin dazu animieren, dass sie selbst die Einschulung bei Pro humanis machte und nun als Sozialbegleiterin tätig ist. B05, B06 und B07 erzählen wenig über die Reaktion in ihren Familien, während B01-B04 sich in ihren Aussagen mehr auf ihre Familien beziehen. Ich denke auf jeden Fall, dass es für SozialbegleiterInnen hilfreich ist, wenn sie von ihren Familien in ihrer Tätigkeit akzeptiert und unterstützt werden. Wird man mit negativen Reaktionen konfrontiert, kann man als SozialbegleiterIn im guten Fall Denkanstöße geben, Vorurteile hinterfragen und selbst ein "starkes Rückgrat" gewinnen in dem Sinne, dass man weiß, warum man das tut, was man tut. Im Idealfall kann man sogar andere als neue Sozialbegleiter gewinnen, wie es z. B. B07 bei einer Freundin gelungen ist.

*Statements der Klientinnen

K01 bezeichnet die Reaktionen ihrer Familie und Freunde auf die Sozialbegleitung, die sie in Anspruch nimmt, schlicht und einfach als „ (...) normal.“ (K01, Z. 399), was immer sie darunter auch verstehen mag.

Bei K04 scheint der Bruder der einzige aus der Familie zu sein, der Verständnis für die Situation seiner Schwester zeigt: „Nein, die verstehen das eh nicht. Und der Papa auch nicht. Dem X (Anm. d. Verf.: Bruder der Klientin) habe ich erzählt. (...) Der versteht es.“ (K04, Z. 112-114)

Nur der Sohn und die Tochter wissen im Falle von K05 über die Sozialbegleitung Bescheid: „Das wissen eigentlich die wenigsten, nein. Das ich in die Therapie gehe schon, aber (...) Sohn und Tochter wissen das. Ja. Die wissen das. Die kennen auch die Frau X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin).“ (K05, Z. 266-269)

Von der anfänglichen Skepsis ihres Bruders weiß K06 zu berichten, der beinahe ein Nachbar der Begleiterin ist: „Das war zuerst ein bisschen skeptisch. Und zwar ist das so, weil mein

Bruder in X (Anm. d. Verf.: Ort, in dem sowohl die Klientin als auch die Sozialbegleiterin wohnen) auch ist und so quasi fast der Nachbar zu ihr (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin). Und sie auch zwei Söhne hat so wie mein Bruder 2 Söhne hat. Und das am Anfang vielleicht ein bisschen skeptisch war, vielleicht kann ich was erzählen von der Familie, was nicht so, auf die Art gesehen. Aber inzwischen hat sich das bezüglich meinem Bruder auch gelegt. Dass er sieht jetzt, es wird nicht alles ausgetratscht, was ich ihr sage. Wissen Sie eh, wie das am Land ist?! (...) Ja und es war dann auch so, ich meine, ich bin dann ein paar Mal noch ins Krankenhaus gekommen (...) und da ist sie mich besuchen gekommen und hat sich um mich gekümmert und wirklich. Und das hat dann mein Bruder auch gesehen, dass sie es mit mir ehrlich meint (...) Und das, muss ich sagen, hat er inzwischen jetzt abgebaut und akzeptiert das.“ (K06, Z. 226-232; Z. 236-243)

Eine Bekannte von B06 scheint die Wichtigkeit der Sozialbegleitung für B06 zu erkennen: *„Und es ist so, also ich habe eine Dame, eine ältere Bekannte schon von mir und die ist auch alleinstehend und ist verwitwet. Und obwohl sie schon so alt ist und jedes Mal sagt: Du, heute musst Du heim auf der Stelle, weil um fünf oder um vier kommt die Frau X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin) zu Dir und das darfst Du auf keinen Fall versäumen. Also die denken schon mit und wollen unbedingt, dass ich da ja hingeh, weil sie eben das positiv sehen.“ (K06, Z. 265-270)*

K07 erzählt, welche Ängste sie bezüglich ihres Ehemannes haben musste, dem es nicht wohl beim Gedanken war, dass sie schlechte Dinge über ihn ausplaudern könnte: *„Dann ist sie (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin) zu mir gekommen, ja. Und ich habe nur immer zu ihr gesagt: Mei, ich habe Angst, dass er (Anm. d. Verf.: Ehemann der Klientin) dir weh tut! Die andere Seite, weil durch die Rache, was ich eigentlich das Gefühl gehabt habe, was da bei ihm entstanden ist oder irgendwie ist es mir halt so vorgekommen. Er hat nie wollen, dass ich eine Freundin habe, mit der ich rede drüber. Und ich meine, da ist halt auch ein großer Stau los von ihm gegangen und nachher habe ich eigentlich Angst gehabt, dass er ihr weh tut. Dann hat sie immer gesagt: Du brauchst keine Angst zu haben, wenn er mich angreift, ich rufe die Polizei. Er muss mit dem fertig werden. Und ich kann bei dir sein.“ (K07, Z. 112-118)*

Von den Eltern ihrer Klientin (K04) musste sich die Begleiterin sogar wüst beschimpfen lassen: *„Und ich weiß, meine Eltern haben Sie als Sektiererin beschimpft. Und ich meine, das war für mich auch so wunderbar, wie sie damals gesagt hat: Erstens bin ich keine Sektiererin, bin ich kein Verein von einer Sekte.“ (K07, Z. 134-136)*

Auch der Rest der Familie war mit der Begleitung und der Begleiterin nicht einverstanden *„Ja, alle waren eigentlich – wah, das war für alle: Für was brauchst Du die? Warum muss die kommen? Und, und, und (...) Es war für alle ganz, ganz schwer. Und sie haben das auch nachher, wie ich fortgegangen bin, mich ganz schwer spüren lassen. Es hat mich keiner mehr gebraucht. Keiner mehr geredet. Es hat mich im Spital keiner mehr besucht.“ (K07, Z. 212-217)*

*Interpretation

Die Reaktionen der Familienmitglieder der Klientinnen reichen von „normalen“ (K01), also verständnisvollen Reaktionen (Bruder von K04) über Skepsis (K06) bis hin zu Unverständnis (Vater von K04) und totaler Ablehnung und im Extremfall sogar bis zur Beschimpfung der Sozialbegleiterin (K07). Hier haben wir es wirklich von einer massiven „Ablehnungsfront“ zu tun. Alle Familienmitglieder verbündeten sich gegen K07 und ihre Sozialbegleiterin. Aus der Erzählung von K07 konnte ich entnehmen, dass sie in weiterer Folge auch das Familienumfeld verlassen musste und sich von ihrem Ehemann scheiden ließ. Sie erhielt v. a. aus der Sozialbegleitung die Kraft, diese Konsequenzen zu ziehen und ist ihrer Begleiterin sehr dankbar. Sie hat ein "neues Leben" begonnen und es geht ihr "viel, viel besser" als je zuvor. Die Skepsis des Bruders von B06 verflüchtigt sich langsam, als er sieht, dass die

Sozialbegleiterin es „wirklich ehrlich meint“ und es nicht eines ihrer Ziele ist, alle Familiengeheimnisse auszuplaudern. D. h., eine Beständigkeit und Vertrauenswürdigkeit kann auch skeptische Leute schließlich eines Besseren überzeugen. Schön zu sehen, dass dies nicht ausgeschlossen ist, wenngleich man nicht selbstverständlich damit rechnen darf. Auf eine interessante Weise fördernd wirkt die Bekannte von K06, der es ein Anliegen ist, dass diese ihre Treffen mit der Sozialbegleiterin nicht versäumt. Sie wirkt unterstützend auf das Verhältnis zwischen K06 und ihrer Sozialbegleiterin, weil sie wahrscheinlich erkennen kann, dass diese Begleitung K06 gut tut. Direkte Ablehnung (Familie von K07) sowie Skepsis (Bruder von K06) finden wir wohl eher in den Familien der Klientinnen, die Angst davor zu haben scheinen, dass durch die Sozialbegleitung unangenehme „Familienmacken“ ans Tageslicht kommen und sie damit bloßgestellt sein könnten. Bei den Familien der Sozialbegleiterinnen ist die Gefahr, dass deren Familienmitglieder in ein unangenehmes Licht rücken könnten, eher gering. Es geht meiner Meinung nach mehr um die Frage, ob die Familie bereit ist, die Tätigkeit des Familienmitglieds zu akzeptieren und sie oder ihn auch dementsprechend zu unterstützen.

B. Zu welchen Veränderungen von Seiten der BegleiterInnen und KlientInnen, die Auswirkungen auf Familie und Freunde zeigen, kann es als Folge der Sozialbegleitung kommen?

*Statements der Begleiterinnen

B02 berichtet: *„Ja, ich habe dann schon ein paar Bekannte, die auch zum Teil Probleme haben oder die halt auch mit so was irgendwie konfrontiert sind. Und ich kann mit denen irgendwie besser reden. Also irgendwie verstehe ich mehr jetzt. Also logischerweise lernt man irgendwie dazu.“* (B02, Z. 475-477)

Auch für B03 ergaben sich Veränderungen in folgenden Bereichen: *„Ja, es gibt sicher mehr, eben Toleranz, Lebenssinn (...) Oder mein Verständnis den Kindern gegenüber oder eben (...) sie bekommen vielleicht ein bisschen mehr Freiheit.“* (B03, Z. 475-479)

B04 freut sich über folgendes: *„ (...) dass ich wirklich habe das Verständnis ein bisschen wecken habe können bei den Bekannten. Und vielleicht eh in der Familie auch, weil man sagt ja doch auch (...).“* (B04, Z. 621-623)

Für B05 tut sich mit der Beantwortung dieser Frage schwerer: *„Das kann ich ehrlich gesagt nicht beantworten. Das kann ich nicht sagen, weil ich meine, dadurch, dass es für mich berufsbegleitend ist, kann ich es nicht wirklich sagen. Das könnte ich über die Ausbildung sagen, aber ob das jetzt wirklich mit dem Praktikum zu tun hat, weiß ich ja nicht.“* (B05, Z. 481-483)

*Interpretation

B01 z. B. berichtet von einem Zuwachs an Verständnis für Leute mit psychischen Problemen und auch, dass sie sich leichter tut, mit Betroffenen zu reden. B03 fand mehr Toleranz und Lebenssinn sowie Verständnis gegenüber ihren Kindern, denen sie in der Folge mehr Freiheit gewähren kann. Dass Verständnis für psychisch Kranke konnte B04 bei ihren Bekannten ein wenig wecken. B05 ist sich nicht im klaren darüber, wie sie sich durch die Begleitung verändert hat und wie sich dies gegenüber Familie und Freunde auswirken könnte.

*Statements der Klientinnen

K03 lässt keinen Zweifel offen, dass es Veränderungen gibt: *„Ja, natürlich. Wie eine gesunde Ernährung z. B.“* (K03, Z. 198)

Für K05 gibt es Veränderungen auf einer anderen Ebene: „Für meinen Sohn schon. Weil ich gehe jetzt anders mit ihm um. Weil er auch relativ schwierig ist und wir die schwierige Situation haben, dass wir hier zusammen wohnen. (...) Aber es hat doch ganz gut funktioniert die letzten 3 Jahre.“ (K05, Z. 284-334)

K07 fasste in der Sozialbegleitung den Mut, von ihrem Ehemann und ihren Eltern fortzugehen und einen Neubeginn zu wagen: „Und nachher haben sie (Anm. d. Verf.: Eltern der Klientin) gesehen, dass ich halt fortgehe. Und für sie war das wahrscheinlich so schrecklich: Jetzt haben wir für die X (Anm. d. Verf.: Klientin) gearbeitet und jetzt geht sie ihre Wege! Jetzt ist alles für nichts. (...) Vielleicht sehen sie das auch einmal ein (...) Und wenn sie sehen, dass ich jetzt nicht 2mal im Jahr in die Nervenlinik komme (...).“ (K07, Z. 239-247)

Gerade aus diesem Bruch heraus bekam K07 jedoch auch wieder Kraft für einen Neubeginn mit ihrer Familie: „Schon. Weil zu Weihnachten, muss ich sagen, habe ich wieder, ich sage vom Herrgott die Kraft gekriegt, dass ich alle angerufen habe. Und allen Frohe Weihnachten wirklich von Herzen gewünscht habe. Und ich glaube, das ist überall wieder angekommen. Und heute können wir wieder Frieden haben und wir können auch wieder reden.“ (K07, Z. 218-221)

Wir sehen Veränderungen einer gesünderen Ernährung für K03 und ihre Familie, einen neuen, besseren Umgang mit ihrem Sohn im Falle von K05 und dem Bruch sowie einer erneuerten Annäherung mit ihrer Familie sowie auf jeden Fall ein neues, selbstbestimmtes Leben und eine Verbesserung ihres psychischen Zustandes für K07. Ich würde sagen, dass es sich im Falle von K07 um höchst gravierende Veränderungen handelt, die kaum etwas für sie beim Alten gelassen haben. Wenn sich auch nicht alle Begleiterinnen und Klientinnen näher zu diesem Thema geäußert haben, bin ich mir sicher (und dies wird auch aus anderen Interviewauszügen ersichtlich), dass die Sozialbegleitung in vielerlei Weise Veränderungen der beiden Gruppen als auch der Familien und Freunde derselben bewirken kann. Dabei kann es sich um kleine Veränderungen wie eine Ernährungsumstellung (K01) als um grundlegende Einstellungsveränderungen (B02, B03, B04) bzw. Verhaltensveränderungen (K05) als auch um einen "Neubeginn" (K07) handeln.

7. Meine siebente Forschungsfrage befasst sich mit dem Thema „Professionelle und Laien im Vergleich“, will auf die Vor- und Nachteile der ehrenamtlichen Sozialbegleitung näher eingehen und sich mit dem Thema „Unentgeltlichkeit“ als spezifisches Thema für ehrenamtliche Tätigkeit auseinandersetzen.

A. Worin sehen nun SozialbegleiterInnen und KlientInnen die Unterschiede zwischen Professionellen und Laien und über welche Erfahrungen mit ausgebildeten Ärzten und Therapeuten können sie bereits berichten?

*Statements der Begleiterinnen

B01 macht sich folgende Gedanken zum Thema: „Ja, das ist sicher einfach, das ist der gelernte Beruf. Ich kann so ohne irgendwelche Bedenken das angehen. Wobei ein Arzt sicher im Hinterkopf oder ein Psychologe schon wieder seine Theorien hat und das, was er gelernt hat. Und dass ich auch glaube, dass dem Klienten gegenüber eine gewisse Schranke ist. (...) Nicht überlege, ist das jetzt die Krankheit oder eben: Was könnte das jetzt sein? Sondern rein ihn menschlich annehme wie er ist. Was sicher für einen Arzt schwieriger ist bei vielen. Er muß ja das Problem lösen, das der Patient hat. Das muss ich ja nicht. (...) Ja, er hat den Druck. Oder der Therapeut. Die haben einen ganz anderen Druck als ich als Laie. Wir brauchen nur da sein. Und vor allem ist es günstig, wenn ich weiß, es wäre wichtig, jetzt vielleicht eine ärztliche Betreuung wieder (...) dass ich dann auch was in die Wege leiten kann. Wenn ich sehe, es wird schlechter. Oder dass ich sage: Gehen wir in die Klinik! Und dann machen wir einen Termin mit einem Arzt aus und das ist schon optimal. (...) So wie bei der Dame, die ich jetzt betreue, das hat mir schon sehr geholfen, dass ich gewusst habe, welche Ärzte passen oder könnten passen und wir sind dann bei der Frau Dr. X gelandet und das hat wunderbar funktioniert und gepasst. Von der Person her und so. (...) Aber das ist so wie in jedem Beruf. Das es passt oder nicht passt. Ja, es ist sicher so, dass man eben wenn man täglich konfrontiert ist mit den Dingen, dass das eben anders ist, dass man dann schon eine harte Haut kriegt. (...) Und da haben schon manche so ein eingefahrenes Schema, was aber den Krankheiten, also dem Patienten nicht so entspricht. (...) Wichtig ist, dass man die Klienten überzeugen kann, dass sie schon ärztliche Betreuung haben und brauchen und dass das wichtig ist, wenn es wirklich schlechter ist, dass man sich da hin wenden kann.“ (B01, Z. 484-600)

Die Zeitproblematik der Professionellen sowie die Bedeutung der SozialbegleiterInnen spricht B02 an: „Ja, ich glaube, das erste ist, dass die Ausgebildeten einfach nicht so viel Zeit haben. Wie z. B. der Arzt, bei uns eben der Nervenarzt, der immer einen Zeitdruck hat. Der sich nicht so mit der Klientin befasst, wie sie es brauchen würde. Also ich sehe da: Seine Zuständigkeit ist eine andere als meine. (...) er hat da den Überblick und ich bin halt da irgendwie unterstützend da. Und eine direkte Konfrontation oder wie habe ich auch nicht gehabt und würde ich auch nie irgendwie heraufbeschören wollen (...) ich stelle mich da absolut hinten an. Aber ich glaube, dass sich das - zumindest in meinem Fall - sehr gut so ergänzt, was wir machen. (...) Ich meine, die haben sehr viel Wissen. Das kann ich niemals haben. Man hat nur manches Mal auch das Gespür für etwas und dass man dann Sachen ansprechen kann, die für den Klienten dann auch wichtig sind. (...) Also dass ich sehr unterstützend wirke. Dass ich sage, es ist ganz wichtig, dass sie ihre Medikamente nimmt (...) Und dass sie sich unbedingt mit ihm, mit dem Arzt, besprechen muss.“ (B02, Z. 488-511)

B03 ist froh, dass sie nicht unter dem Anspruch der Professionalität steht: „Professionell mit diesem Anspruch an sich selbst oder dieses innere, das innere Engagement, könnte ich mir nicht vorstellen, weil das ist, das würde ich nicht aushalten. (...) Ich weiß nicht, ob man das

vergleichen kann überhaupt. Das ist ein ganz anderer Zugang. Der hat ein Studium, Ausbildung, auch andere Ausbildung. Es ist seine Arbeit, sein Verdienst, während das andere (...) ist eher eine mitmenschliche Beziehung. (...) einfach nur zur Kenntnis nehmen: Die Aufgaben sind verschieden. Ich habe nicht das Wissen und die Möglichkeiten wie ein Professioneller hat und er hat nicht diese menschlichen Ressourcen, dass er sich jedem persönlich widmen kann.“ (B03, Z. 487-504)

Dass es sich bei Professionellen und Ehrenamtlichen um 2 verschiedene Welten handelt, betont B04: „Also das sind für mich zwei verschiedene Welten, also ich bin, ich möchte mich nicht als professioneller Therapeut sehe ich meine Rolle nicht. Also ich bin wirklich als Begleitung, dass ich einfach ein bisschen da bin. (...) ich schau halt mehr auf die positiven Seiten und denke an das und: Schau, was Du in der Familie Schönes hast! und das alles. So Sachen bringe ich schon ein. Aber ich sehe mich nicht als Therapeut oder irgend so was.“ (B04, Z. 634-640)

Ebenfalls die Verschiedenheit beider Gruppen, aber auch die Chance einer Ergänzung derselben, spricht B05 an: „Der Unterschied ist, dass die Laien ganz andere Bereiche abdecken als Professionelle. Ganz anderes, ganz anderer Zugang. (...) Ich bin ein professioneller Laienhelfer (Anm. d. Verf.: die Sozialbegleiterin ist als Sozial- und Lebensberaterin tätig), ja, eigentlich ja. Aber ich habe einen ganz anderen Zugang als Ärzte und sonst eben (...) als Sozialbegleiter, ehrenamtlicher Sozialbegleiter. Die decken einen ganz anderen Bereich ab. (...) Die einen, die professionell helfen, decken die Bedürftigkeit der Krankheit, die Behandlung, ab. Bedürftig, was ist notwendig, ja. Und die Sozialarbeiter decken einfach wirklich die Bedürfnisse, die Probleme, ja, Wiedereingliederung im Alltag ab. (...) Also wir SozialbegleiterInnen gehen in das Umfeld der Patienten und Klienten hinein. Die Ärzte, Therapeuten und Sozialarbeiter und alle, da muss der Klient dorthin gehen, da bekommt er alles schön brav theoretisch oder da kriegt er Medikamente, dort werden Schritte theoretisch erarbeitet und, und, und. Und wenn er heim kommt, sitzt er in der selben Atmosphäre drinnen wie vorher und in der Atmosphäre wird er gelähmt und kann wieder nicht handeln. Alle Theorie, alle Medikamente gut und schön, aber sie helfen nicht wirklich. Jetzt geht der Sozialbegleiter in das Lebensumfeld der Klienten hinein, wo der Klient, also atmosphärisch, in der Atmosphäre lebt und dort kann man dann Schritt für Schritt mit ihm üben, Gespräche führen, einfach LEBEN. ES TUN. (...) Weil die Spannungen, die oft herrschen in dem Umfeld des Klienten, das ist echt ein Hammer. Oft genug erlebt. (...) Wo ein Professioneller nie rankommt. Der geht nicht in das Lebensumfeld. Der merkt nicht, wie der Sohn seine Mutter fertig macht und was er zu ihr sagt. Und von der Atmosphäre her. (...) Ich meine, ich habe es Gott sei Dank erlebt, dass Professionelle mit mir zusammen gearbeitet haben. Kann ich jetzt nicht sagen, ob das, ja, aber ich habe es erlebt und es war absolut gut, die Zusammenarbeit. Es sind halt nur meistens die Professionellen zu überheblich, weil sie einfach die Könner sind, glauben sie. (...) Wenn ein Klient und ein professioneller Helfer und ein Laienhelfer zusammen arbeiten würden, würde es viel, viel mehr Erfolg geben. Aber ich glaube einfach, dass es für den Klienten das Beste wäre. Nämlich auch mit den Ausspielereien. (...) Na ja, ihre Krankheit. Sie sind einfallsreich, da staunt man nur so. Man darf das nicht unterschätzen. Um nämlich auch das zu erreichen, was sie wollen, also auch Ausspielereien zwischen Angehörigen und Professionellen und Laienhelfern, um das zu erreichen, was in ihrer Vorstellung wichtig ist und was sie wollen.“ (B05, Z. 487-578)

Die Qualität, mit dem Klienten/der Klientin Freizeit zu verbringen und etwas Angenehmes mit ihm/ihr tun, sieht B06 bei der freiwilligen Sozialbegleitung: „Dass wir vielleicht ein Stück natürlicher sind und dass, also jetzt eher so im Sinn von Freizeitgestaltung und Ablenkung, dass man einfach zusätzliche Qualität für den Klienten bieten kann. Einfach kurzfristig einmal abzuschalten und einfach, ja, nicht dran denken, dass ich jetzt krank bin oder so irgendwas und dass das jetzt mein Begleiter ist, sondern einfach den Klienten, da ist jetzt jemand da, der

mit mir jetzt die Freizeit verbringt und das eigentlich freiwillig tut und dass das angenehm sein soll.“ (B06, Z. 354-358)

B07 differenziert zwischen Ausbildung und Zielsetzung der beiden Gruppen: „*Empfinde ich irgendwie schwierig, die Frage. Also so, also ich denke mir, ja der Unterschied ist eben die Ausbildung zum einen. Aber ich denke mir, was einfach ganz wichtig ist zu unterscheiden sind die Zielsetzungen. Also ich denke mir, es muss ganz klar sein, was die Aufgaben oder die Ziele von einem Laienbegleiter sind und was die Aufgabe von einem Arzt ist. Und von einem Therapeuten. Also ich denke mir, da geht es einfach um unterschiedliche Sachen und das denke ich mir, das muss man einfach klar kriegen. Dass man als Laienbegleiter keinen - ich weiß nicht - Einfluss auf die Medikation hat und keine therapeutische Arbeit leisten kann. Also ich denke mir, es ist eher auf die Abgrenzung zu schauen. Was kann ich anbieten als Laienbegleiter?“ (B07, Z: 412-419)*

*Interpretation

Wenn wir uns die Statements der Begleiterinnen ansehen, stoßen wir auf folgende zentralen Aussagen zu a.) Professionellen und b.) ehrenamtlichen SozialbegleiterInnen:

a.) Professionelle:

Professionelle kämpfen mit Theorien im Hinterkopf, Schranken gegenüber den KlientInnen sowie Erfolgs- und Zeitdruck (B01). Der Zeitdruck der Professionellen, aber auch ihr besserer Überblick über Krankheitssymptome sowie das Wissen durch Studium und Ausbildung wird von B02 genannt. Studium, Ausbildung, Arbeit und Verdienst assoziiert B03 mit Professionellen, wobei sie das mögliche Fehlen „menschlicher Ressourcen“ anmerkt. Dass es sich bei Professionellen und Ehrenamtlichen um ganz verschiedenen Welten handelt, sprechen B04 und B07, wobei B07 auch noch die vorhandene bzw. nicht vorhandene Ausbildung und unterschiedliche Zielsetzungen der beiden Gruppen nennt. B05 ist der Ansicht, dass Professionelle die Krankheit in Form von Medikamenten abzudecken wüssten. Auch spricht sie von einer gewissen Überheblichkeit der Professionellen in Bezug auf Zusammenarbeit mit Ehrenamtlichen.

b.) SozialbegleiterInnen

SozialbegleiterInnen können der Meinung B01 nach ohne Bedenken an die Begleitung herangehen, den Klienten menschlich annehmen und einfach für ihn da sein. Ein Gespür für den Klienten /die Klientin zu haben und die Aufgabe, sie zu unterstützen, sieht B02 als Bestandteil der Sozialbegleitung. Mitmenschliche Ressourcen und Beziehung steht für B03 in der Sozialbegleitung im Mittelpunkt. Das einfache Dasein für die Klientinnen und das Ermutigen ihrer Klientinnen sieht B04 als ihre Aufgabe in der Sozialbegleitung an. B05 bezeichnet sich als professionelle Laienhelferin, betont aber, dass sie einen anderen Zugang zum Klienten als z. B. Ärzte habe. SozialbegleiterInnen gehen in das Umfeld und den Alltag der KlientInnen hinein, leben mit ihnen und lernen ihren Alltag kennen. Hier möchte ich auch auf die Laienkompetenz als Form des Alltagshandelns und die Stärke situativer Kompetenz zu sprechen kommen, über welche ich auch im Kap. 8.1.2 geschrieben habe. Otto-Schindler (1996) ist der Meinung, dass Ehrenamtliche auf Deutungs- und Handlungsmuster in der Alltäglichkeit und Unmittelbarkeit ihrer Erfahrungen, mit welchen sie sich ein Bild vom Alltag der Hilfebedürftigen machen können, zurückgreifen. Entscheidend ist dabei für mich, dass z. B. ehrenamtliche SozialbegleiterInnen einen Einblick in den Alltag der KlientInnen erhalten können, während dies bei Ärzten und Therapeuten wohl kaum der Fall ist, da sie ja selten den Alltag mit ihren KlientInnen teilen können. Hier liegt meiner Meinung nach eine große Ressource der ehrenamtlichen Sozialbegleitung und ebenfalls, was auch B05 anspricht, eine Chance zur Zusammenarbeit und Kooperation mit den Professionellen, die wichtige

Informationen von den Ehrenamtlichen für ihre Diagnosen und Behandlungen der KlientInnen miteinbeziehen könnten. Allerdings seien manche - wohlgerne nicht alle - Professionelle wohl zu überheblich, um mit Ehrenamtlichen zusammenzuarbeiten, meint B05. Wo sie eine funktionierende Zusammenarbeit zwischen beiden Gruppen erlebt habe, wäre das sehr positiv und hilfreich gewesen, ist sie weiters der Ansicht. Das Anbieten einer sinnvollen Freizeitgestaltung, die Ablenkung vom Alltagstrott und die Assoziation mit etwas Angenehmen nennt B06 als wichtige Aspekte der Sozialbegleitung. Gerade dies können Professionelle leider in den wenigsten Fällen ihren KlientInnen bieten.

*Statements der Klientinnen

So, nun wiederum einige Statements der Klientinnen, die von Erfahrungen mit ÄrztInnen und SozialbegleiterInnen zu berichten wissen, wie z. B. K01 : „Ja, mein Gott, jeder Arzt erklärt mir etwas anderes (...) aber die Frau X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin) begreift das. Auf jeden Fall. Aber mit einem Arzt spricht man wieder anders.“ (K01, Z. 451-453)

K03 ist nicht sehr begeistert von der kurzen Abfertigung beim Arzt, nachdem sie lange Zeit auf ihren Termin warten muss: „Ich habe z. B. noch nie eine negative Erfahrung gemacht z. B. mit der Frau X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin), aber mit dem Arzt schon. (...) Man muß beim Arzt z. B. 4 Stunden warten, dass man 10 Minuten rein darf. Und dann soll man in den 10 Minuten alles verpacken. Und das ist angenehm, wenn ich das schon vorher mit der Frau X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin) durchkaue, dann fällt mir das Wesentliche wieder leichter ein. Und das ist auch ein guter Punkt.“ (K03, Z. 209.211; Z. 221-223)

K04 läßt keinen Zweifel an ihrer Ablehnung gegenüber Ärzten aufkommen: „Ärzte mag ich nicht. Mag ich nicht so. (...) Die haben mich ein Jahr ins Schloss hineingesteckt. Die Ärzte. Die sind ziemlich falsch. (...) Ja, da hat mir die X (Anm. d. Verf.: Name der Sozialbegleiterin) viel geholfen. Wie ich drinnen war. Die ist einmal in der Woche gekommen. Sie ist mit mir spazieren gegangen eine Stunde. (...) Das hat mich so gefreut. (...) Das habe ich gebraucht. Ja. Ich habe den ganzen Tag über nur gewartet, bis die Manu kommt. (...) Dann sind die Pfleger gekommen. Die sind so brutal. Haben sie mich ins Bett hinein gezunden. (...) Wenn du was brauchst oder Angstzustände hast: Schleich Dich rein ins Bett!“ (K04, Z. 150-180)

K05 merkt an, dass freiwillige Sozialbegleitung, wozu man das entsprechende Gefühl und Freude braucht, sehr viel bringen kann: „Ja gut, man kann nicht sagen- die Frau X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin) ist kein Laie. Sie macht das eigentlich ziemlich professionell. (...) Entweder man kann es oder man kann es nicht. Wenn man es nicht kann, dann hört man sowieso auf damit. Wenn es nicht funktioniert. (...) Einfach jemand, der anfangt, der hat das Gefühl dafür. (...) Ich weiß nicht, wenn das jemand so macht, weil eben das freiwillig ist und weil es ihm Freude macht, das bringt schon sehr viel. Das bringt vielleicht fast mehr, als oft, wenn jemand das professionell (...) weil der schaut halt doch auf sein Geld auch. Aber bitte bei meinem Arzt kann ich das nicht sagen. Der ist eine Ausnahme. (...) Aber es ist halt, dass jemand freiwillig auch nicht so überfordert ist. Es sind oft die Professionellen wahnsinnig überfordert.“ (K05, Z. 345-376)

K06 wiederum spricht die Wissensmängel freiwilliger SozialbegleiterInnen an und ist mit ihrer professionellen Betreuung durchaus zufrieden: „Ja, da sind eben Dinge auch, die sie gar nicht, vorher auch nicht gewusst hat. Also wie man mit Depressionen umgeht und das ist auch wieder ein eigenes Kapitel. (...) Ist schon ein Unterschied. Ist schon. Also ich meine, wenn ich jetzt denke an die Frau Y, also vom PSZ (Anm. d. Verf.: Psychosoziales Zentrum), da merkt man halt schon, dass sie geschult ist mehr. Wenn ich das so sagen darf. Ich meine, die X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin), die macht das ja freiwillig und das alles. Während dem die andere, bei der ist das ja der Beruf. Also die wird sich da mehr hinein knien irgendwie. Weil es auch ihr Beruf ist. Und die weiß auch wahrscheinlich besser umzugehen. Wo man jetzt den Hebel ansetzt und so. (...) Aber ich kann das wieder der X weitergeben. Weil da sind Dinge,

wo ich dann sagen kann: Du, pass auf, das habe ich mit der Y so geredet und die sieht das so. Und wir können über das reden. (...) Es (Anm. d. Verf.: gemeint ist das Verhältnis zur Therapeutin, also Frau Y) ist bei mir gar nicht viel anders, weil ich habe jetzt die Betreuung gefunden, mit der ich zurechtkomme. (...) ich habe wie gesagt bei der Y jedes Mal eine Stunde. Und die habe ich und das finde ich auch sehr- eine Stunde für jemanden Zeit haben finde ich sehr viel in der heutigen Zeit.“ (K06, Z. 36 u. 37; 279-286; 360-372)

Die Weitergabe an Lebensweisheit ist etwas, was sie von der Sozialbegleiterin mehr bekam als von ihrem Arzt, meint K07: „Für mich persönlich, so wie die Frau X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin) kenne und was ich aus ihr oder von meinem Leben und ich habe auch das Gefühl von meinem Kranksein; gelernt habe ich von ihr ganz sicher auch so viel oder vielleicht noch ein bisschen mehr für mein Leben als wie von einem Arzt. Weil sie hat mir so viel Lebensweisheit mitgegeben, das was mir ein Arzt an Lebensweisheit nicht gegeben hat. Das muss ich schon sagen. Das ist was anderes. Weil ein Arzt hat die Medikamente, die Spritzen zur Beruhigung. (...) Das ist ganz, ganz wichtig. Aber wenn du wieder da bist, hat mir das, was die Frau X mir weitergegeben hat, mehr geholfen, weil da kann ich weiterleben.“ (K07, Z. 343-352)

* Interpretation

Wiederum möchte ich kurz beleuchten, was die Gruppe der Klientinnen zu a.) Professionellen bzw. zu b.) SozialbegleiterInnen zu sagen hat:

a.) Professionelle

An den Ärzten wird bemängelt, dass jeder Arzt etwas anderes sage (K01), dass man nach 4-stündiger Wartezeit nur 10 Minuten Zeit habe, um mit dem Arzt zu sprechen (K02), dass Ärzte ihre Patienten hinter Schloss und Riegel stecken würden und deshalb von der Klientin nicht gemocht werden (K04), wobei K05 zur Entschuldigung der Professionellen vorbringt, dass diese oft einfach grenzenlos überfordert wären und ihren Arzt als positive Ausnahme erwähnt.

Auch K06 ist zufrieden mit ihrer Therapeutin, die sich genug Zeit für sie nimmt und bei welcher sie sich in kompetenten Händen weiß. Sie ist auch der Meinung, dass sich Professionelle mehr „in die Arbeit hineinknien“ würden als ehrenamtlich Tätige, gerade weil es sich dabei um ihren Beruf handeln würde. K07 ist dankbar über die Medikamente und Beruhigungsspritzen, die ihr Arzt ihr verabreicht, weiß aber, dass diese eine Seite nicht ausreichen würde für ihre Genesung.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich K01, K02 und K04 negativ über Ärzte äußern, K05 und K06 mit ihrem Arzt bzw. der Therapeutin sehr zufrieden sind und K07 dankbar ist für die medikamentöse Betreuung von ärztlicher Seite, aber die Notwendigkeit einer zusätzlichen Betreuung anspricht. Erst in dieser Ergänzung, wie K07 noch anmerkt, könne es auch zu einer wirklichen Genesung kommen.

b.) Sozialbegleiterinnen

K01 lobt, dass ihre Sozialbegleiterin sie „begreifen“ würde, womit sie wahrscheinlich meint, dass sie sich von der Begleiterin verstanden fühlt. Über die Hilfe von ihrer Begleiterin, dem Arzt in kurzer Form über ihren momentanen Zustand zu berichten, ist K03 sehr dankbar, mit der sie immer wieder ihre Situation besprechen kann. Glücklicherweise über die Besuche in der Sigmund-Freud-Klinik war K04 ihrer Begleiterin, die mit ihr spazieren ging und sie für kurze Zeit aus ihrem „Gefängnis“ befreite. K05 kann sich vorstellen, dass eine freiwillige Sozialbegleitung in manchen Fällen mehr bringe als eine professionelle Begleitung, die so oft unter dem Anspruch der Professionalität und des Zeitdrucks zu leiden habe. K06 berichtet, dass sie ihrer Sozialbegleiterin manchmal weitergibt, was sie von ihrer Therapeutin über ihre

wo ich dann sagen kann: Du, pass auf, das habe ich mit der Y so geredet und die sieht das so. Und wir können über das reden. (...) Es (Anm. d. Verf.: gemeint ist das Verhältnis zur Therapeutin, also Frau Y) ist bei mir gar nicht viel anders, weil ich habe jetzt die Betreuung gefunden, mit der ich zurechtkomme. (...) ich habe wie gesagt bei der Y jedes Mal eine Stunde. Und die habe ich und das finde ich auch sehr- eine Stunde für jemanden Zeit haben finde ich sehr viel in der heutigen Zeit.“ (K06, Z. 36 u. 37; 279-286; 360-372)

Die Weitergabe an Lebensweisheit ist etwas, was sie von der Sozialbegleiterin mehr bekam als von ihrem Arzt, meint K07: *„Für mich persönlich, so wie die Frau X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin) kenne und was ich aus ihr oder von meinem Leben und ich habe auch das Gefühl von meinem Kranksein; gelernt habe ich von ihr ganz sicher auch so viel oder vielleicht noch ein bisschen mehr für mein Leben als wie von einem Arzt. Weil sie hat mir so viel Lebensweisheit mitgegeben, das was mir ein Arzt an Lebensweisheit nicht gegeben hat. Das muss ich schon sagen. Das ist was anderes. Weil ein Arzt hat die Medikamente, die Spritzen zur Beruhigung. (...) Das ist ganz, ganz wichtig. Aber wenn du wieder da bist, hat mir das, was die Frau X mir weitergegeben hat, mehr geholfen, weil da kann ich weiterleben.“ (K07, Z. 343-352)*

* Interpretation

Wiederum möchte ich kurz beleuchten, was die Gruppe der Klientinnen zu a.) Professionellen bzw. zu b.) SozialbegleiterInnen zu sagen hat:

a.) Professionelle

An den Ärzten wird bemängelt, dass jeder Arzt etwas anderes sage (K01), dass man nach 4-stündiger Wartezeit nur 10 Minuten Zeit habe, um mit dem Arzt zu sprechen (K02), dass Ärzte ihre Patienten hinter Schloss und Riegel stecken würden und deshalb von der Klientin nicht gemocht werden (K04), wobei K05 zur Entschuldigung der Professionellen vorbringt, dass diese oft einfach grenzenlos überfordert wären und ihren Arzt als positive Ausnahme erwähnt.

Auch K06 ist zufrieden mit ihrer Therapeutin, die sich genug Zeit für sie nimmt und bei welcher sie sich in kompetenten Händen weiß. Sie ist auch der Meinung, dass sich Professionelle mehr „in die Arbeit hineinknien“ würden als ehrenamtlich Tätige, gerade weil es sich dabei um ihren Beruf handeln würde. K07 ist dankbar über die Medikamente und Beruhigungsspritzen, die ihr Arzt ihr verabreicht, weiß aber, dass diese eine Seite nicht ausreichen würde für ihre Genesung.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich K01, K02 und K04 negativ über Ärzte äußern, K05 und K06 mit ihrem Arzt bzw. der Therapeutin sehr zufrieden sind und K07 dankbar ist für die medikamentöse Betreuung von ärztlicher Seite, aber die Notwendigkeit einer zusätzlichen Betreuung anspricht. Erst in dieser Ergänzung, wie K07 noch anmerkt, könne es auch zu einer wirklichen Genesung kommen.

b.) Sozialbegleiterinnen

K01 lobt, dass ihre Sozialbegleiterin sie „begreifen“ würde, womit sie wahrscheinlich meint, dass sie sich von der Begleiterin verstanden fühlt. Über die Hilfe von ihrer Begleiterin, dem Arzt in kurzer Form über ihren momentanen Zustand zu berichten, ist K03 sehr dankbar, mit der sie immer wieder ihre Situation besprechen kann. Glücklicherweise über die Besuche in der Sigmund-Freud-Klinik war K04 ihrer Begleiterin, die mit ihr spazieren ging und sie für kurze Zeit aus ihrem „Gefängnis“ befreite. K05 kann sich vorstellen, dass eine freiwillige Sozialbegleitung in manchen Fällen mehr bringe als eine professionelle Begleitung, die so oft unter dem Anspruch der Professionalität und des Zeitdrucks zu leiden habe. K06 berichtet, dass sie ihrer Sozialbegleiterin manchmal weitergibt, was sie von ihrer Therapeutin über ihre

Krankheit lerne. So fungiert sie praktisch als Lehrende für ihre Begleiterin, was ich sehr interessant finde. Viel Lebensweisheit und auch einen besseren Umgang mit ihrer Krankheit durfte K07 von ihrer Begleiterin lernen, jedoch nicht von ihrem Arzt.

Wiederum zusammenfassend werden hier also Aspekte wie Begreifen/Verstehen (K01), Aussprechen können (K03), für kurze Zeit aus der Klinik bringen und ablenken (K04), kein Zeitdruck (K05) sowie Vermitteln von Lebensweisheit und bessere Krankheitsbewältigung (K07) in Bezug auf die Begleiterinnen genannt. K06 ihrerseits gibt ihrer Sozialbegleiterin weiter, was sie über ihre Krankheit von einer Professionellen (sprich der Therapeutin) gelernt hat.

In diesem Unterkapitel ist bereits einiges von den Vor- und Nachteilen der ehrenamtlichen Sozialbegleitung angeklungen. Trotzdem fand ich es interessant, diese Frage noch einmal konkret an meine Interviewpartnerinnen zu richten.

B. Welche Vor- und Nachteile der ehrenamtlichen Sozialbegleitung sehen die BegleiterInnen und KlientInnen?

Da sich bei dieser Frage nur eine Klientin zu Wort meldete, möchte ich sie gemeinsam mit den Soziabegleiterinnen wiedergeben.

B1: Vorteile der Sozialbegleitung

***Statements der Begleiterinnen**

B01 z. B. sieht sich folgende Vorteile der Sozialbegleitung im Vergleich zu einer beruflichen Tätigkeit: *„Man hat nicht den Druck, etwas machen zu müssen, genau. Oder da wirklich was erreichen zu müssen. Dass man das annehmen kann, wie es ist. Man hat im Prinzip gar keinen Druck. So wirklich nur für den Menschen da zu sein. (...) man hat auch die Chance, persönlichere Dinge zu erfahren wie der Arzt. Ich erlebe das besonders bei Frauen, die von einem Arzt betreut werden, dass sie dem nicht alles erzählen. Dass da einfach die Schwelle höher ist. Dass man mit einer Frau darüber ganz anders spricht, als wie dann eben mit dem betreuenden Arzt oder der halt irgendwas erfahren will. Wo man merkt, der bohrt und der möchte was wissen und man will das eigentlich gar nicht erzählen.“* (B01, Z. 559-571)

Für B02 ist die Freiwilligkeit wichtig und auch sie ist froh, dass sie nicht unter Erfolgsdruck steht: *„Eben die Freiwilligkeit. Dass ich nicht muss. Wenn ich sage: Ich schaffe das nicht mehr, ich kann das nicht mehr! Dann brauche ich das auch nicht mehr zu machen. Also dann wird das wer anderer für mich machen. Ich habe den Druck nicht, dass ich- ich habe den Erfolgsdruck nicht.“* (B02, Z. 526-528)

B03 fragt sich, ob die fehlende Macht der Sozialbegleiter von Vorteil oder von Nachteil sei, sieht jedoch die freie Zeiteinteilung eindeutig als Vorteil: *„Hat keine (...) Macht, möchte ich sagen. Ob das gut oder schlecht, (...) vielleicht auch nicht das Wissen. Habe ich mehr persönliches Gefühl (...) Ich habe nicht meinen Achtstudentag, sondern kann mir meine Zeit einteilen wie ich will.“* (B 03, Z. 522-524)

Die Sozialbegleitung könne mit einer Art Auffangnetz für die Klientin verglichen werden, meint B04: *„Also für meine Klientin ist das ein Netz, wo es ihr wirklich drüberhilft über die viele (...) In den vier Jahren war sie einmal in der Klinik unten, in der Nervenklinik. Nur einmal. also dieses ganze Netz haltet sie schon ein bisschen. (...) Ja, der Vorteil ist vielleicht, dass ich zu ihr hingeh. Sei braucht sich nicht aufraffen und von sich aus was tun. Weil ich komme zu ihr und wenn sie zur Lebensberatung nicht hineinfährt, dann ist sie nicht drinnen.“* (B04, Z. 656-671)

Auch B05 hebt die wichtige Stützfunktion der Sozialbegleitung für unser Sozialsystem hervor:

„Ohne freiwillige Sozialbegleitung würde wahrscheinlich unser ganzes Sozialsystem zusammenbrechen, schlicht und einfach, ohne ehrenamtliche Helfer!“ (B05, Z. 523-524)

Für B06 steht wiederum der Freizeitaspekt, also dem Versuch, den Klientinnen eine angenehme Zeit- ohne irgendwelchen Druck- zu bereiten, im Vordergrund: *„Also wenn er (Anm. d. Verf.: der Sozialbegleiter/die Sozialbegleiterin) wirklich mit dem Aspekt macht, er schaut jetzt, dass er dem zwei angenehme Stunden bereiten kann, dann denke ich, dass das sehr wohl Vorteile hat, weil ich mir denke, bei einem Arzt spielt doch immer irgendwie so der Heilungsaspekt oder zukünftige Therapien, Maßnahmen oder so irgendwas (...) andere unbewusste Prozesse ablaufen als der normal Sterbliche.“ (B06, Z. 376-380)*

B07 kann der Sozialbegleitung viele Vorteile abgewinnen: *„Ich finde es erstens einmal ganz toll, dass es das gibt, weil ich mir denke, das ist einfach ein Bereich, der nicht abgedeckt wird von unserem Sozialsystem. (...) Ich denke mir, dass so viele Leute einfach auch so einen Begleiter nötig hätten, weil sie eben sozial sehr isoliert sind. (...) Der Vorteil ist einfach auch, dass es auch auf der unbürokratischen Ebene auch geht, da jemanden zu finden, mit dem man Kontakt haben kann. Und wo ich mir denke, wo es einfach keinen Druck von irgend einer Seite oder Institution gibt, was passieren muss; ob sich was verändern muss oder wie viel Zeit man miteinander verbringt. Das finde ich irgendwie toll daran. (...) Und dass es einfach um das geht, was man sich einfach zu zweit überlegt (...) Ob ich jetzt gemeinsam ins Kino gehe oder mich gemeinsam auf einen Kaffee zusammensetze oder was auch immer. Oder gemeinsam Radl fahre oder Sport betreibe. (...) Und auch die Möglichkeit für den Laienbegleiter selber, Erfahrungen zu machen mit Menschen, mit denen man sonst einfach nicht in Kontakt kommt. Und ich denke mir, dass es auch insgesamt eine Möglichkeit ist, in der Gesellschaft was zu ändern. Weil ich mir denke, dass einfach Ängste und Vorurteile damit abgebaut werden können.“ (B07, Z. 423-443)*

Und hier noch die Wortmeldung einer Klientin, die meint, dass zwischen SozialbegleiterInnen und KlientInnen ein anderes Verhältnis herrscht als zwischen Professionellen und KlientInnen: *„Ja vielleicht, dass man da mehr zugänglich ist momentan. Dass das nicht so kompliziert ausschaut oder wie. (...) Ein anderes Verhältnis, ja.“ (K06, Z. 349-354)*

*Interpretation

Ich möchte nun die genannten Vorteile der Sozialbegleitung zusammenfassen:

- *Geringerer Druck, etwas erreichen oder bewegen zu müssen (B01, B07)
- *Chance, mehr persönliche Information vom Klienten zu erhalten (B01)
- *Freiwilligkeit des Tuns (B02)
- *Möglichkeit, bei Überforderung aus der Begleitung auszusteigen (B02)
- *Freie Zeiteinteilung (B03)

Christiane Wessels (1994, siehe Kap. 5.1) sieht in der zeitlichen Flexibilität einen großen Bonus des Ehrenamtes und ist der Meinung, dass gerade für Frauen ehrenamtliche Arbeit als ein Stück „Freiheit“ verstanden wird, was für mich wiederum eng mit oben, ebenfalls von B02 genannter „Freiwilligkeit“ zusammenhängt. Hier geht es um inhaltliche und zeitliche Gestaltungsspielräume in der Betätigung, die den Freiwilligen ein Gefühl von Freiheit zugestehen.

*„Netz-“ bzw. „Stützfunktion“ der Sozialbegleitung für die KlientInnen und letztlich für die ganze Gesellschaft (B05)

In Anlehnung zu diesem Punkt möchte ich Winter (1991, siehe Kap. 5.1) wiedergeben, die die Stärke der Freiwilligen-Organisationen darin sieht, dass sie Menschen helfen, die sonst aus dem sozialen Netz fallen würden. Ihr geht es also genau um diese „Netzfunktion“, von welcher

auch meine Interviewpartnerinnen sprechen und die tatsächlich eine sehr wesentliche zu sein scheint.

*Ängste und Vorurteile in der Gesellschaft gegenüber psychisch kranken Menschen abbauen helfen (B09)

*Mit den Klientinnen gemeinsam Freizeit gestalten und genießen (B06, B07)

*Keine bürokratischen Hindernisse/mehr Bewegungsfreiheit (B07)

Dieser sog. „informellere Kontakt“ zwischen Freiwilligen und Hilfesuchenden wird auch von Van Loon (1994, siehe Kap. 5.1) als sehr positiv angesehen. Kann sich doch zwischen den beiden Seiten ein persönlicheres und natürlicheres Verhältnis herausbilden als wenn es zu viele formale Vorgaben geben würde.

*Wertvolle Erfahrungen mit Menschen, die man vielleicht sonst nicht kennen lernen würde (B07)

Hierin liegt meiner Meinung nach eine gesunde Herausforderung für jeden freiwilligen Sozialbegleiter, ein Potential zum persönlichen Wachsen und Reifen. Ich bin herausgefordert, mich mit einem Menschen auseinander zu setzen, den ich vorher wahrscheinlich noch nie in meinem Leben gesehen habe und den ich mir vielleicht auch nicht als Freund oder Freundin aussuchen würde. Nichts desto Trotz entwickeln sich doch auch Freundschaften oder langjährige Kontakte aus den Begleitungen, wie den Interviews zu entnehmen ist.

B2: Welche Nachteile der Sozialbegleitung werden von den Begleiterinnen genannt?

*Statements der Begleiterinnen

B01 nennt z. B. mangelnde Information bzw. Erfahrung als mögliche Nachteile: „*Schwächen, dass man zwischendurch nicht immer so gut informiert ist, was die medizinische Auswirkung mancher Erkrankungen- oder wie sich eben Medikamente auswirken können oder so. Dass man da noch zu wenig Erfahrung hat. Wobei ich das nicht unbedingt wichtig finde.*“ (B01, Z. 590-593)

B04 hofft, dass es keine Nachteile gibt: *Ich hoffe nicht, nein. Weil sonst würde ich das nicht tun.*“ (B04, Z. 677)

In der fehlenden Anerkennung und der Unentgeltlichkeit sieht B05 Schwachstellen der Sozialbegleitung: „*Na ja, das sie zu wenig anerkannt wird, wie wichtig sie ist. (...) es sollte nicht wirklich alles absolut gratis sein.*“ (B05, Z. 600-604)

Eine mögliche Gefahr sieht B06 in BegleiterInnen, die mit sich selbst und ihrer Person Probleme haben und noch nicht in der Lage sind, andere wirklich zu begleiten: „*(...) ich denke mir, teilweise sind durchaus, ich kenne die Einstellung anderer Nachbegleiter nicht, aber ich denke mir, es sind durchaus wahrscheinlich auch Personen dabei, die selber (...) massive psychische Krisen bewältigt haben oder so irgendwas. (...) Und ich denke mir, wenn die Erfahrung des Selber-Krankseins noch zu frisch ist oder so, dass man dann einfach den Klienten irgendwie so eigene Erfahrungen überstülpen möchte oder so.*“ (B06, Z. 393-403)

Dasselbe Problem spricht auch B07, welche es auch schade findet, dass Sozialbegleitung eine ehrenamtliche Angelegenheit ist und nicht vom Staat finanziert wird: „*Dass ich es einfach ein Problem finde, dass man fehlende Bereiche im Sozialsystem mit - also so abdecken muss. (...) Und das finde ich einfach schade, dass das nicht finanziert wird in dem Rahmen. Ich finde es auch z. B. schwierig, wenn Leute die Supervision nicht nutzen oder wenn auch nicht geschaut wird, wer das übernimmt. (...) dass ich mir denke, wenn das jetzt nicht klar definiert wird, was der (Anm. d. Ver.: Sozialbegleiter) mit mir (Anm. d. Verf.: Klienten) tun kann oder was nicht, dann kann einfach einen gewisse Abhängigkeit entstehen, wo eine schwierige Situation daraus entstehen kann. Und die Belastung auch für den Laienhelfer, wenn er da irgendwie dazu kommt.*“ (B07, Z. 467-478)

*Interpretation

Die Nachteile in Kurzform lauten:

*Mangelnde Information und Erfahrung der Sozialbegleiter (B01)

*Fehlende Anerkennung der Sozialbegleitung (B05)

*Unentgeltlichkeit (B05)

*SozialbegleiterInnen sind selbst nicht fähig, jemanden zu begleiten und wollen KlientInnen eigene Erfahrungen überstülpen (B06 u. B07)

*Drohende Abhängigkeiten zwischen SozialbegleiterInnen und KlientInnen (B07)

Auch Müller-Kohlenberg (1996, siehe Kap. 5.2) ist der Meinung, dass es in der ehrenamtlichen Tätigkeit zu Überforderung der Helfer, Diskriminierung der Frau durch Unbezahltheit (...) sowie einer Überidentifikation mit dem Hilfsbedürftigen kommen könne. Damit spricht sie genau oben genannte Punkte an.

*Supervision wird von SozialbegleiterInnen nicht ausreichend genutzt (B07)

*Ehrenamtlichkeit muss fehlende Bereiche im sozialen System abdecken (B07)

Diese Gefahr wird von Wallimann (2000, siehe Kap. 5. 2) angesprochen, wenn er meint, dass eine freiwillige Leistung auch genauso schnell wieder zurückgezogen werden könne wie sie entstehe und deshalb die Sozialpolitik zu einer zuverlässigeren Existenzsicherungen greifen müsse und auf freiwillige Tätigkeiten in Bereichen der „Lebensnotwendigkeiten“ weitgehend verzichten solle. Andererseits wird ehrenamtliches Engagement z. B. von Rauschenberg, Otto und Müller (1988, siehe auch Kap. 5.1) als „eines der letzten Bastionen, in der eine auf Vertrauen, Einfluss und Anteilnahme basierende Sozialintegration jenseits (...) von Geld, Recht und Macht gelingen kann.“ Es würde mit Hilfe des Ehrenamts versucht, dem Dilemma zu entrinnen, soziale Dienste entweder nur noch verkaufen zu können bzw. allein auf das Funktionieren lebensweltlicher Bezüge vertrauen zu müssen. Ich hoffe, dass es eine Lösung gibt, in welcher sowohl staatlich finanzierte Existenzsicherung von Lebensnotwendigkeiten als auch freiwillige Sozialdienste ihren Platz finden können.

C. Wie äußern sich meine Interviewpartnerinnen nun im Bezug auf das Thema „Unentgeltlichkeit“, ob sie gerne eine finanzielle Entschädigung erhalten würden und was sie über eine nicht-finanzielle Entschädigung denken:

*Statements der Begleiterinnen

B01 und B02 haben sich offensichtlich keine Gedanken zum Thema Entschädigung gemacht: „Nie darüber nachgedacht. (...) Wenn man eine einmalige- ich hebe mir das Geld auf für die Weiterbildung. (...) Weil die Kurse sind eh oft nicht so billig. Und da ist es ganz fein.“ (B01, Z. 634-643)

„Ich weiß es nicht. Also da habe ich mir keine Gedanken gemacht.“ (B04, Z. 696)

B02 würde Geld geeigneter finden als andere Formen der Anerkennung, wie z. B. Naturalien: „Wenn es eine gäbe, dann in Form von Geld. Also denke ich mir. Keine Naturalien.“ (B02, Z. 572 u. 573)

Von einem Benzingutschein erzählt B06: „Ich habe irgendwann einmal einen Benzingutschein von Pro humanis bekommen, ja, war auch eine nette Aufwandsentschädigung. Hätte es ihn nicht gegeben, hätte es ihn halt nicht gegeben. War nett, kleine Anerkennung, aber hat mich dann nicht bewogen, das unbedingt weiterzumachen.“ (B06, Z. 455-459)

B07 spricht sich gegen eine finanzielle Entschädigung, wohl aber für eine andere Form der Anerkennung aus: „ (...) Also ich finde nicht, dass etwas bezahlt werden muß. Also da bin ich auch eher dagegen. Aber es wäre irgendwie nett, wenn man so eine Anerkennung kriegt. Zum Beispiel eben einen Zehnerblock für die Straßenbahn einmal kriegen würde oder eben einen Benzingutschein. Das würde ich einfach so als Honorierung für die -Arbeit- wenn das einmal

im Jahr zu Weihnachten oder so wäre, einfach eine gewisse Wertschätzung für die Mitarbeiter. Das wäre irgendwie klass.“ (B07, Z. 498-512)

Für B05 kommt als Anerkennung der SozialbegleiterInnen grundsätzlich alles in Frage: „Da wäre ich schon dafür im allgemeinen, dass freiwillige Hilfe durch irgendeine Anerkennung honoriert werden sollte. (...) Austausch, irgendwelche Austauschmöglichkeiten, dass Verwandte es irgendwie machen, also finanziell, aber es kann auch in materiellen Dingen geschehen. Aber es sollte, nämlich gar nicht so für den Ehrenamtlichen, sondern den, der betreut wird. Und meine Feststellung ist es auch, wenn Menschen den Wert erkennen, den sie bekommen, sind die meisten Menschen eh bereit, etwas zu geben. Auf einer anderen Ebene: Du bekommst einmal Blumen oder solche Sachen oder wirst zum Essen eingeladen (...). Da sind aber auch andere Menschentypen und da fällt mir auf, da gibt es die Wertschätzung der Leistung nicht und somit ist auch das Anliegen der Begleitung nicht so effizient. Es wäre wahrscheinlich effizienter aus Sicht der Klienten, einen kleinen Beitrag dazu zu leisten, wo wir eine gewisse Wertschätzung lernen oder zu erkennen geben.“ (B05, Z. 616-630)

*Interpretation

B01 und B04 haben sich zu diesem Thema noch keine Gedanken gemacht, wobei B01 anmerkt, dass sie Geld für die Weiterbildung aufheben würde. Für eine finanzielle Entschädigung spricht sich B02 aus, wobei sie eine nicht-finanzielle Anerkennung in Form von Naturalien ablehnen würde. Gegen eine finanzielle Entschädigung ist B07, wobei sie andere Formen der Honorierung ehrenamtlicher Arbeit wie z. B. Benzingutscheine und Fahrkarten befürworten würde. B05 meint, dass sowohl eine finanzielle sowohl als auch nicht-finanzielle Entschädigung passend wären, den SozialbegleiterInnen Anerkennung auszudrücken und dass es ebenso für die KlientInnen wichtig wäre, um ihnen den Wert der Begleitung vor Augen zu halten. B06 meint, dass sie sich zwar über den Benzingutschein von Pro humanis freute, dieser aber nicht entscheidend für das Fortfahren der Sozialbegleitung war. Es drücken also 3 Klientinnen (B01, B02 und B05) aus, dass sie mit einer finanziellen Entschädigung einverstanden wären. Für nicht-finanzielle Formen der Aufwandsentschädigung sprechen sich ebenfalls 2 Klientinnen (B05 und B07) aus. Allerdings ist anzunehmen, dass sich auch B06 nicht grundsätzlich gegen diese ausspricht, nachdem sie sich auch über den erhaltenen Benzingutschein positiv äußerte. Auch B01 und B04 haben sich nicht dagegen ausgesprochen, eine Aufwandsentschädigung in beliebiger Form zu erhalten, sondern sich einfach nicht zu diesem Thema geäußert. Bestätigt sich bei den befragten Begleiterinnen die Tendenz, die Otto-Schindler (1996; siehe Kap. 2.3.1) in ihren Interviews mit Ehrenamtlichen feststellen konnte, dass zwar Aufwandsentschädigungen nicht abgelehnt werden, eine tarifliche Entlohnung aber eher nicht erwünscht ist, da Bezahlungen zu arbeitsvertraglichen Vereinbarungen und Abhängigkeiten führen können, die einen Verlust an Autonomie ehrenamtlicher Mitarbeiter haben könnten? Es ist schwierig, hier eine eindeutige Antwort zu finden. Zwar habe ich bei keiner der Begleiterinnen, die sich eine finanzielle Entschädigung vorstellen könnten, den Eindruck, dass sie unbedingt auf diese pochen würden, dass sie jedoch eher nicht gewünscht wird, könnte ich anhand der Antworten auch nicht sagen. Dass Aufwandsentschädigungen gerne angenommen werden, finde ich selbstverständlich. Unabhängig davon ist jedoch anzunehmen, dass Otto-Schindler mit ihrer Behauptung recht haben könnte, dass Ehrenamtliche sich gerne ihre Autonomie bewahren und dass diese, sobald Geld ins Spiel kommt, bis zu einem gewissen Maß ins Wanken gerät. Auch Gisela Jakob (1993; Kap. 2.3.1) ist der Meinung, dass die Unbezahltkeit ehrenamtlich geleisteter Arbeit von den Ehrenamtlichen als Prinzip gesehen wird, das Freiräume und Handlungsspielräume eröffnet und sogar als Aufwertung des eigenen Handelns gesehen wird.

*Statements der Klientinnen

K05 wirkt etwas unsicher: „Na ja, ich weiß nicht, ich meine, dass man halt irgendwas, also ihnen auf jeden Fall was gibt. (...) Ich mache das eigentlich immer.“ (K05, Z. 461-464)

Für K01 scheint alles klar zu sein: „Na gut, zu Weihnachten, da kaufe ich halt so ein Gesteck für die Frau X und die Frau Y (Anm. d. Verf.: die 2 Sozialbegleiterinnen der Klientin) und passt. Eine Kleinigkeit. Und dann kommen sie immer mit Blumen. Immer mit so Kleinigkeiten.“ (K01, Z. 616-618)

Von einem kleinen Beitrag der KlientInnen spricht K06: „Ja, ja, ja. Schon. (...) Na ja, ich weiß nicht, wie man da sagen soll. Auf jeden Fall, ich könnte mir schon vorstellen, dass ich auch einen kleinen Beitrag oder (...)“ (K06, Z. 390-395)

K07 ist froh, dass sie ihrer Begleiterin nichts bezahlen musste: „Es ist so, mit dem, dass ich sehr arm - arm unter Fragezeichen - bin, hat es für mich schon gepasst, weil da habe ich ja wirklich jemanden gehabt, wo ich gewusst habe, der macht das für mich und den muss ich nicht unbedingt bezahlen. Und ich kann mir den leisten. Weil sonst hast du ja keine Gelegenheit, ich meine, ich hätte das Geld nicht aufbringen können, wenn ich die X (Anm. d. Verf.: Name der Sozialbegleiterin) hätte bezahlen müssen. Zum Beispiel. (...) Und so habe ich das mit Dankbarkeit angenommen. Aber es wäre schon schön, wenn sie dafür was gezahlt kriegen würde. Weil ich mein, sie würde das ganz sicher verdienen, was vielleicht ein Arzt verdient. (...) Und die andere Seite, denke ich mir, vielleicht hat sie bei Gott ganz ein nahes Platzl für solche guten Werke.“ (K07, Z. 404-417)

*Interpretation

Alle 4 Klientinnen sind der Meinung, dass sich die Sozialbegleiterinnen eine Anerkennung bzw. Aufwandserstattung verdient haben. K05 gibt an, dass sie ihrer Begleiterin bei jedem Treffen etwas gibt, wobei es sich vermutlich um kleine Geschenke handelt. K01 beschenkt ihre Begleiterinnen zu besonderen Anlässen wie Weihnachten, um ihnen ihre Wertschätzung und Dankbarkeit zu zeigen. K06 könnte sich vorstellen, für ihre Begleiterin einen regelmäßigen kleinen Geldbetrag beiseite zu legen. K07 ist zwar der Meinung, dass ihre Sozialbegleiterin es verdienen würde, viel Geld zu bekommen, hätte es sich aber in ihrer Situation nicht leisten können, etwas zu bezahlen und nahm deshalb die Begleitung dankbar an. Ich denke mir, dass auf jeden Fall auf die finanzielle Situation der KlientInnen Rücksicht genommen werden sollte, bevor man von ihnen einen regelmäßigen Beitrag für ihre BegleiterInnen fordern kann. Wie wir sehen können, wissen jene 4 Klientinnen, die sich oben geäußert haben, sehr wohl ihre Sozialbegleiterinnen zu schätzen. In diesem Falle ist es ihnen auch selbst ein Bedürfnis, ihre Anerkennung und Dankbarkeit auszudrücken, sofern es ihnen möglich ist. Problematischer wird es wahrscheinlich bei jenen Personen, auf welche B05 in ihrem Statement anspielt, also „jene Menschentypen, bei denen es die Wertschätzung der Leistung nicht gibt“. Hier wäre es auch meiner Meinung nach sinnvoll, ihnen durch einen kleinen Beitrag die Augen für den Wert einer Sozialbegleitung zu öffnen.

8. In meiner achten Forschungsfrage interessiert es mich, inwiefern SozialbegleiterInnen und KlientInnen durch die Sozialbegleitung profitiert und gelernt haben bzw. welche Auswirkungen die Sozialbegleitung für beide Gruppen haben kann.

A. Inwiefern denken die Begleiterinnen, dass sie aus der Begleitung profitiert und gelernt haben?

*Statements der Begleiterinnen

B01 z. B. berichtet: „Na ich glaube, dass es menschlich eine schöne Sache ist. (...) Dass das sicher vom Freundschaftlichen her, für mich ist es immer ein schöner Nachmittag. (...) Es waren zwar einige Leute (Anm. d. Verf.: unter den Klientinnen, die B01 bereits betreute), die eben dann auch gestorben sind oder eben ins Altersheim gekommen sind. Aber selbst die Frau, die Krebs gehabt hat, die sehr allein gelebt hat, ist ganz eine nette Beziehung, eine Freundschaft geworden. Die wirklich schon ein großes Vertrauen dann gehabt hat.“ (B01, Z. 676-690)

B02 weiß zu erzählen: „Es ist nur eine Erfahrung, dass es nicht immer aufwärts geht. Sondern dass es ein Stückchen aufwärts geht und dann wieder zurück. Und dass wahrscheinlich immer ein Wechsel bestehen bleibt. Wahrscheinlich.“ (B02, Z. 314-316)

Weiters ist ihre Klientin auch ein gutes Beispiel für B02: „Ja, ich kriege von ihr eben auch sehr viel. Ihre Aussagen oder das So-Sein wie sie ist, was sie mir damit auch vermittelt. Oder wie sie damit umgeht, das ist für mich sehr erbaulich eigentlich. Wie sie mit ihrer Krankheit umgeht. Dass sie sich nicht fallen lässt, sondern dass sie auch kämpft. Und das Nicht-Aufgeben. Genau. Das ist für mich irgendwie ein gutes Beispiel, wie man Leben gestaltet und Leben bewältigt.“ (B02, Z. 601-605)

Auch für B03 gibt es einige wertvolle Erfahrungen und Lernaspekte: „Ja, Horizont erweitern, Gesprächsthemen zusätzliche. Auch viel mehr Menschenkenntnis, Toleranz.“ (B03, Z. 457 u. 458)

Außerdem: „Na ja, es ist einmal das Gewissen, mehr Toleranz, mehr Verständnis für die Außenseiter.“ (B03, Z. 618)

Und auch im Umgang mit gesunden Menschen hat B03 vieles dazugelernt: „Na ja, es ist die Frage jetzt, sicher, die psychisch Kranke, aber die Thematik, die psychisch Kranke haben, vielleicht in irgendeiner Weise verstärkt, die gibt es ja hundert- und tausendfach im normalen Leben. Und der Unterschied zwischen noch gesund und schon krank, das ist ja alles fließend. Und gerade manche Sachen, die ich bei Pro humanis gelernt habe, habe ich in persönlichen Kontakten mit Gesunden (...) habe ich die ausgenutzt. Dass man einfach zuhört beim Reden, zuhört, manchmal vielleicht ein bisschen genauer nachfragt, bis derjenige sich selber eine Lösung gefunden hat. (...) Weil meine Lösung passt ja für ihn sowieso nicht.“ (B03, Z. 713-723)

B04 bekam eine neue Sichtweise von psychischer Krankheit und versucht in diesem Sinne bewusstseinsbildend zu arbeiten: „ (...) ich muss sagen ich habe eine komplett falsche Sichtweise gehabt von so Depressionen und was das wirklich heißt. Und da habe ich mir gar keine Vorstellung gemacht davon. Und jetzt, dadurch dass ich viel zusammenkomme mit Leuten, da kann man halt wirklich, darauf, gerade so wie ich in X (Anm. d. Verf.: Ortschaft), denke ich mir, in der Frauenbewegung, nicht, weil meinen Klientin ist ja auch Mitglied in der Frauenbewegung. Das Verständnis für sie, das kann man ganz anders dann angehen. Dass die anderen Frauen, dass jeder nachdenkt und sagt, das ist eine Krankheit und das. (...) ein bisschen bewusstseinsbildend arbeiten dadurch bei den anderen Frauen auch, weil ja, die

dann wirklich auch sagen: Ja mei! Eher alles so abwertend und nicht so ernst nehmen.“ (B04, Z. 230-253)

Sie fasst kurz zusammen: „Ja, es ist einfach, ich profitiere ganz sicher.“ (B04, Z. 716)

B05 wiederum lernte vieles im Umgang mit sich selbst: „Ich meine, was ich jetzt noch, ich habe das, die Aufmerksamkeit vielleicht noch mehr dorthin gelegt: Wie geht es mir bei der Begleitung? Also noch mehr achtsam mit mir selbst zu sein, mich seltener auf ein „Jein“ einzulassen, sondern klar meinen Standpunkt zu deklarieren. Mehr kann ich nicht, mehr ist nicht drin.“ (B05, Z. 189-192)

Sie kann klarer sehen, welchen Auftrag sie als Begleiterin wahrnimmt und welchen Beitrag die Klientinnen auch selbst leisten müssen: „Also das war für mich wiederum der Beweis, wenn der Klient wirklich will, kann er was verändern. Wenn der Klient will. Also ich war wirklich nur, ich sage das auch, es ist beruflicher Kontext eher, der Sozialbegleiter ist der, der mit mir eine Zeitlang den Weg entlanggeht und beim Regen den Schirm hält und irgendwann haltest Du ihn selber. Und das war wirklich auch (...) für mich schön, eine gute Erfahrung, eine schöne Erfahrung, dass es auch wirklich geht. (...) ich kann unterstützen, begleiten, Vorbild sein, Inputs geben, Ressourcen erweitern, Sichtweisen erweitern. Wenn der Klient nur fokussieren will auf seine: Ich bin so arm und ich bin krank und alle müssen mir helfen und ich übernehme keine Eigenverantwortung, du übernimmst das! Dann hat kein Helfer eine Chance, etwas zu verändern. (...) Also sie beschäftigt eine Horde von Hilfestellern. Und einer davon wäre ich gewesen, eine zusätzliche. Und dich habe zu diesem Dienstantrag nein gesagt. (...) Sie ist da nicht die einzige. (...) Und die erste Akzeptanz zur Krankheit ist halt der erste Schritt zur Selbsthilfe oder Heilung. (...) Die Sozialbegleiter decken einfach wirklich die Bedürfnisse, die Probleme, ja Wiedereingliederung in den Alltag ab.“ (B05, Z. 261-311/Z.445-501)

Auch das Annehmen der Klientinnen, ohne sie gleich verändern zu wollen, spricht B05 an: „Unbedingt. Also was ich gelernt habe in den drei Jahren Sozialbegleitung mit fünf Klienten, das ist jetzt auch, weil ich es ja auch beruflich mache. Also es war eine (...) was ich da gelernt habe fürs Leben, unbedingt. (...) Was für mich sehr wichtig war, war das einfach anzunehmen, so wie es ist. Nicht verändern wollen. Auf sich selbst mehr zu achten, seine Grenzen kennen zu lernen. Auch das schöne Gefühl zu haben, geholfen zu haben. Das ist ein schönes Gefühl, hebt deinen eigenen Selbstwert, ja. (...) Und auch, also einiges ist einfach im Alltag, was ich über meine Klienten, ja einfach in meinen Alltag integriert habe, mit anderen Menschen umzugehen. Und ich begegne jetzt gewissen Menschen anders, oder Menschen allgemein anders. (...) Offener, toleranter, aufmerksamer und das was ich wirklich: Ich kann vieles so nehmen wie es ist. Ohne sofort zu bewerten, zu beurteilen und zu verurteilen. (...) Also auch annehme, sein lassen kann und annehmen kann, so wie es jetzt ist.“ (B05, Z. 696-725)

B06 lernte ihre Klientin im Laufe der Begleitung sehr gut kennen und bekam ein facettenreicheres Bild von psychischer Krankheit: „Sie hat anfänglich oder so irgendwas, also so lange ich sie noch nicht so gekannt habe, haben wir uns durchaus auch in Kaffeehäusern getroffen oder so irgendwo. Bis ich dann eigentlich schon drauf gekommen bin, dass ihr das total unangenehm ist. (...) Wo sie sich dann einfach wirklich so überwunden hat für ihre Nachbegleitung, dass sie dort auch hin, und erst wie ich sie besser gekannt habe, hat sie dann über Abneigungen oder Probleme reden können. Dann eben: Können wir uns beispielsweise nicht lieber doch am Jakominiplatz treffen und nicht gleich im Kaffeehaus? (...) Und auch über ihr Krankheitsbild zu erzählen beziehungsweise habe ich nach einem dreiviertel Jahr auch sagen können, ob es ihr gut geht oder nicht. Bei meiner Klientin merkt man körperlich sehr wohl an, (...) eine Veränderung in der Haut und in den Haaren gesehen, wenn sie ihre Medikamente nicht genommen hat. Und einfach auch in ihrer Persönlichkeit, dass irgendwas nicht stimmt (...) Und es hat in der Zwischenzeit auch eine Zeit gegeben, wo sie wieder recht viel im LNKH war, wo ich nachher einfach auch irgendwie gewusst habe,

wenn sie zu den ausgemachten Treffen nicht gekommen ist (...), da habe ich nur mehr die Station angerufen und habe gefragt, ob sie wieder eingeliefert worden ist. (...) Ich glaube, für mich ist es einfach von der Einstellung zu psychischen Krankheiten oder so, also für mich ist das jetzt facettenreicher. Also, ich habe einfach eine Vorstellung darüber, was es ist. (...) Dass das nicht nur ein Bild ist, sondern dass es da unterschiedliche Auslegungen gibt. (...) und das ist auch irgendwie Umgehen mit gewissen Herausforderungen oder so irgendwas. (...) einfach zu wissen, es kommt darauf an, du selbst zu sein und dich nicht irgendwie zu verstellen, ja, einfach zu wissen, dass das was ganz was Normales ist. (...) noch einmal deutlicher mit der Situation meiner Mutter auseinander gesetzt. Also, was wäre gewesen, wenn es für sie auch so was gegeben hätte? Aber nicht irgendwie mit schädlichen Wirkungen, sondern einfach, ja, andere Sichtweisen, andere Möglichkeiten (...)." (B06, Z. 200-235/340-344/431-497)

B07 lernte vieles in Bezug auf Nähe und Distanz und bekam auch eine neue Wertschätzung für ihre Familie: „Ja. Also ich glaube auf jeden Fall. Erstens weil ich mir denke, dass sie ein ganz besonderer Mensch ist auch. Also ich habe sie recht gern und ich merke, es ist irgendwie auch schön, wenn einem ein anderer Mensch einfach so ein bisschen am Leben teilhaben lässt. So. Und einfach für mich habe ich vieles gelernt. Was ich vorher schon gesagt habe mit Nähe und Distanz. Wo meine Grenzen sind. Wo meine Belastbarkeit liegt. Also in die Richtung des Selbsterfahrers. Das ist irgendwie für mich ganz gut herausgekommen. Und für mich ist es auch eine Mitentscheidung gewesen, dass ich jetzt in so einem Bereich arbeite. Auf jeden Fall. (...) Und ich denke mir einfach, (...) wenn man so eine Lebensgeschichte hört, die ganz anders ist so wie das Behütete, wo man oft selbst aufgewachsen ist und was den Blick auch ein bisschen erweitert. Und da denke ich schon, das war für mich auch ein Erlebnis, dass es eben in vielen Familien anders läuft wie ich es kennen gelernt habe. Und es war irgendwie so, dass ich meine Familie einfach mehr schätzen gelernt habe und zum anderen einfach auch ein bisschen sensibler geworden bin- so zu beobachten auch, was rundherum alles passiert.“ (B07, Z. 534-557)

*Interpretation

Bei der bunten Fülle von Antworten ist es nicht so einfach, sich eine Übersicht zu verschaffen. Ich werde versuchen, zuerst hier die Kernelemente aufzulisten, die in den Antworten enthalten sind. Was sprechen also die Begleiterinnen in ihren Statements an:

- *Freundschaft/schöne gemeinsame Zeiten mit Klientinnen (B01)
- *Leben als Bewegung/ein Wechsel von Vorwärts und Zurück/Umgang der Klientin mit Krankheit/Bereitschaft, zu kämpfen als Vorbild (B02)
- *Erweiterter Horizont/mehr Menschenkenntnis/Toleranz und Verständnis für Außenseiter/Umgang mit gesunden Menschen: Zuhören, Nachfragen, keine Lösungen aufzwingen (B03)
- *Neues Verständnis für psychische Krankheit und psychisch kranke Menschen/bewusstseinsbildendes Arbeiten mit Frauen in Frauenbewegung (B04)
- *Achtsamkeit mit sich selbst/Klarmachen des Auftrags als Begleiterin und Abgrenzen der Klientin gegenüber/Klienten können etwas verändern, wenn sie wollen/vollkommenes Annehmen, ohne gleich verändern zu wollen bzw. zu bewerten oder zu verurteilen/mehr Offenheit und Toleranz anderen gegenüber/neue Elemente aus Umgang mit Klientinnen in Alltag integriert (B05)
- *Kennenlernen der Klientin/besseres Einordnen von Krankheitssymptomen/größeres Verständnis über psychische Krankheiten/Auseinandersetzung mit persönlicher Vergangenheit (B06)
- *Kennenlernen der eigenen Grenzen/Mithilfe bei Berufswahl/neue Wertschätzung der eigenen Familie gegenüber/sensibler gegenüber Ereignissen der Lebenswelt (B07)

Wenn man so liest, in welcher Weise die Begleiterinnen die Wirkungen der Sozialbegleitung für sie selbst schildern, kommt man ins Staunen. Zumindest mir ist es so ergangen. Es handelt sich um sehr wertvolle Einsichten und Meinungs- sowie Verhaltensänderungen in Bezug auf die eigene Person, auf andere Menschen und auch gerade im Bezug auf psychisch kranke Menschen.

Müller-Kohlenberg (1994, Kap. 11.2) spricht dabei von der sg. „Helferrückwirkung“. Sie spricht von der „Ebene der sozialen Bezüge“, wo es um die Verwirklichung von Kontakt- und Geselligkeitswünschen der Ehrenamtlichen, die sinnvolle Strukturierung des Alltags und die sinnvolle Beschäftigung der Ehrenamtlichen geht- vor allem auch in der dritten Lebensphase. Hierzu kann ich nur sagen, dass sich 4 der befragten Sozialbegleiterinnen (B01, B02, B03, B04) bereits in der dritten Lebensphase befinden, B05 für mich schwer einordnen lässt, da sie sich in einer privaten und beruflichen Umbruchsituation befindet und nur 2 der Klientinnen (B06, B07) im Alter zwischen 20 und 25 Jahren sind. Es handelt sich insofern um eine Bestätigung der These Müller-Kohlebergs, dass vor allem in der dritten Lebensphase ehrenamtliche Tätigkeit aus oben genannten Gründen gesucht wird. Die zweite Ebene Müller-Kohlenbergs bezieht sich auf „Genugtuung durch Freude“, also die Freude und Befriedigung des Helfens und Unterstützens. Wenn auch nur B01 ausdrücklich von ihrer Freude spricht, mit ihrer Klientin Zeit verbringen zu können sowie B07 erwähnt, dass sie es schön findet, am Leben ihrer Klientin teilhaben zu dürfen, klingt für mich eine indirekte Freude auch bei den anderen Begleiterinnen durch. Eine Befriedigung können sie meiner Ansicht nach auch darin finden, dass sie durch die Begleitung so vieles für ihr persönliches Leben lernen dürfen. Die dritte Ebene, bezeichnet als „Kompetenzzuwachs der Helfer“, das meist auch mit einer Steigerung des Selbstwertgefühls verbunden ist, lässt sich aus den Interviewauszügen meiner Meinung nach bestätigen. Das, was sie gelernt haben, führt wohl auch in den meisten Fällen zu einem Kompetenzzuwachs in ihrer Funktion als Sozialbegleiterinnen. Über die vierte Ebene der evt. „negativen Rückwirkungen“ des Engagements, wie z. B. dem Ausbauen einer Machtposition gegenüber einem wehrlosen Klienten kann ich den Statements nicht viel entnehmen. B05 spricht jedoch die Macht an, die gelegentlich von Klientinnen ausgehen kann, wenn sie meinen, eine „Horde von Hilfestellern“ beschäftigen zu können und glauben, mit ihnen machen zu können, was sie wollen. Ich bin aber überzeugt, dass es gelegentlich auch der Fall sein kann, dass HelferInnen die KlientInnen zur Zurschaustellung der eigenen Großartigkeit benützen. Im guten Fall werden jedoch jene z. B. in der Supervision von ihren falschen Haltungen überführt und in einem positiven Sinne auf die wirklichen Ziele der Sozialbegleitung hingewiesen.

Zusammenfassend stimmen hier die empirischen Ergebnisse meiner Interviews sehr gut mit den Untersuchungsergebnissen verschiedener Autoren wie z. B. Müller-Kohlenberg (1990 u. 1994), Otto-Schindler (1996), Oswald-Schindler (1996) sowie Backes (1993), Pöhr (1994) und Schöck (1996) überein (siehe Kap. 11.2), die alle der Meinung sind, dass ehrenamtliche HelferInnen einen Nutzen verschiedenster Art und Weise aus ihrer Tätigkeit ziehen können.

B. In welcher Weise profitieren Sozialbegleiterinnen in den Augen der Klientinnen?

*Statements der Klientinnen

K01 glaubt, dass ihre Sozialbegleiterin gerne mit ihr zusammen ist: *„Ja, ich finde schon bei der Frau X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin), dass sie es gerne macht mit mir.“ (K01, Z. 681)*
Dass sie mit ihrer Sozialbegleiterin zufrieden ist, erzählt K03: *„Natürlich wird es immer besser. Ich glaube, sie macht ja Fortbildung. Nein, sie macht das gut.“ (K03, Z. 288)*
K05 überlegt, ob ihre Begleiterin auch durch sie etwas gelernt haben könnte: *„Ja, vielleicht schon. Oh ja. Schon vielleicht. (...) Na gut, ich habe ihr sehr viel erzählt von meiner*

Sozialarbeit (Anm. d. Verf.: ehem. Beruf der Klientin) und so. Und sie hat mich oft gefragt, wie ich etwas gemacht habe und so.“ (K05, Z.524-528)

K06 ist sich in diesem Punkt nicht sicher: „Weiß ich nicht.“ (K06, Z. 425)

Dass ihre Sozialbegleiterin von ihr etwas gelernt hat, kann sich K07 nicht gut vorstellen: „Also so mancher (Anm. d. Verf.: gemeint sind die SozialbegleiterInnen) wahrscheinlich schon, dass er auch denkt: Hoppala, die hat das so gemacht; das habe ich in meinem Leben vielleicht nicht geschafft. Das kann ich mir vorstellen. Aber es wird wahrscheinlich viele geben, die was aber nicht viel- die was mehr wissen. So wie die X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin der Klientin). Ich glaube nicht, dass sie viel von mir gewonnen hat, sondern sie hat wirklich viel, viel gegeben. Und ich glaube, da hat sie bei mir nicht so viel gewonnen. (...) Also ich meine, die hat einfach alles gewusst. Da war überhaupt nichts da, wo ich mit ihr nicht hätte reden können. Dass sie nicht einen Antwort dazu gegeben hat (...) Die hat mir überall weiterhelfen können.“ (K07, Z. 470-475)

Die Antworten der Klientinnen gehen teilweise an meiner Frage vorbei, so wie z. B. bei K01, die erzählt, dass ihre Begleiterin gerne mit ihr zusammen ist. Auch B01, die der Meinung ist, dass ihre Begleiterin eine gute Begleiterin ist, kommt nicht darauf zu sprechen, inwiefern sie aus der Begleitung von ihr als Klientin profitieren könnte. K06 kann darauf keine Antwort geben. K07 ist fast überzeugt, dass ihre Begleiterin, von der sie so wahnsinnig viel gelernt hat, von ihr nicht viel mitnehmen konnte. Einzig und alleine K05 könnte sich vorstellen, dass auch ihre Begleiterin von ihren Erzählungen über ihren Beruf etwas gelernt haben könnte. Vielleicht ist es auf die Rolle der Klientinnen und ihr geringeres Selbstwertgefühl zurückzuführen, dass sie sich eher schwer tun, sich vorzustellen, dass auch sie für ihre Begleiterinnen eine Unterstützung und Hilfe sein können.

C. Was berichten die Klientinnen über die Auswirkungen der Sozialbegleitung in ihrem Leben?

*Statements der Klientinnen

K01 berichtet überzeugt: „Ja, ich weiß genau, was mir hilft. Und ich freue mich schon. (...) Dass die Frau X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin) kommt. Sie kommt um zwei und sie kommt immer pünktlich. Und da kommt schon diese Freude. Wenn wir uns schon sehen, finde ich auch einen Vorteil, weil sonst bin ich bei niemanden.“ (K01, Z. 660-664)

Für K03 hat die Begleitung folgende Auswirkungen: „Ich kann freier reden, zum Beispiel. Ja, und wie gesagt, beim Essen, bei der Ernährungsumstellung, da ist sie auch ein wichtiger Punkt. Weil sie redet da sehr viel mit meinem Sohn und dann machen sie wieder was aus.“ (K03, Z. 271-276)

K04 meint, dass es ihr durch die Sozialbegleitung jetzt besser geht. Interviewerin: Und geht es Dir jetzt generell besser? „Ja. Viel besser.“ I : Schön. Also Du würdest sagen, dass die X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin) Dir auf jeden Fall geholfen hat, einfach auch, dass es Dir jetzt besser geht? „Ja.“ (K04, Z. 198-204)

Auch für K05 steht fest: „Ja schon. Also schon dadurch, dass sie also mit mir immer raus geht und ich eben das Problem mit dem Rausgehen gehabt habe. Also im Kaffeehaus - ich habe also überhaupt nicht alleine in ein Kaffeehaus gehen können und mich hinsetzen. Ich habe mich hingestellt und ich habe meinen Kaffee hinuntergewürgt und ich war draußen bei der Tür. Also ich habe es zusammengebracht, länger zu sitzen. (...) Das ist besser geworden, ja. (...) Also sie hat mir vieles zurechtgerückt. Sagen wir so. Was ich mir anders vorgestellt habe, oder eingeredet habe. Es war nicht immer, wie ich gesagt habe, die angenehmste Art und Weise, aber sehr effizient.“ (K05, Z. 477-50)

Für K06 hat die Sozialbegleitung folgende Auswirkungen: „Ja. (...) Ich stehe offener dem Ganzen gegenüber. Ich fühle mich vielleicht auch nicht mehr so alleine. Und ich weiß, es gibt Leute, zu denen ich gehen kann und die mir zu 99% helfen tun und wollen.“ (K06, Z. 403-405) Und was sehr erstaunlich ist: „Ich habe mit dem Trinken aufgehört.“ (K06, Z. 434)

Ebenfalls große Wirkungen hatte die Begleitung für K07: „Und das war für mich so was Großes, dass da eine Frau steht und sagt: Ok, mit mir können Sie (Anm. d. Verf.: Ehemann der Klientin) nicht machen, was Sie wollen! Und das war für mich so das erste Mal, dass ich mir gedacht habe: OK, so ähnlich kannst Du es aber auch machen. Mit Dir brauchen sie auch nicht machen, was sie wollen, sondern ich lasse nicht alles zu. Und das war schon einmal super! (...) Aber jedenfalls ist so viel in meinem Leben geblieben von ihr, dass ich mir denke, das stützt mein Leben weiterhin. Dass ich stark bleiben kann oder dass ich so manches heute anders meistern kann wie früher. Sie hat mir da ganz viel gezeigt und ich das war für mich und das wächst auch, glaube ich, in mir weiter. Das ist super. (...) Und die andere Seite, ich habe gesehen, sie ist eine Frau, sie traut sich überall hin. Sie hat mir auch gesagt: Wenn du dich irgendwo nicht hintraust, ich gehe mit dir hin. Oder sie ist einmal mitgegangen zum Dr. X damals. Das war für mich auch - ich habe gewusst, ich habe eine Frau, die hinter mir stärker ist und heute traue ich mich eigentlich schon selber. (...) Hintrauen tue ich mich überall. Und heute denk ich mir: Ein jeder Mensch ist gleich viel wert. Der eine hat mehr studiert und der andere weniger. Vor Gott ist er gleich viel wert. Und von dem aus traue ich mich heute überall hin. (...) Und da habe ich von ihr eigentlich ganz viel gelernt, dass sie mir da so geholfen hat. Und man kann sich trauen; man braucht keine Angst zu haben. (...) Ich habe auch nicht studiert und kenne mich überhaupt nicht aus in solchen Sachen. Aber ich meine, für mein Leben, was ich für mich jetzt in meinem Leben brauchen kann, setze ich der X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin) ihre Sachen oft ein. Was ich da gelernt habe und was ich da mein Wissen habe. (...) Es ist heute - ich traue mich heute wirklich da stehen und sagen: Ok, ich bin auch ein Mensch, ich bin auch was wert! Das war für mich früher- ich habe meinen Wert total weggeschmissen gehabt. Und das ist total wieder da.“ (K07, Z. 120-124/159-162/170-177/180 u. 181/358-360/434-436)

*Interpretation

Ich möchte zuerst wieder die Kernaussagen der Klientinnen in Bezug auf die Auswirkungen der Sozialbegleitung in ihrem Leben zusammentragen. Folgendes wird von denselben genannt:

*Hilfe, Freude (K01)

*Freieres Reden, Ernährungsumstellung (K02)

*Klientin fühlt sich besser (K04)

*Klientin traut sich wieder alleine ins Kaffeehaus/Begleiterin „rückte vieles zurecht“ (K05)

*Mehr Offenheit/weniger Einsamkeit/Aufhören mit dem Trinken (K06)

*Klientin lernte von ihrer Begleiterin sehr viel/dieselbe ist ihr Stütze und Vorbild und verhalf ihr zu einem neuen Selbstwertgefühl und Wertbewusstsein (K07)

Wenn ich die individuellen Veränderungen seitens der KlientInnen nach Meyer (1993, S. 30, siehe auch Kap. 11.1) mit den Ergebnissen oben vergleiche, fällt mir auf, dass es zu einer Verbesserung des Wohlbefindens aller oben zitierten Klientinnen kommt. Ebenfalls die Überzeugung, wesentliche Aspekte des Lebens kontrollieren zu können, wächst z. B. bei K02 durch die Ernährungsumstellung, bei K05 durch die Überwindung ihrer Menschenangst und bei K06 z. B. durch das Aufhören mit dem Trinken. Zu einer Vermehrung der Sozialkontakte, einer Verbesserung des Zugehörigkeitsgefühls sowie einer Verminderung der Gefühle von Anonymität und Entwurzelung wird es wahrscheinlich in der Folge auch leicht kommen, wenn diese Punkte auch nicht direkt von den Klientinnen genannt werden. Es ist für mich

erfreulich, dass es sich hier um positive Auswirkungen im Leben der Klientinnen zu handeln scheint. Besonders tiefgreifende Veränderungen scheint es bei K05 und K07 zu geben, wo einerseits durch die Sozialbegleiterin viel zurechtgerückt wird (K05) und andererseits die Klientin ein neues Lebensgefühl erreicht (K07).

D. Inwiefern glauben Begleiterinnen, dass die Klientinnen aus der Begleitung profitieren?

***Statements der Begleiterinnen**

Das neue Entwickeln von Vertrauen spricht B01 an: „Ja, ja. Vor allem ein bisschen ein Gespür kriegen, dass man ruhig Vertrauen haben kann auch zu fremden Leuten. Dass sich das wieder anfängt zu entwickeln. Weil es ist ja selbst ein jeder Nachbar (...) es kommt ein Nachbar und braucht was, das ist für sie schon wieder so ein (...) Eindringling in ihren Bereich, der sie stört. Das sie die Leute einfach nur als Nachbar annimmt und der braucht halt jetzt was. Und nichts weiter. Da tut sie sich noch schwer.“ (B01, Z. 665-668)

Dass ihre Klientin immer in Hochstimmung ist, wenn sie sich treffen, berichtet B02: „Also sie behauptet es. Sie sagt: Ja, absolut. Und das ist für mich ausschlaggebend. Und ich kann das schon auch beobachten, dass es ihr gut tut. (...) Also sie blüht auf, wenn wir ausfahren. Sie ist eben überhaupt sehr- die Stimmung schwankt stark. Also sie ist sehr hoch oben und sie ist tief unten. Und es ist einfach immer, sie ist immer in Hochstimmung, wenn wir uns treffen und wenn wir miteinander reden; wenn wir wohin fahren.“ (B02, Z. 580-589)

B03 glaubt, dass der Lebensgefährte der Klientin den Hauptanteil an deren psychischer Stabilisation hat: „Ja, ja. Ah, wobei ich sagen will, dass den Hauptanteil sicher ihr Lebensgefährte gemacht hat. (...) Der damals gesehen hat, dass es ohne Medikamente nicht geht (...) und auch vielleicht ein anderer Lebenssinn.“ (B03, Z. 602-605)

B06 und B07 denken beide, dass ihre Klientinnen aus der Begleitung profitiert haben: „Ich glaube schon, dass sie profitiert hat. (...) kurz mit Frau Dr. X geredet habe (...) Gefühl, dass ich gut bin für die Klientin. Und sie war dann an und für sich auch recht lange sehr stabil, was eigentlich außergewöhnlich war. Ja, und (...) irgendwie hat sie sich einfach gefreut, wenn sie mich gesehen hat.“ (B06, Z. 465-468)

„Ja, ich denke schon, dass sie profitiert hat. Insofern, dass sie, denke ich mir, ein einer neuen Form für sie erleben kann, dass eine Beziehung auch etwas Stabiles haben kann. Das denke ich.“ (B07, Z. 526 u. 527)

Für B04 gibt es an der positiven Wirkung der Begleitung nichts zu rütteln: „Ja, ich glaube, also ganz sicher.“ (B04, Z. 702)

Auch B05 ist ähnlicher Ansicht: „Ja. (...) Jede einzelne für sich. Ist egal, wie. Sie haben profitiert. Und wenn sie nur drei Stunden aus der Geschlossenen herausgekommen sind.“ (B05, Z. 687-690)

***Interpretation**

Alle sieben befragten Begleiterinnen glauben, dass ihre Klientinnen von der Sozialbegleitung profitiert haben, jedoch drücken sie sich nicht alle so überzeugt aus, wie B04 und B05, die sich der positiven Wirkung der Begleitung absolut sicher sind. B06 und B07 glauben bzw. denken, dass die Sozialbegleitung eine positive Wirkung auf ihre Klientinnen hat. Sie sprechen beiden von Stabilität. B06 meint, dass der gesundheitliche Zustand ihrer Klientin seit Beginn der Begleitung stabiler gewesen sei und B07 redet davon, wie wichtig es für die Klientin sei, eine stabile Beziehung zu erfahren. B01 und B02 erklären, wo und wie sie die Wirkung der Begleitung an ihren Klientinnen sehen können, also konkret durch ein vermehrtes Gewinnen von Vertrauen bei der Klientin von B01 und durch ein Aufblühen bei

der Klientin von B02, wenn dieselbe zu ihr kommt. B03 lenkt die Aufmerksamkeit eher auf den Lebensgefährten ihrer Klientin, der ihrer Meinung nach mehr zum Wohlbefinden der Klientin beigetragen hat als sie.

9. In meiner neunten und letzten Forschungsfrage geht es darum, wie sich Sozialbegleiterinnen und Klientinnen den weiteren Verlauf der Sozialbegleitung vorstellen bzw. ob sie bei entsprechendem Bedarf wieder eine neue Soziabegleitung beginnen würden.

A. Zuerst geht es um den weiteren Verlauf der Sozialbegleitung.

***Statements der Begleiterinnen**

Über ihre Pläne mit der Klientin berichtet B01: „*Ich versuche schon sehr lange mit ihr (Anm. d. Verf.: Klientin) einkaufen zu gehen. Und sie würde dringend etwas zum Anziehen brauchen, weil sie durch die Medikamente relativ stark zugenommen hat. Und sie wenig zum Anziehen hat. Wo sie ja auch so ein bisschen als Ausrede sagt: Ich kann nicht weggehen. Ich habe nichts zum Anziehen. Ich muss daheim bleiben. (...) Ja, und dass ich sage: Ich schau schon immer in der Stadt, wo es was gibt für sie; so schicke Sachen, preiswerte. (...) Erwartungen eigentlich nur die, dass sie wieder ein bisschen Vertrauen fasst, raus zu gehen. Also sich wieder mehr unter das Volk mischt. Sie doch wieder die Ängste abbaut.*“ (B01, Z: 713-123/759 u. 760)

B02 meint, dass man zum momentanen Zeitpunkt keine Prognosen treffen kann: „*Irgendwie ist es jetzt wieder eine abwartende oder irgendwie eine beobachtende Situation, wo ich mir denke, ja, jetzt müssen wir schauen, wie sich das jetzt wieder entwickelt!*“ (B02, Z. 673 u. 674)

B03 kann konkret sagen, was sie sich für ihre Klientin wünscht: „*Der eine Wunsch wäre, dass sie irgendwo einmal in Therapie geht. (...) Sie hat schon einen Gesprächstermin gehabt, aber den hat sie verstreichen lassen: Es kann mir niemand helfen, ich muss das ja selber machen! Einen großen Wunsch hätte ich, wenn sie das nicht macht, dass man über manche Themen mehr reden könnte. Dass sie vielleicht einen Weg aus ihrer- vielleicht gibt es ihn, vielleicht nicht! (...) dass sie mit ihrer Krankheit besser umgehen kann.*“ (B03, Z. 676-689)

Dass es ihrer Klientin wirklich besser geht, ist der Wunsch von B04: „*Schön wäre es wirklich, wenn es ihr einmal besser gehen würde (...) Manchmal denke ich mir, sie müsste halt einen anderen Psychologen sich suchen. Sie hat ja momentan gar kein, sie geht ja nirgends mehr hin. Wenn sie nur medikamentös das allein, kommt mir das zu wenig vor. Aber ich halte mich da bewusst heraus.*“ (B04, Z. 786-790)

B07 hofft auf einen passenden Rhythmus der Treffen mit ihrer Klientin: „*Ich hoffe irgendwie, dass wir einfach so diesen Rhythmus, dass wir den auch für uns beide finden, dass es für uns beiden passt. So von der Häufigkeit und von der Frequenz. Ja.*“ (B07, Z. 604 u. 605)

*** Interpretation**

Was wünschen sich die Begleiterinnen also konkret für den weiteren Verlauf der Begleitung?

* Wunsch, dass Klientin sich wieder mehr unter das Volk mischt, Ängste abbaut und neues Vertrauen gewinnt; konkretes Ziel: Einkaufen mit Klientin, die dringend Kleidung benötigt;

*Kein konkreter Wunsch/einfach abwarten und beobachten, wie sich alles weiterentwickelt;

*Wunsch, dass Klientin eine Therapie macht und wenn nicht, sich zumindest mehr öffnet, dass man mit ihr über verschiedenen Themen besser reden kann;

*Verbesserung des Zustandes der Klientin und auch, dass sie regelmäßig zu einem Psychologen geht;

*Dass Häufigkeit der Treffen für Begleiterin und Klientin passt;

3 Begleiterinnen äußern als Wunsch für den weiteren Verlauf der Treffen, dass es der Klientin doch besser gehen würde, z. B. indem sie sich mehr unter das Volk mischt (B01) oder eine Therapie macht (K03) oder zum Psychologen geht (B04).

3 Begleiterinnen äußern als Wunsch für den weiteren Verlauf der Treffen, dass es der Klientin doch besser gehen würde, z. B. indem sie sich mehr unter das Volk mischt (B01) oder eine Therapie macht (K03) oder zum Psychologen geht (B04).

B02 äußert keinen konkreten Wunsch und will einfach geduldig abwarten, wie es der Klientin in Zukunft gehen wird und die Begleitung dann darauf abstimmen.

B07 möchte schlicht und einfach, dass die Häufigkeit der Treffen sowohl für sie als auch für die Klientin in Ordnung ist.

*Statements der Klientinnen

Dramatisch drückt sich K04 aus: „*Ich möchte schon, dass die X (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin) kommt. Brauche ich schon. (...) Ich will die X nicht verlieren. Das wäre mein Untergang. (...) Weil die X bedeutet mir sehr, sehr viel.*“ (K04, Z. 237-239/288-290)

K05 hat keine besonderen Wünsche für den weiteren Verlauf der Begleitung: „*Nein. Eigentlich nicht. Es kann so laufen, wie es läuft.*“ (K05, Z. 581)

Auch K06 ist mit der derzeitigen Situation zufrieden: „*Ich würde sagen, dass es so bleibt. Ja. Auch bei mir, dass es so bleibt. Weil wie ich jetzt bin, wäre ich zufrieden, wenn es so bleibt.*“ (K06, Z. 492 u. 493)

*Interpretation

K04 meint, dass ein Ende der Begleitung ihr Untergang wäre und wünscht sich den unbedingten Fortbestand derselben. Diese Haltung von Seiten der Klientin bekommt etwas Bedrohliches. K05 und K06 hingegen äußern sich sehr gelassen und wünschen sich einfach, dass alles so bleibt, wie es ist. Sie scheinen demnach zufrieden zu sein mit der Begleitung.

B. Würden sich Begleiterinnen und Klientinnen bei entsprechendem Bedarf noch einmal für eine neue Sozialbegleitung entscheiden?

*Statements der Begleiterinnen

B01 und B02 sind sich darin einig, dass sie sich wieder für eine Sozialbegleitung entscheiden würden: „*Ja, eigentlich schon.*“ (B01, Z. 774)

„*Ja, eigentlich schon. Ja, schon. Würde ich wieder.*“ (B02, Z. 678)

Auch für B06 scheint eine Begleitung wieder in Frage zu kommen: „*Die Frau X (Anm. d. Verf.: Fachbereichsleiterin von Pro humanis) hat mich dann auch gefragt, ob ich irgendwann zukünftig wieder einmal eine Betreuung übernehmen werde. Ich denke mir: Ja.*“ (B06, Z. 139-141)

B04 sagt grundsätzlich „Ja“, stellt aber eine Bedingung: „*Ja, wenn es nicht zu aufwendig wäre. Weit fahren oder so was würde ich nicht.*“ (B04, Z. 796)

Obwohl B03 ebenfalls mit „Ja“ antwortet, weiß sie im Grunde, dass ihr eine Pause nicht schaden würde: „*Ja. (...) Na ja, eine Pause wäre vielleicht nicht schlecht. (...) Mein Mann hat eh einmal gesagt: Wir haben nur noch mit alten und kranken Menschen zu tun!*“ Das war auch so ein Zeichen von ihm und von mir her irgendwo: *Ich brauche eine Verschnaufpause!*“ (B03, Z. 698/Z. 729-744)

Für B07 sieht die Situation folgendermaßen aus: „*Ich würde es auf jeden Fall, wenn ich nicht berufstätig wäre. Aber ansonsten würde ich keine anfangen. Weil ich- also ich habe gemerkt, es hat für mich auch ganz gut gepasst, dass ich meine Klientin einfach schon lange kenne. Und dass es für sie einfach auch, also, dass wir da jetzt einfach auf 2 bis 3 Wochen verlängert haben können- das Intervall. Ansonsten würde ich es wöchentlich nicht schaffen.*“ (B07, Z. 613-617)

B05 lässt die Möglichkeit offen, was in Zukunft geschehen wird: „*Ich würde so sagen: Es kommt darauf an, wie sich mein privates Berufsleben entwickelt. Ganz einfach. Das kann ich jetzt, von meinem jetzigen Standpunkt nicht beantworten. (...) Wenn der Bedarf und die Bedürftigkeit vorhanden ist. Aber nicht mehr generell. Also ich würde es nicht ausschließen, dass ich sage: Nie wieder was Ehrenamtliches, aber ich möchte es nicht in den Vordergrund stellen! (...) Ja, offen lassen (...).*“ (B05, Z. 809-817)

*Interpretation

Bei allen sieben der befragten Begleiterinnen ist die tendenzielle Bereitschaft vorhanden, in Zukunft wieder eine Sozialbegleitung zu beginnen. 3 der Klientinnen antworten mit einem grundsätzlichen „Ja“ (B01/B02 u. B06). B04, B03 und B07 haben ihre Bereitschaft an gewisse Bedingungen geknüpft, die für sie zu einem Fortfahren der Begleitung stimmen müssten: B04 würde es wieder machen, wenn sie nicht zu weit fahren müsste und B03 würde gerne eine Verschnaufpause einlegen, bevor sie wieder eine neue Klientin übernimmt. B07 würde eine neue Begleitung beginnen, wenn sie nicht berufstätig wäre. Neben ihren Beruf könnte sie sich dies aber nicht mehr vorstellen. Nur B05 lässt alles offen und will sich in keiner Richtung festlegen. Zusammenfassend würde ich es trotzdem sagen, dass eine positive Tendenz zum Fortfahren der Tätigkeit eindeutig besteht!

*Statements der Klientinnen

K01 kann sich eine neue Sozialbegleitung mit einer neuen Person nicht vorstellen: „*Ja sicher, wenn sie (Anm. d. Verf.: Sozialbegleiterin)- aber ich kann mir das nicht vorstellen! (...) Aber jetzt könnte es sein, wenn sie sagen, sie hören auf und da bin ich schon ein bisschen. Weil nach 5 Jahren ist es schon eine Beziehung. Und wieder eine neue Person (...) ES könnte nicht besser sein, kommt mir vor.*“ (K01, Z. 753-759)

Auch K03 findet den Gedanken belastend: „*Das wäre schon eine große Belastung. (...) Nein, möchte ich nicht.*“ (K03, Z. 361-366)

K04 will ihre Begleiterin nicht verlieren: „*Ich will sie nicht verlieren. Dann würde ich mir was antun. Weil ich dann eine Freundschaft wieder verliere und das kann ich schwer aushalten. Dann würde ich mich umbringen oder so (...).*“ (K04, Z. 244-247)

Auch K05 begeistert der Gedanke nicht gerade: „*Nein, weiß ich nicht. Ich hoffe, dass ich es nicht noch einmal muss. Wieder was Neues (...).*“ (K05, Z. 587)

Einzig und alleine K06 würde sich auch trauen, etwas Neues zu beginnen: „*Ja.*“ (K06, Z. 497)

*Interpretation

4 der Klientinnen (K01, K03, K04, K05) sind eher unglücklich, wenn sie daran denken, die jetzige Sozialbegleitung zu beenden und mit einer neuen Begleiterin wieder eine Begleitung zu beginnen. Besonders bedenklich scheint mir die Haltung der Klientin K04, die wir bereits vorher angesprochen haben. Sie klammert sich geradezu an ihre Begleiterin und für sie würde der Abschied "einen Weltuntergang" bedeuten. K06 scheint am mutigsten in die Zukunft zu schauen und würde sich auch für eine neue Begleitung entscheiden.

End- und Anfangspunkte stellen weder für KlientInnen als auch für BegleiterInnen eine leichte Angelegenheit dar und müssen deshalb mit Sensibilität und Vorsicht durchschritten werden. Grundsätzlich sollte es meiner Meinung den KlientInnen bereits zu Beginn der Begleitung klargemacht werden, dass es sich im Normalfall um keine endlose Begleitung handeln wird. Dadurch werden die KlientInnen auf ein Ende der Begleitung vorbereitet und tun sich hoffentlich dabei leichter, ihre BegleiterInnen innerlich und äusserlich loszulassen.

Resümee

Nun, wo ich am Ende meiner Diplomarbeit stehe, möchte ich noch einmal kurz Rückschau halten auf die Zeit, die hinter mir liegt und erfüllt war mit folgende Aktivitäten: Lesen, Lesen, Lesen und ein Erstellen des vorläufigen Inhaltverzeichnis meines Theorieteiles, Herausarbeiten der Forschungsfragen, Ausarbeiten der Interviewleitfäden, Vorbereiten für die Interviews, Durchführen der Interviews (bei meist sommerlicher Hitze), weiteres Schreiben am Theorieteil, Auswertung meiner Interviews, Schreiben des Empirischen Teils - und dazwischen immer wieder Gespräche mit meinem Diplomarbeitsbetreuer Arno Heimgartner, mit Manuela Fritz aus dem Wissenschaftsladen und den Fachbereichsleiterinnen von Pro humanis. Danke noch einmal Euch allen!

So liegt eine spannende Zeit hinter mir und es freut mich, nun das Ergebnis meiner Arbeit in den Händen halten zu können, bereichert um viele Erfahrungen und Einblicke in die "bunte Welt der Ehrenamtlichkeit". Ich sehe meine Diplomarbeit als einen Beitrag dazu, die Bedeutung ehrenamtlicher Arbeit am Beispiel der ehrenamtlichen Sozialbegleitung darzustellen und in ihrer Vielschichtigkeit zu beleuchten und möchte sie all jenen widmen, die als freiwillige SozialbegleiterInnen tätig sind. Herzlichen Dank auch noch an all jene Begleiterinnen, die sich mir als Interviewpartnerinnen zur Verfügung gestellt haben und mir durch ihre Offenheit einen lebensnahen Zugang zur ehrenamtlichen Sozialbegleitung ermöglicht haben.

Literaturverzeichnis

- Alff, J./Martini, H./Braun, H. : Ehrenamtlichkeit im sozialen Bereich. Recklinghausen 1985.
- Backes, Gertrud: Zur Bedeutung des sozialen Ehrenamtes für ältere und alte Frauen. In: Zeitschrift für Gerontologie S. 349-354, Nr. 26, Jg. 1993
- Badelt, Christoph/Hollerweger, Eva: Das Volumen ehrenamtlicher Arbeit in Österreich. Working Paper Nr. 6, Wien, Februar 2001.
- Berlardi, Nando: Supervision. Eine Einführung für soziale Berufe. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag 1996.
- BMFSFJ: Ältere Menschen im sozialen Ehrenamt. Exemplarische Bestandsaufnahme und Handlungsempfehlungen. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Band 116. Kohlhammer: Stuttgart 1996.
- Bock, T.: Ehrenamtliche Tätigkeit im sozialen Bereich. In: Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.): Fachlexikon der sozialen Arbeit: Frankfurt a. d. M. 1993.
- Boeßenecker, Karl-Heinz: Ehrenamt und Wohlfahrtsverbände. In: Zeitschrift „Soziale Arbeit“, S. 87-92, März 1999.
- Braun, Joachim/Röhrig, Peter: Umfang und Unterstützung ehrenamtlicher Mitarbeit und Selbsthilfe im kommunalen Sozial- und Gesundheitsbereich. In: Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (Hrsg.): Freiwilliges und soziales Engagement und Weiterbildung, Schriftenreihe Studien zur Bildung und Wissenschaft 32, Teil 2, Bock Verlag: München 2000.
- Caritas: Mehr freiwilliges Engagement im bedrängten Sozialstaat? Ein Positionspapier von der Caritas Schweiz zur Freiwilligenarbeit und Sozialzeit. Caritas-Verlag, Luzern 1998.
- Darendorf, Ralf: zit. im Positionspapier der Caritas Schweiz zur Freiwilligenarbeit und Sozialzeit, S. 7, 1998.
- Dechamps, Andrea: Volunteers und ehrenamtliche Helfer. Schriftenreihe der Katholischen Stiftungshochschule. ISBN 3-7815-0621-5. München 1989.
- Engel, Christoph: Ehrenamt und Arbeitsrecht: die Übertragbarkeit von Regelungen des Individualarbeitsrechtes und des Arbeitsschutzrechtes auf ehrenamtlich Tätige. Bayreuth 1999.
- Ertl, M./Heindl, F./Muschik, E. (Hrsg.): Übergänge. Dasein - Beistehen - Mitgehen. 30 Jahre Bürgerhilfe in der Sozialpsychiatrie. Tagungsbericht der Pro Mente Wien. edition pro mente, Linz 1996.

Funk, Heide und Winter, Petra: Ehrenamtlichkeit in Jugendverbänden - Innere und äußere Probleme der Anerkennung. In: Deutsche Jugend, 40, S. 525-535. Ausgewählt und eingeleitet von Hans Bender. 1. Auflage Frankfurt am Main: Insel-Verlag 1983.

Görtz, Astrid: Freiwillige im sozialen Dienst (Bericht eines Workshops); in: Ertl, M/Heindl, F/Muschik, E. (Hrsg.): Übergänge. Dasein - Beistehen - Mitgehen. 30 Jahre Bürgerhilfe in der Sozialpsychiatrie. Tagungsbericht der Pro Mente Wien. edition pro mente, Linz 1996.

Graeff, Peter: Ehrenamt. Perspektive gesucht. In: Zeitschrift für Sozialwirtschaft „Social Management“, S. 5/6, 1/2001.

Harbart, Wally: 1. Beitrag zu Zusammenarbeit zwischen professionellen und ehrenamtlichen Helfern. In: Pölzer, Linda/Andersons, Ingrid (Hrsg.): Die Verantwortung der älteren Menschen für sich selbst - Ehrenamt und Selbsthilfe. Graz S. 28-31. Schriftenreihe der EURAG 1983/84.

Hat die freiwillige Arbeit eine Zukunft im Europa des 21. Jahrhunderts? Seminar in Stockholm, Herausgegeben von EURAG, Okt. 1991.

Heimgartner, Arno: Ehrenamtliche bzw. freiwillige Arbeit in Einrichtungen sozialer Arbeit. Dissertation. Jänner 2000.

Hollerweger, Eva: Soziales Ehrenamt in Österreich, S. 8-15. In: Österr. Komitee für soziale Arbeit. Ehrenamt in Trägerorganisationen 1999.

Hummel, H.: Das Ehrenamt zwischen behördlicher und freier Wohlfahrtspflege. In: Blätter der Wohlfahrtspflege 136, H. 6, S. 749-769, 1989.

Hunt, Morton: Das Rätsel der Nächstenliebe. Der Mensch zwischen Egoismus und Altruismus. Campus Verlag. Frankfurt/New York 1992.

Jakob, Gisela: Biographie und Gesellschaft. Zwischen Dienst und Selbstbezug. Leske und Budrich. Opladen 1993.

Kapfer, Ludwig: Common Win Organisations of Styria. Eine Studie zur Zukunft von Vereinen, Verbänden und Organisationen in der Steiermark. Kompetenz Mediengruppe, Graz 2001.

Kurz, Rosemarie: Gesellschaftliche Partizipation durch ehrenamtliche MitarbeiterInnen. In: Kapfer, Ludwig: Common Win Organisations of Styria, Kompetenz Mediengruppe, Graz 2001.

Leitner, Pauline/Schwarz, Monika: Verein Frauen für Frauen, Projektbeschreibung. 1996.

Leitner, Pauline: Sozialbegleitung als Weg zur Selbstverwirklichung. In: Jahresbericht von Pro Humanis 2000, S. 14/15.

Lingler, Franz: Soziales Ehrenamt. Diskussion und Praxis in Österreich. Zeitschrift „Soziale Arbeit“ 10./11. 2000, S. 396-402.

Mathies, Daniela:aber sie sind halt keine Profis!?. Diplomarbeit an der Akademie für Sozialarbeit Bregenz, 1996.

Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Deutscher Studienverlag Weinheim. 2000.

Meyer, Peter. C./Budowski, Monica (Hrsg.): Bezahlte Laienhilfe und freiwillige Nachbarschaftshilfe. Zürich: Seismo-Verlag 1993.

Meyer, P.C./Budowski, Monica/Bösch, J.: Freiwillige Hilfe. Konzepte, Wirkungen, Fördermaßnahmen. In: Mexer, Peter/Budowski, Monica (Hrsg.): Bezahlte Laienhilfe und freiwillige Nachbarschaftshilfe. S. 17-40. Zürich 1993.

Müller, Siegfried/Rauschenbach, Thomas (Hrsg.): Das soziale Ehrenamt - Nützliche Arbeit zum Nulltarif. 2. Auflage Weinheim. München: Juventa Verlag 1992.

Müller-Kohlenberg, H.: Der heimliche Gewinn der Helfer. In : Müller, B./Thiersch, H. (Hrsg.): Gerechtigkeit und Selbstverwirklichung. Moralprobleme im sozialpädagogischen Handeln. S. 110-121. Freiburg i. Br. 1990.

Müller-Kohlenberg, H.: Die Aporie von Methode und Beziehung in der Sozialarbeit. In: Neue Sammlung 33, H 1, S. 45-54, 1993.

Müller-Kohlenberg, Hildegard/von Kardoff, Ernst/Kraimer, Klaus: Laien als Experten. Eine Studie zum sozialen Engagement im Ost- und Westteil Berlins, Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt am Main 1994.

Müller-Kohlenberg, Hildegard: Laienkompetenz im psychosozialen Bereich. Leske und Budrich. Opladen 1996.

Nörber, Martin: Bürgerschaftliches Engagement, Ehrenamt, Freiwilligendienst, Freiwillig - soziales Engagement - oder was nun? In: Zeitschrift „Sozialmagazin“, S. 18-23, 24. JG. 1999.

Notz, Gisela: Den Bürgern Amt und Ehre, den BürgerInnen die Arbeit?. In: Zeitschrift „Sozialmagazin“, 1999, S. 24-29, zit. n. Statistisches Bundesamt 1995.

Olk, Thomas.: Das soziale Ehrenamt. In: Sozialwissenschaftliche Literaturreisenschau H. 14, S. 84-101, Okt. 1987.

Olk, Thomas.: Zwischen Ehre und Amt - Zur Entwicklung professioneller und nicht-professioneller Form sozialer Arbeit. In: Böllert, K./Otto, H.-U. (Hrsg.): Soziale Arbeit auf der Suche nach Zukunft. S. 195-212. Bielefeld 1989.

Olk, Thomas: Zwischen Hausarbeit und Beruf. Ehrenamtliches Engagement in der aktuellen sozialpolitischen Diskussion. In : Müller, Siegfried/ Rauschenbach, Thomas (Hrsg.): Das soziale Ehrenamt, S. 19-36, München 1992.

Oppl, H.: Sozialarbeit im Spannungsfeld von Ehrenamt und Selbsthilfe. In: Deutscher Caritasverband (Hrsg.): Ehrenamt und Selbsthilfe, S. 65-91. Freiburg i. Br. 1986.

Österreichisches Komitee für Soziale Arbeit: Ehrenamt in sozialen Trägerorganisationen. Freiwilligenarbeit in Österreich. Redaktionsteam: Norbert Breda / Judith Darrer. Jahreskonferenz Oktober 1999.

Oswald, G./Schinzler, E.: Dem anderen Helfen. Eine Untersuchung über ehrenamtliche Arbeit im sozialen Bereich. Stuttgart 1987.

Otto-Schindler, Martina: Berufliche und ehrenamtliche Hilfe. Perspektiven der Zusammenarbeit, Osnabrück: Univ.-Verl. Rasch 1996.

Pankoke, E./Pankoke-Schenk, M.: Ehrenamtlicher Dienst und ehrenamtliche Verantwortung. Zur sozialpolitischen Bedeutung wertgebundenen Engagements. In: Deutscher Caritasverband (Hrsg.): Ehrenamt und Selbsthilfe, S. 44-64, Freiburg i. Br. 1986.

Pöhr, Franz: Ehrenamtlichkeit in der Erwachsenenbildung am Beispiel örtlicher LeiterInnen im Salzburger Bildungswerk. Dissertation. Graz 1994.

Pro humanis. Sozialbegleitung für Menschen mit psychischen Erkrankungen. Impressum: Verein Pro humanis. Jahresbericht 2000.

Pro humanis. Sozialbegleitung für Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen. Impressum: Verein Pro humanis. Jahresbericht 2001.

Rauschenbach, T./Müller, S./Otto, H.-U.: Vom öffentlichen und privaten Nutzen des sozialen Ehrenamts. In: Müller, S./Rauschenbach, T. (Hrsg.): Das soziale Ehrenamt, S. 223-242, 2. Aufl. Weinheim/München: Juventa Verlag 1992.

Reihs, Siegfried: Im Schatten von Freiheit und Erfüllung. Ehrenamtliche Arbeit in Bayern. SWI Verlag, Bochum 1995.

Ressi, Ingrid: Sozialbegleitung - wichtiger Bestandteil sozialer Psychiatrie. Im: Jahresbericht von Pro Humanis S. 7, 2000.

Schmachtenberg, W.: Modelle ehrenamtlicher Hilfe in der Altenhilfe. Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1980.

Schurz, Grete: Auch beim Ehrenamt sind Männer gleicher. Artikel in der Kleinen Zeitung. Sonntag, 13. Mai 2001.

Scobel, Walter Andreas: Was ist Supervision?. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1991.

Schöck, Inge: Bürger als Helfer. Freiwilliges Engagement in der Sozialpsychiatrie S. 8; In: Ertl M./Heindl, F./Muschik, E (Hrsg.): Übergänge. Dasein - Beistehen - Mitgehen. 30 Jahre Bürgerhilfe in der Sozialpsychiatrie. Tagungsbericht der Pro Mente Wien. Edition pro mente, Linz 1996.

Stamm, Judith: Jahr der Freiwilligkeit - Entstehung, Im: Internet: url: <http://www.iyv-forum.ch/de/index.html>, 2002-04-22

Statistisches Bundesamt (Hrsg.): Die Zeitverwendung der Bevölkerung. Ergebnisse der Zeitbudgeterhebung 1991/1992. Wiesbaden 1995.

Strümpel, Charlotte: Maßnahmen zur Förderung freiwilligen Engagements – Beispiele aus Europa, S. 72-82. In: Österr. Komitee für soziale Arbeit. Ehrenamt in sozialen Trägerorganisationen 1999.

Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Freiwillige fördern. Ansätze und Arbeitshilfen für einen neuen Umgang mit Freiwilligen in der Kinder- und Jugendarbeit. Juventa Verlag Weinheim und München 1999.

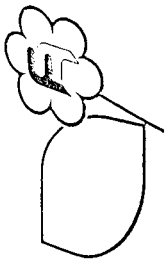
Ulam S. 43-54. Grundlage ist eine schriftliche Befragung des Fessel - GfK-Institutes von 4500 älter als 15-jährigen ÖsterreicherInnen im Sommer 1998. In ihr wird umfassend das bürgerschaftliche Engagement thematisiert, in dem soziales Ehrenamt enthalten ist. 1999.

Van Loon, Theo: Der Stellenwert des Ehrenamtes in der Gesellschaft. 1994. In: Pözlner, Linda u. Andersons, Ingrid (Hrsg.): Die Verantwortung der älteren Menschen für sich selbst - Ehrenamt und Selbsthilfe, Graz S. 50-58. Schriftenreihe der EURAG 83/84.

Wessels, Christiane: Das soziale Ehrenamt im Modernisierungsprozess. Aktuelle Frauenforschung, Band 22, Centaurus: Pfaffenweiler 1994.

Wallimann, Isidor: Freiwilligenarbeit nützt nur den Privilegierten. Gesellschaftlich zu teuer, Probleme vertieft, Existenzsicherung nicht garantiert. In: Zeitschrift „Soziale Arbeit“ S. 403-408, 10./11. 2000.

Anhang



Aufbau von Treffpunkten

Ziel eines Treffpunktes ist es, Frauen, die sich allein fühlen, – auch Witwen – oder Frauen, die in Krisensituationen stecken, einen Ort der Begegnung zu bieten, wo sie Gemeinschaft und Geselligkeit, aber auch Impulse zur Lebensgestaltung finden.

Die Treffpunktleiterinnen bieten je nach Interesse der Teilnehmerinnen verschiedene Programme an, z.B. Gesprächsrunden, Meditation, Gruppentänze, Wandern, Gymnastik, Basteln u.a.
Die Teilnehmerinnen bezahlen einen kleinen Beitrag für Unkosten und Raummiete.

Kontaktstelle

Ort: 8010 Graz, Leonhardstraße 116
(Eingang durch den Hof)
Tel. 0316/38 61 18

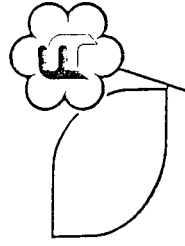
Sie erreichen die Kontaktstelle mit der Straßenbahnlinie 7, Haltestelle Odilieninstitut.

Öffnungszeiten: Dienstag, 9 – 12 Uhr
Freitag, 9 – 18 Uhr

Gesprächstermine sind nach telefonischer Voranmeldung auch außerhalb der Öffnungszeiten möglich.

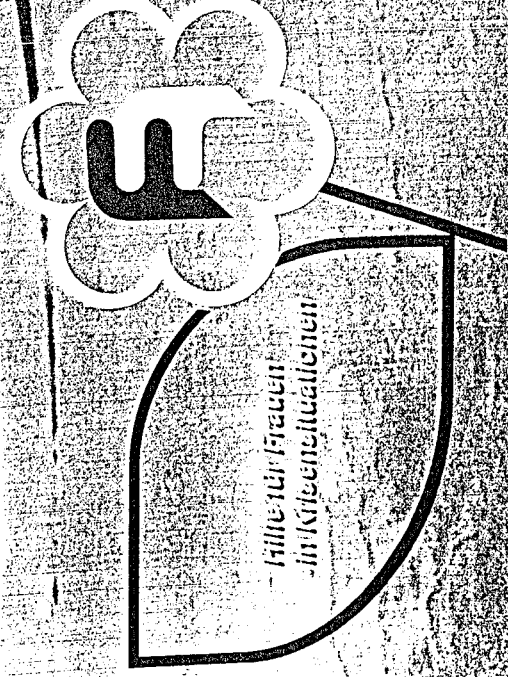
In den Schulerien ist die Kontaktstelle geschlossen.

Sie können den Verein „Frauen für Frauen“ unterstützen durch Mitgliedschaft oder als Förderer durch eine Spende. Einzahlungen erbeten auf Verein „Frauen für Frauen“, Kto.-Nr. 30247616043, BLZ 56000. Erlagscheine sind erhältlich.



Frauen für Frauen

alte Initiative der
Katholischen Frauenbewegung
in der Steiermark



Hilfe für Frauen
in Krisensituationen



Warum wurde "Frauen für Frauen" gegründet?

Viel Leid für Erwachsene und Kinder, ja selbst ganze Familientragödien sind darauf zurückzuführen, daß Menschen in Krisensituationen keinen Ansprechpartner haben bzw. nicht wissen, wohin sie sich mit ihren Problemen wenden können. Besonders Frauen geraten in unserer Zeit durch Existenzängste, Partnerschafts- und Familienprobleme, Trennung und Scheidung, Einsamkeit, Übermüdung und Überlastung, mangelnden Lebenssinn usw. vermehrt in Krisen.

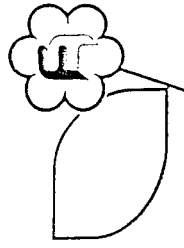
Was bietet "Frauen für Frauen" den Betroffenen an?

Ein Team von ehrenamtlich arbeitenden Frauen möchte für Hilfesuchende da sein und sie zur Selbsthilfe anleiten. Folgende Einrichtungen werden angeboten:

- a) Kontaktstelle
- b) Nachbegleitung
- c) Treffpunkte

Was finden Frauen in der Kontaktstelle?

Ein offenes Ohr für Nöte und Sorgen; Information über zuständige Stellen, Selbsthilfegruppen u.ä.; auf Wunsch Begleitung zu Ämtern und Behörden; Überwindung der "Schwellenangst" vor psychologischer Beratung und Psychotherapie; Anleitung zur Selbsthilfe, Anregung zur persönlichen Weiterentwicklung und Eigeninitiative.



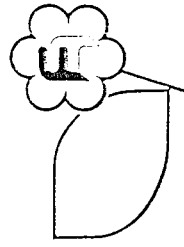
Die Mitarbeiterinnen in der Kontaktstelle sind Laien, bekommen jedoch fachbezogene Begleitung (Supervision) und Fortbildung.

Die Beratung ist kostenlos, auf Wunsch anonym und steht selbstverständlich Frauen aus der ganzen Steiermark zur Verfügung.

Welche Frauen brauchen Nachbegleitung?

Frauen, die nach stationärer psychiatrischer Behandlung nach Hause entlassen werden, begegnen in ihrer Umgebung oft Unverständnis. Sie bleiben mit denselben häuslichen und/oder beruflichen Belastungen, die ihre Erkrankung mitverursacht haben, sich selbst überlassen. Hier soll eine stützende Nachbegleitung Rückfällen vorbeugen und der betroffenen Frau helfen, wieder im Leben "draußen" Fuß zu fassen.

"Frauen für Frauen" tritt schon vor der Entlassung aus dem Krankenhaus mit der Patientin in Kontakt und sucht für sie – möglichst in ihrer näheren Umgebung – eine geeignete, verständnisvolle, verlässliche und vertrauenswürdige Begleiterin. Diese soll wöchentlich, auf Wunsch auch öfter, persönlich oder telefonisch mit der Frau Kontakt aufnehmen, eine gute Beziehung aufbauen und versuchen, ihr eine Stütze zu sein.



Begleiterinnen erhalten eine Einführung in ihre Tätigkeit und laufende Unterstützung durch ein Team von Fachleuten (Arzt, Psychologe, Sozialarbeiterin).



Sozialbegleiterinnen und Sozialbegleiter

sind in der ganzen Steiermark aktiv.

Die Zahl der Anträge auf Sozialbegleitung nimmt ständig zu, sodass Steiermarkweit ehrenamtliche MitarbeiterInnen für diese erfüllende Tätigkeit gesucht werden.

Zweimal jährlich bietet der Verein InteressentInnen die Möglichkeit, die Seminarreihe

Einführung in die soziale Psychiatrie

als Vorbereitung auf die Sozialbegleitung zu besuchen.

Nehmen Sie mit uns Kontakt auf, wenn Sie sich für Sozialbegleitung interessieren.

0316 – 82 77 07

„pro humanis.
Leben. Helfen.“
gemeinnütziger Verein

wird subventioniert von folgenden öffentlichen Stellen:



Land Steiermark

Fachabteilung für das Gesundheitswesen,
Fachabteilung für das Sozialwesen.



Amt für Jugend und Familie,
Sozialamt,
Gesundheitsamt.

Sozialbegleitung
für Menschen mit psychischen
Beeinträchtigungen

Beratungsstelle

für Angehörige psychisch Erkrankter
und
Frauen in Krisen
„Frauen für Frauen“

Streng vertraulich und kostenlos.

Vereins- und Spendenkonto:

Volksbank Graz-Bruck
BLZ 44-770, Konto-Nr. 010862161

Impressum:

„pro humanis. Leben. Helfen“
8010 Graz

Conrad von Hötzendorfstraße 23

☎ 0316 / 82 77 07

Fax 0316 / 82 77 07A

eMail pro.humanis@inode.at

www.humanis.at

8010 Graz

Conrad v. Hötzendorfstraße 23

☎ 316 / 82 77 07 Fax 0316 / 82 77 07A

Montag – Freitag von 9 – 13 Uhr
und nach Vereinbarung

www.humanis.at

pro.humanis@inode.at



BERATUNGSSTELLE:

für
Angehörige psychisch
beeinträchtigter Menschen
und für
Frauen in persönlichen Krisen
„Frauen für Frauen“

- ❖ **Einzelberatung**
 - für *Angehörige* psychisch beeinträchtigter Menschen,
 - für *Frauen* in belastenden Lebenssituationen (Lebenskrisen, Beziehungsproblemen, Überlastung durch Familie und Beruf),
 - bei psychischen Problemen (depressive Verstimmungen, Ängste, Einsamkeit, psychische Krisen)
- ❖ **Telefonische Beratung**
- ❖ **Information** über andere öffentliche Beratungseinrichtungen
- ❖ **Begleitete Gruppen** für Angehörige psychisch Beeinträchtigter



SOZIALBEGLEITUNG

für Menschen
mit psychischen Beeinträchtigungen
und Erkrankungen

Sozialbegleitung ist eine vertrauliche und zuverlässige Beziehung für einen bestimmten Zeitraum.

Sozialbegleitung ist unterstützender Kontakt ohne Veränderungsanspruch von Seiten des/der SozialbegleiterIn.

Sozialbegleitung stützt Betroffene unter anderem bei der Bewältigung von Alltagssituationen und dem Neu- bzw. Wiederaufbau von Sozialkontakten.

SozialbegleiterInnen fördern Betroffene in ihren gesunden und konfliktfreien Bereichen.

SozialbegleiterInnen arbeiten ehrenamtlich und unterliegen der Schweigepflicht.

**Sozialbegleitung
ist für Betroffene
freiwillig und kostenlos**

Ziele von Sozialbegleitung sind:

1. Stärkung der gesunden Anteile des psychisch beeinträchtigten Menschen,
2. Verbesserung seiner Lebensqualität,
3. Wiedererlangung größtmöglicher Selbständigkeit,
4. Aufhebung von Isolation und Diskriminierung,
5. Entlastung der Angehörigen.

Für wen ist Sozialbegleitung wichtig?

- Für Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen, die in psychiatrischer Behandlung sind oder waren.
- Für Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen, deren soziales Umfeld nicht oder nicht mehr ausreichend ist.
- Für Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen, die Unterstützung in der Bewältigung ihrer Alltagssituation wünschen.





<u>Freitag</u>	1. März	14.30 – 19.30	<u>Wer wir sind und was wir wollen</u> Kennenlernen des Vereines, seiner Aufgaben und Ziele. <u>Referentinnen:</u> P. Leitner, G. Treichler Sozial- u. Lebensberaterinnen Fachbereichsleiterinnen für Sozialbegleitung <u>Motivation</u> <u>Referentin:</u> wird noch bekannt gegeben
<u>Freitag</u>	8. März.	14.30 – 18.30 Ende aus organisatorischen Gründen 1 Std. vorverlegt	<u>Von der Krise zur Störung</u> Krankheitsbilder und Umgang mit Betroffenen <u>Referentin:</u> Dr. Benedikta Möstl, Psychiaterin und Psychotherapeutin, BZ Leibnitz
<u>Freitag</u>	15. März.	14.30 – 19.30	<u>Affektive Störungen</u> Depression und Manie, Krankheitsbilder und Umgang mit Betroffenen <u>Referent:</u> Dr. Günther Klug, Psychiater und Psychotherapeut, Leiter des PSZ Graz-Ost
<u>Freitag</u>	5. April	14.30 – 19.30	<u>Psychosen</u> Krankheitsbilder und Umgang mit Betroffenen <u>Referentin:</u> OA Dr. Rosemarie Schober Psychiaterin u. Psychotherapeutin LSF Graz
<u>Freitag</u>	12. April	14.30 – 19.30	<u>Neurosen – der sich und andere bemühende Mensch</u> <u>Referentin:</u> Dr. Brigitte Fuchs-Nieder Psychiaterin u. Psychotherapeutin, PSZ Graz-Ost
<u>Freitag</u>	19. April	14.30 – 19.30	<u>Kommunikation in der Begleitung</u> <u>Referentin:</u> wird noch bekannt gegeben
<u>Freitag</u>	26. April	14.30 – 19.30	<u>Suchterkrankungen – illegale Drogen</u> <u>Referent:</u> Dr. Dietmar Wachter, Psychiater und Psychotherapeut LSF Graz, Abtlg. Illegale Drogen
<u>Freitag</u>	3. Mai.	14.30 – 19.30	<u>Nähe und Distanz</u> <u>Referentin:</u> Sr. Evelyne Ender rscj. Seelsorgerin, Sozial- u. Lebensberaterin, Supervisorin, Mediatorin
<u>Samstag</u>	4. Mai	9.00 – 14.00	<u>Psychohygiene</u> <u>Reflexion</u> <u>Zertifikatsverleihung</u> <u>Referentinnen:</u> Pauline Leitner, Sozial- u. Lebensberaterin Fachbereichsleiterin SB Bezirke

Änderungen vorbehalten

Bitte wenden!

15204

Kurzzusammenfassung zur Diplomarbeit "Ehrenamtliche Sozialbegleitung aus sozialpädagogischer Perspektive"

Autorin: Christina Jaklitsch

In meiner Diplomarbeit geht es um die Begleitung psychisch beeinträchtigter Menschen durch ehrenamtlichen SozialbegleiterInnen. Ich habe im theoretischen Teil über Begriffe und Definitionen, den Wandel des Ehrenamtes, die Organisation ehrenamtlicher Tätigkeiten, Argumente für und gegen das Ehrenamt und die Motivation ehrenamtlicher Tätigkeiten im allgemeinen geschrieben und bin danach näher auf das soziale Ehrenamt, die Laienkompetenz im psycho-sozialen Bereich und schließlich auf die ehrenamtliche Sozialbegleitung, die Wünsche, Erwartungen und Ängste der BegleiterInnen und KlientInnen, die Begleitungsbeziehung sowie die Wirkungen der ehrenamtlichen Sozialbegleitung zu sprechen gekommen. Besonders interessant fand ich dabei die Veränderungen in Bezug auf das Ehrenamt und die Ehrenamtlichen im Laufe der Geschichte, die Motivationshintergründe derselben, die Äquieffektivitätsthese, die besagt, dass Ehrenamtliche im psycho-sozialen Bereich häufig die gleichen Erfolge erzielen wie Professionelle und auch die Beziehungsaspekte und evt. auftretenden Belastungsfaktoren zwischen SozialbegleiterInnen und KlientInnen. Für meinen empirischen Teil führte ich 16 Interviews mit je 8 Sozialbegleiterinnen und 8 Klientinnen durch, die mir von Pro humanis vermittelt wurden. Pro humanis ist ein Verein hier in Graz, der seit nahezu 10 Jahren ehrenamtliche SozialbegleiterInnen sucht und Interessierte auf ihre Tätigkeit vorbereitet und sie während der Tätigkeit auch mittels Supervision und etwaigen Weiterbildungsangeboten begleitet. In meinem empirischen Teil habe ich zuerst einen kurzen Überblick über den Verein Pro humanis, seine Entwicklung und seine Ziele gegeben, danach mein Untersuchungsinteresse dargestellt, meine Untersuchungsmethode beschrieben und zu guter letzt meine Interviews ausgewertet und interpretiert. Am spannendsten war für mich das Vorbereiten, Durchführen und Auswerten der Interviews. Meinem Untersuchungsinteresse entsprechend stellte ich Fragen zu den Themen Erstkontakt, Motivation/Erwartungen/Ängste, Organisation/Aktivitäten, Beziehung/Nähe und Distanz, Familie und Freundeskreis, Professionelle und Laien im Vergleich, Persönliche Entwicklung/Effizienz der Begleitung sowie Zukunftsperspektiven. Ich habe meine Interviews mittels Atlas-ti, einer inhaltsanalytischen Methode, am Computer ausgewertet. Ich möchte am Schluss noch auf meine 2 Metafrage antworten, die ich folgendermaßen formuliert habe:

1. Wo liegen die Kernelemente der ehrenamtlichen Sozialbegleitung aus sozialpädagogischer Sicht?
 2. Welchen sozialpädagogischen Beitrag leistet ehrenamtliche Sozialbegleitung?
- Zu 1.: Die Kernelemente der ehrenamtlichen Sozialbegleitung liegen unter Berücksichtigung meiner Untersuchungsergebnisse in einer Begegnung von Mensch zu Mensch, dem Aufbauen von Vertrauen, dem Zuhören und einfachen Da-Sein für die KlientInnen und gemeinsamen Unternehmungen mit denselben.
- Zu 2.: Diese Qualität des einfachen "Da-Seins" und das Interesse am Gegenüber leistet einen sehr wichtigen sozialpädagogischen Beitrag für die Gesellschaft in der Weise, dass Personen mit psychischen Beeinträchtigungen ein Stück weit aus ihrer Isolation herausgeholt werden können, Beziehungsängste überwinden lernen und durch Gespräche mit dem Gegenüber Hilfestellungen und neue Perspektiven für ihr Leben finden können.